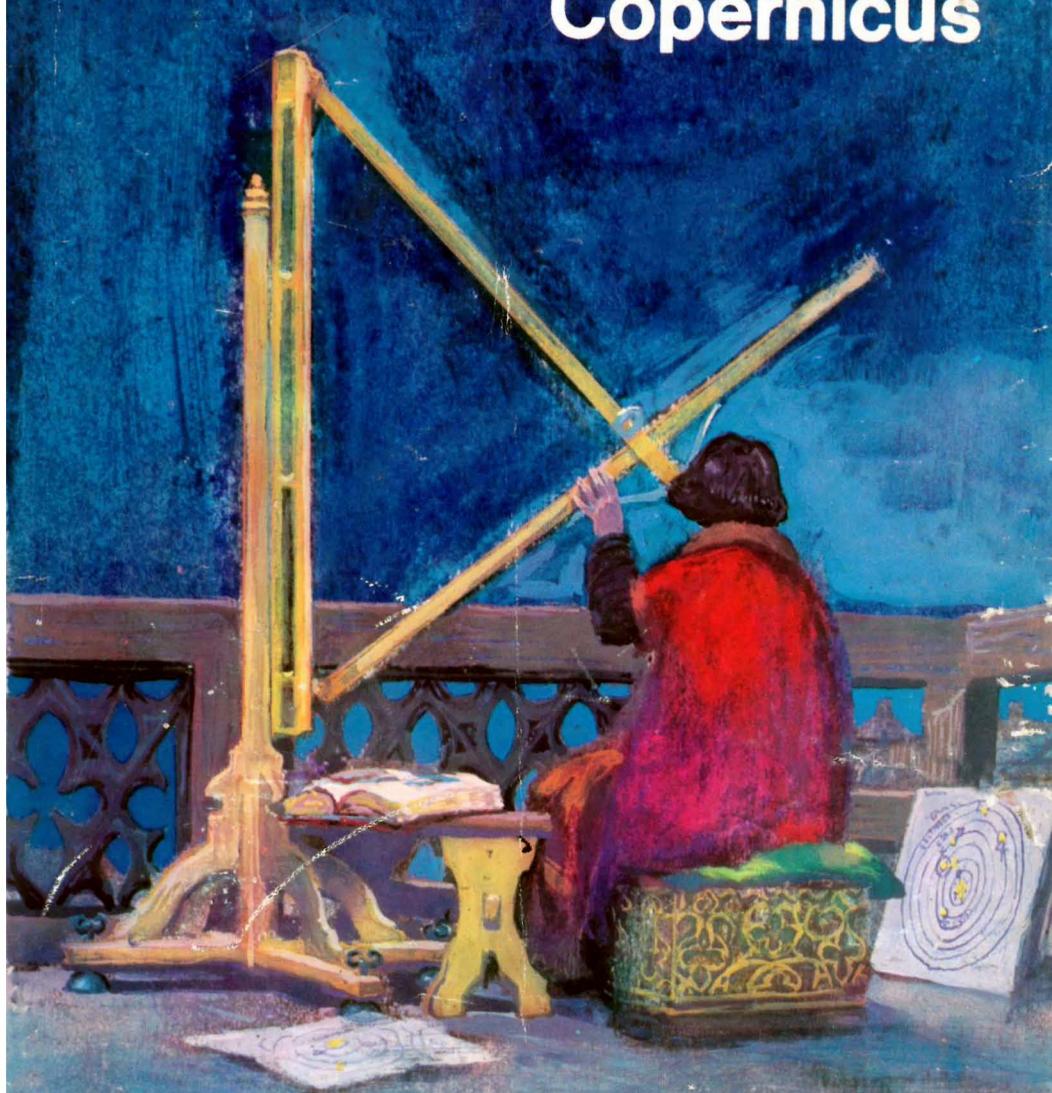


**Wilhelm
Strube**

**Wagnis
und
Furcht
des
Nicolaus
Copernicus**



Als Nicolaus Copernicus über die Piazza Nettuno ging, über sich den vollen Mond und einen milden Frühlingshimmel, um sich jauchzende, musizierende, kichernde und singende Bologneser, fühlte er sich einsam und verloren.

Er blickte auf die schiefen Türme von Bologna, in deren Schatten sich Liebespaare küßten. Würziger Bratenduft wehte über den weiten Platz. Eine Sternschnuppe brannte ab. Und plötzlich erschien ihm der Gedanke ungeheuerlich, dieser gewaltige Erdkörper mit all den Türmen, Gebirgen, Meeren und Menschen könnte sich einmal am Tage um sich selbst drehen und dabei noch in einem Jahr um die Sonne fliegen.

Nicolaus' Sinne waren zum Zerreißen gespannt. Wie konnte er solche Gedanken wagen, er, ein Domherr gerade, ein kleiner Diener der mächtigen Kirche, ein Scholar erst, ein Namenloser unter denen, deren Wort vernommen oder gar ernst genommen wurde. Vermessen war es, die Mächtigen herauszufordern, Bischöfe und Kardinäle, Kaiser und Papst, das Gegenteil

von dem zu denken, was seit eintausendvierhundert Jahren als richtig galt.

Und was hatte er dem entgegenzuhalten? Ein Hirnspinnst, so würde man sagen, das Trugbild eines Wahnsinnigen, der nicht zu unterscheiden vermochte, ob sich das Schiff bewegte oder das Ufer, die Wolken oder der Kirchturm, der gegen die Wolken stand. Gelächter, Spott, Hohn würden ihn erwarten und der mit dem eigenen Blut getränkte Hut auf dem Scheiterhaufen.

Nicolaus Copernicus, sein Leben und sein unter Gefahren durchgesetztes Lebenswerk stehen im Mittelpunkt dieser Erzählung, in der kenntnisreich und einfühlsam bewiesen wird, daß eine wissenschaftliche Entdeckung zum spannenden Abenteuer werden kann.



*DER KINDERBUCHVERLAG
BERLIN*



Wilhelm Strube
Wagnis und Furcht
des Nicolaus Copernicus

Wagnis
und
Furcht
des
Nicolaus
Copernicus

Wilhelm Strube



Der
Kinderbuchverlag
Berlin

Das Buch entstand unter Mitarbeit von Helga Strube

1.

Auch in dieser Nacht des Jahres 1494 verließ Bernhard Wapowski mit einigen Kommilitonen die Krakówer Universität durch ein kleines Nebentor. Sie ahnten nicht, daß in den dunklen Winkeln der Gasse verummte Gestalten auf sie lauerten. Sie dachten über die letzten Worte nach, die ihnen Professor Brudzewski wie ein Vermächtnis mit auf den Weg gegeben hatte: „Prüft mit den Augen und Ohren, aber urteilt mit dem Verstand.“

Plötzlich wurden sie aus ihren Gedanken herausgerissen. Kaum hatten sie das Geklirr von Waffen wahrgenommen, da waren sie schon umstellt und gebunden. Tücher verschlossen ihnen Mund und Augen, Püffe und Stöße trieben sie hastig voran. Sie hörten nur das Getrappel von Füßen und den Sturm, der sich auf die Türme und Dächer warf, und die zerfetzten Glockenschläge der Kirchen und Kapellen und das Keuchen derjenigen, die sie vor sich hertrieben.

Bernhard Wapowski zerrte vergeblich an den Riemen, die seine Handgelenke an den Rücken banden. Sie schnitten ihm nur tiefer ins Fleisch. Er versuchte auszubrechen, doch er war mit den anderen zusammengefesselt und bekam einen Tritt. Zähneknirschend begriff er seine Ohnmacht. Schweiß brach ihm aus; unter dem Schreck erstarrten seine Gedanken. Neben den anderen stolperte er über das holprige Pflaster, bis er mit dem Schienbein gegen einen Eimer stieß und in eine schlammige, nach Jauche stinkende Masse trat. Er verbiß den Schmerz, spannte die Muskeln und wehrte sich gegen die Angst, die ihm das Blut in den Kopf trieb. Er wollte schreien, aber es kam nur ein gequältes Grunzen durch das fest über den Mund gespannte Tuch.

Er merkte, wie er an ein Eisen festgezurrt wurde, das an einer Mauer befestigt war, und versuchte, sich mit Fußstritten zu wehren, bis ihn ein Fausthieb in den Magen traf.

„Nun habt ihr eine Nacht Zeit, über Ovid und die anderen Heiden nachzudenken“, hörte er den rauhen Baß. „Wir werden allen

Ketzern solche Lektionen erteilen. Genießt das Glück, die ersten zu sein.“ Höhnisches Gelächter unterbrach den Sprecher, bis er sich wieder Gehör verschaffte. „Wir haben für jeden einen Eimer Jauche geschöpft. Ich hoffe sehr, daß ihr solche Mühe zu schätzen wißt. Ihr bekommt ihn über den Kopf gestülpt, damit ihr besser nachdenken könnt.“

Wapowski hörte den ersten und den zweiten Schwapp, bevor ihm selbst ein Eimer über den Kopf gestülpt wurde. Ekel hob ihm den Magen, und die Furcht zu ersticken, überfiel ihn mit lähmendem Entsetzen. Er kam erst wieder zur Besinnung, als eine schrille Stimme rief: „Zwei fehlen ja!“

Wie hatte er nur seine Freunde Nicolaus und Andreas vergessen können, die bei Brudzewski geblieben waren. Wapowski schöpfte Hoffnung. Vielleicht hatten sie den Anschlag schon entdeckt und holten Hilfe. Es wäre auch zu gemein, wenn diese hinterhältigen Bur-schen . . . Aber, wenn Nicolaus und Andreas nun auch in die Falle liefen?

Seine Hoffnung verlor bei dieser Vorstellung an Kraft. Das konnte eine verflucht unangenehme Maiennacht werden, denn der Nordwind war kalt und mit den Eisheiligen im Bunde.

Wapowski merkte, wie seine Zähne gegeneinanderschlugen und wie ihm die Beine zu zittern begannen, daß er vor Empörung brüllen und vor Selbstmitleid hätte heulen mögen. Die Jauche brannte und biß auf der Haut, und das Atmen fiel ihm immer schwerer. So ein Irrsinn auch, alle Drohungen zu mißachten! Als wenn die Parteigänger der scholastischen Theologie ihren Anspruch auf geistige Vorherrschaft kampflos aufgeben würden. Sie haßten jeden Gedanken, der sich nicht mit den christlichen Lehren erklären ließ. Sie hatten die Hussiten verfolgt und eiferten nun gegen alle, die sich mit der Literatur und Philosophie alter römischer oder griechischer Schriftsteller befaßten.

Wenn er bloß diesen stinkenden Eimer von den Schultern ab-

werfen könnte! Er schüttelte den Kopf, hüpfte, beugte sich vor, um im gleichen Augenblick gegen die Mauer zurückgestoßen zu werden.

Einige schienen hier zu warten, während die anderen Nicolaus und Andreas auflauerten. Halb ohnmächtig von der stickigen Luft und der beißenden Kälte hielt Wapowski den Kopf schräg, um besser zu hören, was um ihn geschah.

„Das wird ein Gelächter in der Frühe geben“, sagte einer zufrieden.

„Verdammt kalt“, knurrte ein anderer und trampelte mit den Füßen. „Habe Appetit auf Warmbier. Hoffentlich bringen sie die beiden anderen bald, sonst hau ich ab.“

„Pfeif auf die kalten Füße“, entgegnete ein dritter vorwurfsvoll. „Der Spaß sollte dir Hitze genug geben. Die Humanisten mit den Scheißeimern auf dem Kopf, daran erwärmt sich mein Blut mehr als an einer strammen Dirne.“

Alle Worte klangen dumpf und verzerrt unter dem Holzeimer, und es war Wapowski nicht möglich, eine Stimme zu erkennen. Dennoch suchte er jedes Wort zu verstehen, und seine Geduld wurde belohnt. Die drei Stimmen klangen immer ungeduldiger.

„Dauert verdammt lange“, sagte einer mürrisch.

„Ob sie entwischt sind?“ fragte der andere.

„Worauf warten wir noch?“ rief der dritte. „Ich bin jetzt auch für Warmbier. Mit den beiden werden unsere Freunde schon allein fertig. Kommt!“

Wapowski hörte Schritte, die sich entfernten, und dann nur noch den Sturm, der unter dem Eimer wie eine ferne Brandung klang.

Nicolaus und Andreas Copernicus bekamen zur gleichen Zeit von Brudzewski ein vergilbtes Manuskript überreicht.

„Ich wollte euch dieses Andenken mit auf den Weg geben.“ Brudzewskis Stimme bebte leise.

„Ich erhielt es in einer glücklicheren Zeit von Celtes, den ihr

leider ebensowenig kennenlerntet wie Callimachus. Sie begeisterten uns für die Schönheit der antiken Literatur.“

Brudzewskis müde Augen leuchteten für einen Augenblick auf. „Vielleicht lernt ihr Griechisch, wenn ihr in Bologna seid, und vielleicht übersetzt ihr eines Tages diese Schrift ins Lateinische, und möglicherweise erlebe ich es noch.“

Brudzewski dachte dabei vor allem an Nicolaus, dem er sich wie ein väterlicher Freund verbunden fühlte. Er, Brudzewski, hatte ihn dazu erzogen, keine Lehre mehr als selbstverständliche Wahrheit hinzunehmen, sondern sie mit wachem Verstand und Beharrlichkeit zu prüfen. Und Nicolaus hatte sich mit kindlicher Neugier den neuen, als ketzerisch verschrieenen Lehren zugewandt.

Brudzewski geleitete die Brüder bis zu den Arkaden des Innenhofes der Universität. Er fühlte sich plötzlich sehr einsam, entmutigt und verbittert und unzufrieden mit sich selbst. Es war nicht richtig von ihm, die Universität zu verlassen, während die Theologen immer verbissener gegen die Humanisten vorgingen. Durch sein Ansehen und sein Amt als Rektor hatte er die Bedrängten beschützen können, auch wenn er den hohen Kirchenämtern verpflichtet war. Aber er war krank und kraftlos, zermürbt auch von dem ewigen Gezänk zwischen den alles wissenden Theologen, den alles rechtfertigenden Juristēn, den wortgetreuen Nachbetern des Albertus Magnus oder Abälard oder Ptolemäus, die alle darin übereinstimmten, daß die Hussiten Teufel und die Humanisten Frevler waren. Jeder neue Gedanke, der sich nicht mit der anerkannten Lehre belegen ließ, war verdächtig. Wehe dem, der an einem Dogma zweifelte!

Brudzewski löschte die Kerzenflamme und blickte aus dem Fenster in die stürmische Nacht. Der Mond leuchtete hinter einer Wolke auf. Das junge Laub der Ulmen flatterte unter den Stößen des eisigen Windes. Fröstelnd wickelte sich Brudzewski in eine dicke Decke und legte sich schwerfällig auf seinen Strohsack.

Er stöhnte gequält. Er hatte Nicolaus Copernicus auf einen gefährlichen Weg geführt. Aber er hatte es tun müssen, einer irrsinnigen Erwartung und Hoffnung zuliebe.

„Herr Gott“, flüsterte er, „ich flehe dich an, beschütze ihn vor deinen Dienern. Ich habe ihn verleitet, die Wahrheit zu suchen, die göttliche Wahrheit, wie ich meine.“

Nicolaus und Andreas überquerten den Hof der Universität, öffneten die kleine schwere Eichentür und zogen sie hinter sich zu. Als sie den Riegel einschnappen hörten, traten sie aus dem Torbogen in das Licht-und-Schatten-Spiel von Mond und Wolken. Sie zogen ihre weiten Umhänge, die der Wind wie Segel blähte, fest um ihre Schultern und schritten in der Mitte der Gasse zum Marktplatz.

„Eine schöne Geste von dem Alten“, sagte Andreas, „wenn ich auch nur etwas von dem Glanz abbekommen habe, mit dem Brudzewski meinen genialen Bruder umgibt.“

Andreas sah Nicolaus an, dessen Züge unbewegt blieben. Unter den breiten Backenknochen wirkten die Wangen hohl, doch das kräftige Kinn und die vollen Lippen rundeten das Gesicht ebenso wie die dichten Haare, die in langen Wellen bis auf die Schulter reichten.

Nicolaus wandte den Kopf und begegnete dem Blick seines Bruders. „So gern ich in Kraków war, aber ich freue mich sehr auf Bologna.“

„Zum Teufel mit deinen Ausflüchten.“ Andreas stieß einen herabgestürzten Ziegel zur Seite. Er war kleiner als Nicolaus, untersetzt und kräftig. Seine Augen waren lebhaft, während die von Nicolaus kühl und bedächtig wirkten.

„Ich wäre jedenfalls besser Kaufmann geworden“, fuhr Andreas resignierend fort. „Zum Gelehrten und Priester tauge ich nicht. Ein paar neue Gedanken über die Bibel oder die Welt, und schon

bist du ein Ketzer. Ich bin kein Märtyrer und auch kein Buchstabenknacker. Seine Exzellenz hat mir das Leben gründlich verpfuscht.“

Andreas war sechzehn Jahre alt gewesen, als der Vater starb, ein unternehmungsfreudiger und erfolgreicher Großkaufmann, ein angesehener Bürger Toruńs und Mitglied des Stadtrats. Für Andreas war es schon eine festbeschlossene Sache gewesen, dem Vater zu folgen. Er hatte sich schon nach Kraków und nach Danzig reisen sehen, um Geschäfte abzuschließen und Waren von Ungarn bis Dänemark und Spanien in Bewegung zu setzen: Kupfer, Holz, Teer, Getreide, Salz, Honig, Wachs, Wein, Öl, Gewürze, Orangen. Täglich hatte er die große Handelsstraße vor Augen gehabt, die Wisła, die dreihundert Meter hinter ihrem Wohnhaus unterhalb der Stadtmauer in einem sanften Bogen dahinfloß. Keine Woche war vergangen, ohne daß Schiffe angelegt hatten, Waren ausgeladen und in den Speichern gestapelt wurden. Die Schauerleute und Karrentreiber waren vom Morgengrauen bis in die Dämmerung vom Hafen durch das Stadttor gezogen, während die Kaufherren, über den Abakus gebeugt, Kosten und Gewinne ausrechneten. In feierlichem Aufzug war der Geschäftsfreund am frühen Morgen dann zu seinem Schiff geleitet und mit Geschenken und guten Wünschen nach Danzig oder Kraków verabschiedet worden.

Nicolaus hatte dies alles nur erst mit den Augen des Kindes aufgenommen, ohne daß sich in seinem Kopf schon festumrissene Pläne für die Zukunft entwickeln konnten. Ihn hatte es daher viel weniger hart getroffen, als nach dem Tod des Vaters Onkel Wattenrode das Handelsunternehmen auflöste. Das war vielleicht übereilt gewesen. In fünf Jahren hätte Andreas das Geschäft des Vaters selbständig führen dürfen. Allerdings hätte der Onkel für diese Zeit einen Kommissär einsetzen müssen. Denn er war Bischof und mit vielen und größeren Plänen beschäftigt. Gewohnt, seinen Willen durchzusetzen, hatte er als Vormund über die Zukunft seiner

Neffen und Nichten und seiner verwitweten Schwester bestimmt. Die Mutter und die älteste Tochter Barbara hatte er in ein gutes Kloster eingekauft, die zweite Tochter Katharina einem Krakówer Kaufherren vermählt, und den Söhnen hatte er die geistliche Laufbahn eröffnet. Nicolaus hatte sich bald in das neue Leben hineingefunden, Andreas dagegen zürnte dem Onkel und folgte nur widerwillig dessen Plänen. Er empfand keinen Ehrgeiz, im Dienst der Kirche aufzusteigen.

Nicolaus kannte die Vorwürfe, die sein Bruder gegen den Onkel erhob, aber er vermied, darauf einzugehen, denn sonst gab es Streit. Und seit einem Jahr gab es da auch in seinem eigenen Verhältnis zu Onkel Lukas einen Punkt, über den er sich noch nicht im klaren war.

Da Nicolaus nicht antwortete, schwieg auch Andreas. Sie hörten den Sturm toben und zogen die Köpfe ein. Kurz vor dem Markt blieb Nicolaus stehen. Er deutete auf den Himmel und sagte erregt:

„Starr mal auf den Mond, Andreas, länger, noch länger. Was bemerkst du?“

Andreas zog seine Kappe fester. „Ganz schön hell, der Mond, nicht wahr. Und die Wolken haben ein Tempo drauf, Donnerwetter ja. So müßten wir nach Toruń reisen können.“

„Woher weißt du, daß sich die Wolken bewegen und nicht der Mond?“ fragte Nicolaus ungeduldig.

Andreas kniff die Augen zusammen. „In der Tat, wenn man es so betrachtet, könnte sich auch der Mond bewegen.“ Er lachte belustigt. „Eine tolle Täuschung, in der Tat.“ Er blinzelte über die Spitze des Rathausturmes, die unterhalb des Mondes zu enden schien, und rief erfreut aus: „Wenn du den Turm dort betrachtest, glaubst du schließlich auch, er bewege sich gegen die Wolken. Phantastisch, man sieht es oft, ohne sich etwas dabei zu denken.“

Nicolaus fühlte sich wie immer fasziniert, wenn er die Erschei-

nungen des Himmels betrachtete. Schon als Kind hatte er den Augenblick geliebt, wenn in der Dämmerung die ersten Sterne am Firmament auftauchten. Die einfache Freude am Geflimmer der Sterne und dem Schein des Mondes war geblieben. Nun aber kannte er auch die Sternbilder und den Lauf der Sonne und Planeten, die der scharfsinnige Ptolemäus aus Alexandria schon vor ein-tausendzweihundert Jahren berechnet hatte. Gewiß, es gab da kleine Fehler, Korrekturen waren nötig geworden, aber insgesamt war das astronomische Werk des großen Alexandriners ebenso wunderbar wie der Bau der göttlichen Welt.

Nicolaus hielt sich an seinem Bruder fest. Der Boden unter seinen Füßen schien zu schwanken. Mein Gott, war denn alles, was man sah, so, wie man es sah? Die Wolken hetzten an dem Turm vorbei, das war gewiß, aber die Augen ließen sich täuschen.

Nicolaus fiel der Abend ein, an dem Brudzewski erstmals über Dinge gesprochen hatte, die im Unterricht der Universität nicht behandelt werden durften. Damals war für ihn eine Welt zusammengebrochen, denn alles, was er bis dahin geglaubt und gelernt hatte, erwies sich als unsicher.

Er war zuerst verzweifelt gewesen und sich vorgekommen wie ein Seefahrer, dem der Sturm das Steuerruder zerschlagen hatte. Es hatte einige Wochen gedauert, bis er wußte, daß er nicht verloren war. Er hatte die große und gefährliche Kunst erlernt, auf seinen Verstand zu bauen und sich ein eigenes Urteil zu bilden. Auch Augen und Ohren, Hände, Mund und Nase, auch sie waren zu täuschen. Gewißheit gab letztlich nur die Prüfung durch den Verstand.

Wenn nun alles, was man am Himmel sah, eine Täuschung war?

Nicolaus hatte plötzlich eine irrsinnige Vision. Was würde man sehen, wenn man mit der Sonne um die Erde fliegen würde?

Andreas stieß ihm freundlich in die Seite. „Ideen hast du, Kleiner. Mit der Sonne um die Erde. – Komm, ich habe Durst.“ Er

wollte Nicolaus mit sich fortziehen, doch dieser blieb unbeirrt stehen.

„Was würden wir dann sehen?“ fragte er hartnäckig. Seine Augen bekamen einen träumerischen Glanz. „Vielleicht würden wir dann glauben, daß sich die Erde um die Sonne bewegt?“

Andreas war verblüfft über diese Worte, deren Sinn er erst nach und nach erfaßte. Er war zwar gewohnt, von Nicolaus überrascht zu werden, aber noch nie hatte dieser einen so verrückten und auch gefährlichen Gedanken ausgesprochen.

„Müssen wir unbedingt in dem Sauwetter darüber reden?“ fragte er unwirsch. „Außerdem stinkt es hier gottsjämmerlich nach Jauche.“

Als sie den Marktplatz erreichten, blieben sie plötzlich stehen.

„Was geht da vor?“ flüsterte Andreas aufgeregt, während er und Nicolaus sich in den Schatten einer Hauswand drückten.

Der Mond verschwand hinter einer schwarzen Wolke. Finsternis breitete sich aus; Nicolaus und Andreas hörten nur den Sturm, höhnisches Gelächter und eiliges Getrappel, das sich ihnen näherte.

Im gleichen Augenblick, als der Mond wieder hervortrat, sahen Andreas und Nicolaus vier maskierte Gestalten auf sich zukommen. Sie drückten sich fester an die Wand und glaubten schon, unbeachtet zu bleiben, doch wie verabredet schwenkte die Gruppe ein und umringte sie.

Die Nacht schien plötzlich still geworden zu sein. Der Wind verlor sich hoch in den Lüften. Unmittelbar war nur das hastige Atmen der Maskierten, von denen ein unangenehmer Geruch ausging.

„Ah, die Gebrüder Koppnick aus Toruń“, sagte der rauhe Baß zufrieden und schadenfroh. „Nett, euch noch zu treffen.“

„Rede sie nicht unter ihrer Würde an“, sagte eine schrille Stimme höhnisch, „sie nennen sich doch nach Humanistenart Copernicus.“

„Abtrünnige sind es?“ fragte der rauhe Baß geheuchelt erstaunt, „Verräter an der Heiligen Schrift und Kirche?“

„Ketzer sind sie!“ rief der Besitzer der schrillen Stimme ent-rüstet. „Und Heuchler dazu.“ Er trat einen Schritt vor, blieb aber stehen, als Andreas sein Kurzschwert zog.

„Werdet nur nicht mausig, Copernici“, drohte der rauhe Baß. „Wir können auch stechen und schlagen. Fahr nur fort in deiner Anklage, mein Bruder“, ermunterte er salbungsvoll die schrille Stimme, „heißt es doch in der Schrift: ‚Du sollst nur einem Gott dienen.‘“

„Sie gehen zur Kirche und zur Beichte“, hub die Stimme an, ge-lassen erst, dann anklagend und wie besessen. „Sie verstoßen nicht gegen Glaubensregeln, aber zu Hause beten sie Ovid, Virgil oder Cicero an. Sie stellen die Bücher der alten Römer und Griechen, ihre schamlosen Sitten, ihre verderbte Sinneslust und ungezähmte Lebensfreude über die Frömmigkeit und Demut eines Christen-menschen.“

„Wir verstecken unser Gesicht jedenfalls nicht hinter Masken“, sagte Andreas aufgebracht.

„Gebt ihm eins auf seine freche Schnauze“, geiferte eine andere Stimme, aber es rührte sich niemand.

„Geduld, Brüder“, tadelte der rauhe Baß. „Es steht schlimm um die Seelen der Verirrten. Sie sind nicht nur verstockt, sie sind auch böse. Sie gehören auf den Scheiterhaufen, Brüder.“ Seine Stimme wurde schärfer. „Eines Tages werdet ihr brennen wie Hus und die anderen Ketzer. Heute aber lassen wir Gnade vor Recht ergehen. Wir wollen eure heißen Köpfe nur ein bißchen kühlen und zum Duften bringen.“ Er schwieg einen Augenblick und befahl herrisch: „Gebt die Waffen her!“

Nicolaus suchte die Augen hinter den Schlitzen der Masken, während er sein Schwert zog. Dann sagte er fest: „Holt sie euch, denn in der Schrift heißt es: ‚Rede nicht vor des Unverständigen Ohren, denn er verachtet die Klugheit deiner Rede.‘“

Die Maskierten zögerten. Sie warteten auf ein Zeichen ihres Anführers, aber der war unentschlossen, ob er einen Waffengang riskieren sollte. Er wußte, daß die Koppernicks in den Waffen gut geübt waren.

Andreas wollte sich durch einen Überraschungsangriff freischielen, als Nicolaus vortrat und sagte: „Ich aber will zu euch reden.“ Er hob die Hand und deutete nach oben: „Seht auf den Turm dort. – Er bewegt sich gegen die Wolken und steht doch fest.“

Andreas frohlockte über die List und wollte Nicolaus mit sich fortreißen, doch dieser hielt ihn zurück und sagte laut: „Es wäre leicht gewesen, euch zu überrumpeln.“ – Die maskierten Köpfe flogen blitzartig herum. Nicolaus nutzte die Überraschung und sagte: „Man kann Menschen quälen und töten, aber nicht die Wahrheit eines Gedankens.“

Er trat auf die Gestalt mit der Baßstimme zu und wartete, bis sie sich zur Seite wandte und den Weg freigab.

Während Andreas und Nicolaus sich von der Gruppe entfernten, hörten sie erregtes Aufeinandereinanderreden, und sie spürten die Blicke, die ihnen nachgeschickt wurden. Obgleich ihre Sinne gespannt auf das gerichtet waren, was hinter ihnen geschah, bemerkten sie den Gestank und die Gestalten am Schandeisen. Andreas verhielt einen Augenblick den Schritt, blieb aber an der Seite seines Bruders. Sie erreichten das Haus ihres Schwagers, in dem sie wohnten, öffneten schnell die Tür und schlossen sie sorgfältig zu.

„Trinken wir einen Becher“, sagte Andreas munter, „ich hätte diesen Burschen am liebsten das Wams zerhauen.“

„Sie wissen nicht, was sie tun“, entgegnete Nicolaus, dem die Hand zu zittern begann, während er den Becher zum Mund führte. Er setzte sich und stützte das Kinn auf die Fäuste.

„Reg dich nicht auf“, sagte Andreas so gleichgültig wie möglich.

„Haß und Terror sind mir zuwider wie die Pest“, sagte Nicolaus empört.

Andreas trat ans Fenster und lehnte den Kopf gegen eine der bunten, in Blei gefaßten Scheiben. „Pfeif auf die Bande“, sagte er verächtlich. „Auf uns wartet schließlich Bologna; Italien, die Quelle des Humanismus, der Traum unseres Lebens. Zum Wohl!“ Er trank den Becher leer und hieb ihn auf den schweren Tisch, daß die letzten Tropfen über die Platte hüpfen.

Nicolaus' Gesicht entspannte sich, verlor aber nicht den nachdenklichen Ernst. Sein Bruder fühlte sich noch immer als sein Beschützer und manchmal auch als väterlicher Berater, der seinen verträumten Sohn auf drastische Weise ins rauhe Leben stoßen muß. Aber oft vertauschten sich unbemerkt die Rollen, und so hörte Andreas Nicolaus sagen:

„Vielleicht träumt man von einer glücklicheren Ferne nur, weil man das, was man besitzt, nicht zu schätzen weiß. Callimachus floh immerhin das Land unserer Träume. Kraków dagegen bot ihm Schutz und Brot.“

Andreas runzelte die Stirn. Unruhig ging er in der langen Diele hin und her. Das Kerzenlicht flackerte und warf lange Schatten gegen die schweren Kreuzgewölbe.

Vor knapp vier Jahren war er mit Nicolaus nach Kraków gekommen, nicht mit dem Schiff stromauf, jener langwierigen Fahrt, bei der das Boot oft von den Ufern aus durch Pferde oder Menschen gezogen werden mußte. Nein, sie waren, von je einem Diener begleitet, als Abgesandte des Bischofs und überall willkommene Gäste bei Prioren und anderen geistlichen oder weltlichen Herren zu Pferde über Kalisz und Częstochowa gereist.

Gastlich waren sie in Kraków aufgenommen worden, von ihrer Schwester Katharina und ihrem Gemahl, von Magistern und Dozenten. Es war ihnen nicht schwergefallen, Freunde unter den Lehrern und Scholaren zu finden. Carvinus und Wapowski vor allem.

In dieser glanzvollen Stadt, Hauptstadt des Königreichs Polen, einer Stadt des Handels, der Künste und frischer geistiger Bestrebungen, hatten sie sich heimisch gefühlt: in den Leseräumen, in denen die schweren Bücher an eisernen Ketten angeschmiedet waren wie der Geist einiger Magister an die Scholastik. Vertraut war ihnen die Universität geworden: die Arkaden des Innenhofes, die Seminare, die kleinen Wohnräume der Professoren, das Kabinett mit den astronomischen Geräten, dem Dreistab oder dem Quadranten.

„Du hast ja recht, Kleiner, im großen und ganzen“, sagte Andreas schließlich. „Aber sag mir, warum geht Brudzewski nach Wilna? Ist es vielleicht besser, eines Fürsten Sekretär als ein Fürst der Wissenschaft zu sein?“ Andreas stützte sich auf den Tisch und fuhr wütend fort: „Sie haben ihn mürbe gemacht, die Buchstaben-scheißer, die Bibelheiligen, die Nachbeter der Kirchenväter. Er flieht, weil ihn die Brüder ankotzen, die auch Aristoteles verbieten würden, obgleich ihn Albertus Magnus zum Vorläufer Christi ernannt hat.“

Nicolaus erhob sich und legte seinem Bruder die Hand auf die Schulter. „Sei nicht ungerecht!“ sagte er stolz. „Wir haben hier viel mehr gelernt, als die Artistenfakultät gewöhnlich bietet. Wir kennen die Werke des Euklid, Ptolemäus, Peurbach, Regiomontan, Nicolas von Cusa, wir kennen Cicero, Virgil, Ovid, Seneca . . .“

„Amen!“ unterbrach Andreas Nicolaus' begeisterte Rede frostig. „Wir gehörten ja auch zu den Begünstigten, Schützlinge eines freisinnigen Bischofs. Wir hatten Zugang zu den privaten Stunden. Die meisten aber hören nur noch das vorgeschriebene Gewäsch, das keinen mehr reizt, von Schweden oder England nach Kraków zu pilgern.“

Nicolaus schenkte Wein ein und reichte Andreas den Becher. „Die Weichsel führt einmal viel und einmal wenig Wasser; sind

wir nicht beide überzeugt, daß sich der Humanismus und die Vernunft durchsetzen werden?“

Andreas stürzte den Wein hinunter. Leutselig zog er Nicolaus ans Fenster und fragte: „Wen mögen die Maskierten da angebunden haben?“

Nicolaus hob die Schultern. Plötzlich schlug er sich vor die Stirn und rief: „Mein Gott, das könnten Wapowski und die anderen sein!“

„Natürlich!“ schrie Andreas. „Idioten, wir! Los, wir befreien sie.“

Er nahm eine Pistole von der Wand und schüttete Pulver auf die Pfanne, während Nicolaus ein weißes Laken unter den Arm klemmte.

„Was willst du damit?“ fragte Andreas kopfschüttelnd, als sie die Diele durch die Hintertür verließen.

Über den Hof gelangten sie in einen kleinen Garten, der von einer hohen Mauer umgeben war. Durch ein niedriges Tor erreichten sie eine Gasse unweit des Marktplatzes.

Sie lauschten, hörten aber keine Stimmen, sondern nur den Sturm und das Geklapper lockerer Schindeln und Fensterläden. Im Schatten der Häuser schlichen sie bis zur Ecke. Sie sahen keinen Menschen, nur die Opfer am Schandeisen der Marienkirche, deren Glocke die halbe Stunde nach Mitternacht schlug.

Andreas hob die Pistole und flüsterte: „Deck meinen Rückweg. Ich schneide sie los.“

Der Augenblick war günstig, denn den Mond verdeckte eine dicke Wolke. Andreas schnellte über den freien Platz. Sein Gewand flatterte wild hinter ihm her.

Als er die Angebundenen erreichte, zog er sein Schwert und schnitt die Lederriemen durch. „Los, ihr seid frei!“ keuchte er mühsam, denn der scharfe Geruch biß ihm in die Nase.

Der Mond schob sich in voller Größe hinter der Wolke hervor.

Wapowski blinzelte, als er sich den Eimer vom Kopf hob. Mühsam nur ließen sich die steifen Arme bewegen. Er wischte sich den Dreck aus dem Gesicht und rang nach Luft.

Im gleichen Augenblick stürzten die Maskierten aus ihrem Hinterhalt. Wapowski hatte gerade den Eimer weggeschleudert, und einer der Angreifer rannte dagegen. Sein schriller Schrei warnte Andreas, der schützend vor die Opfer sprang, in der einen Hand die Pistole, in der andern das Schwert.

„Keinen Schritt weiter!“ brüllte er drohend. „Ich schieße, und mein Bruder wird die Feuerglocke läuten!“

Inzwischen hatten auch die andern Gefangenen ihre Hände und Köpfe freibekommen. Der Zorn, der sie beim Anblick der Maskierten überfiel, gab ihren steifgefrorenen Armen und Füßen unerwartet Kraft. Sie schleuderten die Eimer gegen die Maskierten, drangen auf sie ein und warfen ihnen den heruntertriefenden Kot ins Gesicht.

Das versetzte die Maskierten in Wut. Sie zogen die Schwerter, doch plötzlich drehten sie sich entsetzt um und rannten wie besessenen davon.

Andreas war einige Atemzüge lang überrascht, denn er konnte sich die überstürzte Flucht nicht erklären. Der Übergang vom blutigen Ernst zur lächerlichen Posse vollzog sich schnell. Ein Gespenst trieb die Maskierten in wilder Panik vor sich her.

Wapowski bekreuzigte sich, dann, als Andreas wild zu lachen begann, stieß er die Arme in die Luft, schrie und tanzte hinter dem Gespenst her, das plötzlich kehrtmachte, das weiße Tuch abwarf und atemlos rief: „Beim Bart des heiligen Antonius, unter die Pumpe mit euch!“

Als die Glocken die Stunde nach Mitternacht schlugen und Andreas und Nicolaus aus ihrem Zimmer auf den Marktplatz blickten, lag dieser einsam in dem lautlosen Licht-und-Schatten-Spiel von Mond und Wolken.

2.

Die Morgennebel fielen mit der aufsteigenden Sonne und gaben den Blick frei auf die breit und mächtig herandrängende Wisła. Ihre Strömung drückte so kräftig gegen den fünfundzwanzig Meter langen Schiffsrumpf, daß er sich backbords tiefer neigte. Knarrend drehten sich die Taue in den Kehlen des Bollwerks. Die Wisła führte noch Hochwasser, obgleich der Schnee im Jablunkagebirge und den Beskiden schon vor einem Monat abgetaut war. Aber nach den Regengüssen im Mai waren die Flüsse erneut angeschwollen. Die Schiffer, die stromabwärts fuhren, waren trotz der wachsenden Gefahren erfreut, denn die Reise verlief so schneller.

„Allzeit gute Fahrt!“ Bartholomäus Gertner, Großkaufmann und Schwager der Brüder Copernicus, gab das Signal zum Aufbruch. Er wirkte wie ein Fürst in seiner weißgestärkten Halskrause und dem grünen, goldverzierten Schultermantel. Zwei Diener, wie Lakaien gekleidet, hielten sein prächtig aufgeäumtes Pferd.

„Leb wohl, mein edler Schwager!“ rief ihm Andreas mit spöttischem Unterton zu, während er seiner Schwester erst artig die Hand und dann wie ein Verliebter Wangen, Stirn und Mund küßte. Katharina stieß ihn von sich, lachte, zog ihn heran und umarmte ihn.

„Wenn dein vornehmer Ritter vergessen sollte, was er für eine wunderbare Frau hat, dann wird ihn der Bannstrahl der Kirche treffen. Das ist alles, was ich für dich noch tun kann.“ Andreas verbeugte sich und sprang an Bord.

Nicolaus dankte Gertner noch einmal für die Gastfreundschaft. Seiner Schwester, die ihm sehr ähnlich sah, küßte er die Stirn. Sie drückte ihn an sich und flüsterte: „Gib auf Andreas acht.“

Als das Schiff abgelegt hatte und schnell abtrieb, rief Gertner: „Gebt auf die Ladung acht! Das Beste, Veit Stoß' Statue, ist für Onkel Lucas, Seine Eminenz.“

Die Gesichter verschwanden, nur die Gestalten und die Farben der Gewänder blieben noch einige Zeit erkennbar.

„Diese verdammte Krämerseele denkt immer zuerst ans Geld!“ rief Andreas. „Mein Schwert bleibt in der Scheide, wenn die Wegelagerer kommen. Keinen Fetzen hole ich aus dem Wasser, wenn wir kentern sollten.“ Er warf sich auf einen Lederballen und streckte Arme und Beine weit von sich.

„Dann sei froh, daß du kein Kaufmann geworden bist“, sagte Nicolaus.

„Was?!“ rief Andreas aufgebracht. „Als Kompagnon wollte er mich haben, mit meiner Pfründe seine Geschäfte vergrößern! Es reicht ihm noch nicht, daß Katharina ihm das halbe Vermögen mit in die Ehe gebracht hat.“

„Ich verstehe dich nicht“, Nicolaus blickte auf das Schloß und den Dom des Wawel, die, auf einem steilen Kalkfelsen errichtet, die Stadt überragten.

„Ich will mein eigener Herr sein“, entgegnete Andreas. „Entweder als Kaufmann oder als Kleriker. Jetzt will ich leben, wie es mir Spaß macht.“

Das Schiff erreichte die Mitte des Flusses. Die Strömung war stark, und sie drückte das Schiff im Südostbogen weit an das Ufer. Der Kapitän steuerte es geschickt an mehreren Flößen vorbei, die nur schwer durch den fast rechtwinklig verlaufenden Bogen der Wisła manövriert werden konnten. Die Enterhaken waren diesmal nicht gebraucht worden, und die zwölf Bootsleute stellten sie wieder in die Seilschlingen des Mastes zurück. Sie ergriffen die Ruder und legten sich hart in die Riemen.

„Recht so, Jungs, bis Sandomierz müssen wir den Konvoi erreicht haben. Es könnte uns sonst verdammt schlecht ergehen.“ Der Kapitän, den Steuerbalken unter den linken Arm geklemmt, schlug vielsagend an sein Schwert, das in seinem breiten Ledergürtel steckte. Ein bißchen Angst macht mehr Muskeln als lange Reden,

dachte er, aber verdammt leichtfertig war es trotzdem von dem Patron, das Schiff einen Tag später als die anderen auf die Reise zu schicken, nur wegen der Statue für den Bischof, mit der Veit Stoß ewig nicht fertig geworden war. Es war halt nicht Gertners Fell, das sie zu Markte trugen; aber so war es, und so würde es auch bleiben. Mit den beiden Scholaren konnte er nicht rechnen. Sie trugen zwar Waffen, aber wohl mehr zur Zierde als für den Ernstfall. Er gab seinem Gesicht ein kriegerisches Aussehen, während er den Wert der Ladung überschlug.

Das Boot war mit Fässern, Pelzen und kostbaren Stoffen, die in Leder eingnäht waren, beladen. Ihr Proviant bestand aus Brot, Räucher-, Brat- und Pökelfleisch, Butter, Käse, Honig und Sauerkraut. Zu ihrer Verteidigung hatten sie außer den Hieb- und Stichwaffen noch zwei Hakenbüchsen an Bord. Gertner hatte erprobte und zuverlässige Männer ausgewählt, die in der Flußschiffahrt nicht weniger erfahren waren als im Gebrauch der Waffen.

Nicolaus faszinierten die schnell wechselnden Bilder der Landschaft. Er sah die Türme der Marienkirche, die Mauern und Zinnen des Wawel. Hauchzarter Tau hing in der Luft. Er lag auf den Kupferplatten der Dächer, die das schräg auffallende Sonnenlicht reflektierten. Winzige Tropfen hingen an den Bäumen und Gräsern und schwebten in dünnen Schwaden über die Wiesen. Sie glänzten wie Edelsteine im Kerzenlicht, und sie führten die Gedanken Nicolaus' zurück zu der Krönungsfeier Johanns I. Albrecht.

Nicolaus erinnerte sich an den Glanz des Goldes, des Silbers, an Purpur, Samt und Seide, rauschende Gewänder, blitzende Waffen, Pelze, Tücher, Fahnen und Standarten. Er sah sich im Licht der Kerzen und Fackeln an der Festtafel stehen und Wein und Braten und Pasteten kosten. Er erinnerte sich an die Musik und die festlichen Tänze.

Und dann hatte Onkel Lucas vor ihm gestanden, Bischof von Warmia und königlicher Rat, die Augen feucht vom Wein und

vom Erfolg beim neuen König. Der alte König Kasimir IV., den sie 1492 beigesetzt hatten, hatte Lucas Watzenrode als Bischof von Warmia nicht bestätigt, weil die Domherren von Warmia seine Zustimmung vor der Wahl nicht eingeholt hatten. Trotzdem hatte sich Watzenrode behauptet, denn der Papst und die Städte von Königspreußen hatten ihn unterstützt. Johann I. nun wollte den Streit begraben, und er hatte Watzenrode die Bestätigung versprochen.

Lucas suchte nicht nur die Anerkennung, er rechnete auf Unterstützung des Königs für weitreichende Pläne, in die er noch niemanden eingeweiht hatte. Der erste Schritt war ihm geglückt, und seine Freude darüber mußte er jemandem mitteilen, und das konnte nur Nicolaus sein, den er liebte und dem er vertraute. Er hatte ihn zur Seite genommen, eine Hand auf Nicolaus' Kopf gelegt und stolz und beschwörend geflüstert:

„Ich werde es schaffen, ich, Lucas von Allen, und du, mein Sohn, wirst mir helfen und mein Werk einmal fortsetzen, du, nicht mein natürlicher Sohn Philipp, du, meiner Schwester Sohn. Und dafür will ich dir die beste Ausbildung geben, die je ein Kirchenmann erhalten konnte.“

Erhoben und bedrückt zugleich hatte Nicolaus den Wein getrunken, den Watzenrode ihm huldvoll gereicht hatte. Er wußte ebenso wie Andreas, daß Watzenrode ihn bevorzugte. Und ein wenig fühlte er sich geschmeichelt, denn er mochte den Onkel und bewunderte ihn. Dennoch lehnte sich etwas in ihm gegen Lucas auf, und er hatte schon oft darüber nachgedacht. Der Onkel bestimmte einfach über ihn und über seine Zukunft, ohne ihn je zu fragen, was er selbst wollte. Das war es, was ihm nicht behagte, sondern ihn beunruhigte, ja bedrückte und manchmal Furcht empfinden ließ vor jeder neuen Begegnung.

Andreas hatte ihn gewarnt. „Watzenrode macht mit dir, was er will. Er ist Papst in Warmia, Stellvertreter Gottes oder Gott

selbst. Er gibt dir alles wie der Teufel dem Armen, um dich ganz für sich als Werkzeug seiner Macht zu besitzen.“

Nicolaus begann zu frösteln. Er zog den Mantel fester um die Schultern. Das Boot trieb in der Strömungsmittle. Rauschend glitt das lehmgelbe Wasser bei jedem Ruderschlag unter dem Rumpf dahin.

Das Schiff schoß durch die Wirbel der Strömung. Der Wawel verschwand, die von ihm verdeckte Stadt trat hervor. Nicolaus kannte jeden Turm, und jede Glocke vermochte er herauszuhören. Er träumte von dem Halbdunkel der Kirchen und dem stillen, geschäftigen Treiben unter den hohen Säulengängen, den Altären, Bildern, Statuen, den Kreuzen oder Amuletten aus Edelsteinen, in Gold und Silber eingefaßt, den Ringen, Armreifen und schmiedeeisernen Gittern. Sein Herz hing nicht an dem Prunk; er bewunderte vielmehr die Kunstfertigkeit der Schnitzer, Schmiede, Juweliere.

Am stärksten hatte sich Nicolaus von den Bildern und Statuen berührt gefühlt, die Menschen darstellten, Menschen in ihrem Glück oder Leid, ihrer Empörung oder Ergebenheit, ihrer Verzweiflung, ihrem Zorn oder ihrer Gelassenheit. Nie würde er den mächtigen Altar der Marienkirche vergessen, von Veit Stoß in zwölf Jahren aus Holz geschnitzt, diesen leidenschaftlichen Ausdruck der Gesichter und Hände, ja der Gesten und der ganzen Körper, den Faltenwurf der Gewänder.

Das alles blieb zurück, und wie beim Tode seines Vaters empfand Nicolaus wieder das Unabänderliche des Zeitablaufs. Der Gedanke, daß sich die Krakówer Jahre nie wiederholen konnten, machte ihm den Abschied plötzlich sehr schwer. Erst als die Stadt den Blicken entschwunden war, vermochte er sich der wehmütigen Stimmung zu entziehen.

Er setzte sich neben Andreas, der eingeschlafen war, und verfolgte die rhythmischen Bewegungen der Bootsleute, das Beugen

und Strecken der Rücken und Arme, den gleichmäßigen Schlag der Ruder. Der Kapitän hatte sich auf ein Faß gesetzt, hielt mit der linken Hand das Steuer und mit der rechten ein Stück Schinkenspeck; von dem er ab und zu ein Stück abbiß. Seinen topfförmigen Hut hatte er tief in die Stirn gezogen, dennoch wurden seine Augen von der Sonne geblendet, die erst eine Handspanne über dem Horizont stand.

Die Landschaft zog schnell vorbei. Das Ufer zur Linken war steil und versperrte die Sicht, das andere erhob sich nur wenig über dem Wasser. Ab und zu überholten sie Flöße und kleinere Boote. Wildenten und Haubentaucher trippelten aufgeregt über Sandbänke, Schwalben kreisten hoch in der Luft. Die Bootsleute zogen die Ruder ein, packten ihre Beutel und Flaschen neben sich, protesteten einander zu und stopften Brot und gebratene Hähnchen in den Mund.

Nicolaus verspürte auch Appetit, aber er wollte warten, bis Andreas munter wurde. Außerdem fesselte ihn eine Beobachtung, die ihn an den Abend erinnerte, an dem er und Andreas von den Rabauken angerempelt worden waren. Sah er nämlich auf die Ufer, so vermochte er nicht zu sagen, ob sich das Schiff oder das Ufer bewegte. Natürlich wußte er, daß er mit dem Schiff an den Felsen, Bäumen und Wiesen vorübertrieb. Aber ohne dieses Wissen, nur vom Sehen her, hätte er die Frage nicht beantworten können. Einige Male glaubte er verrückt zu werden, wenn er, ohne das Schiff mit im Blick zu haben, einen Baum oder eine Kuh fixierte. Er merkte, wie sich sein Magen zusammenzog und Übelkeit in ihm aufstieg, so daß er abließ von diesem Spiel.

Dennoch reizte es ihn immer wieder, das Augenscheinliche für wahr und das Wissen für falsch anzunehmen. Die Augen wurden noch durch ein anderes Bild getäuscht. Es war ihm schon aufgefallen, als sie am Wawel vorbeigefahren waren und die von ihm verdeckte Stadt aufgetaucht war. Es war, als hätte sich der Wawel

entfernt, während sich die Stadt ihnen näherte. Die Landschaft schien sich wie um eine Achse zu drehen. Das Ufer ging fort, der Horizont bewegte sich mit. Und trotzdem war es umgekehrt: die Landschaft stand still, nur das Boot veränderte seinen Platz. Die Augen, die so wichtig waren, um sich zu orientieren, sie ließen sich auch täuschen.

Nicolaus lehnte sich zurück und schloß die Augen. Merkwürdig war, daß er das, was er auf der Erde gesehen hatte, auch am Himmel beobachtet hatte. Er deckte die Hand über die geschlossenen Lider, die dem Schein der Sonne allein nicht genügend zu wehren vermochten.

Die Erde war eine Kugel; die Sonne, der Mond, die Planeten, sie zogen um die Erde auf festen Bahnen, tagein, tagaus, Jahr für Jahr wie ein Rad um seine Achse.

Wie nun aber . . . Nicolaus spürte das leichte Dahinschweben des Bootes auf dem Wasser, wie aber nun, wenn sich die Erdkugel um sich selber drehte? Nicolaus suchte sich die gewaltige Ausdehnung der Erde vorzustellen, den ungeheuren Bogen ihrer Oberfläche, den man nicht zu sehen vermochte. Sollte Christoph Kolumbus nicht Ähnliches empfunden haben, als er über den endlos scheinenden Ozean gen Westen fuhr, vierzig Tage lang darauf vertrauend, daß die Erde eine Kugel ist und Toscanellis Idee sich bewahrheiten möge.

Kolumbus hatte nur Spötter im Rücken gehabt und vor Augen nichts als ein unbekanntes Meer und ein ungewisses Ziel. Die Erde war eine Kugel, eine unvorstellbar gewaltige Kugel; im Raum schwebend, still, auf einer Stelle, fast wie von unsichtbaren Ketten gehalten, inmitten des Kosmos, umkreist von der Sonne, den Planeten und unzähligen Sternen; alles um dieser einen Erde willen. Wie nun aber, wenn sich die Erde bewegen würde, ohne daß man es merkte? Die Sinne konnten getäuscht werden. Was man sah, es mußte nicht so sein.

Wie oft hatten die Menschen sich schon geirrt. – Was würde Lactantius sagen, wenn er jetzt leben würde? Jetzt galten die Ansichten Aristoteles' und Ptolemäus'. Jetzt lachten die meisten über Lactantius' Ansicht, daß die Menschen auf der anderen Seite der Erde mit den Köpfen nach unten hängen würden und der Regen nach oben fallen müßte, wenn die Erde eine Kugel wäre. Aber siebenhundert Jahre lang hatten die Gelehrten, die Päpste, Kaiser und alle anderen ihm geglaubt, obwohl einhundertfünfzig Jahre vor ihm bereits Ptolemäus gelebt und gelehrt hatte.

Nicolaus verzog den Mund zu einem Lächeln. Ihm fielen andere Ansichten ein, daß die Erde rechteckig und der Himmel ein gewaltiges Zeltdach Gottes wäre, unter dem die Sterne von Engeln bewegt würden.

Es schien Nicolaus unvorstellbar, in jener dunklen Zeit gelebt haben zu können, in der man glaubte, die Sonne verberge sich nachts hinter einem Berg im Norden. Wie war es nur möglich gewesen, daß die Erkenntnisse Ptolemäus' vergessen wurden? Wieviel wissender als die Kirchenväter eines Jahrtausends zusammengenommen waren Hipparch, Euklid, Aristoteles oder Pythagoras gewesen?

Was war das Geschwätz Lactantius' gegen die herrlichen Beweise Ptolemäus', daß die Erde eine Kugel ist? Erstens: Die Erde ist von Ost nach West gerundet, weil die Sonne um so später untergeht, je weiter man nach Westen kommt. Zweitens: Die Erde ist von Nord nach Süd gerundet, denn reist man nach dem Süden, so nähern sich die Sterne im Norden dem Horizont, während im Süden neue Sterne aufsteigen. Drittens: Nähert man sich von See her einer Stadt, so sieht man immer erst die Türme, dann die Mauern.

Diese Sätze hatte Nicolaus auswendig gelernt, und sie begeisterten ihn. Sie erschienen ihm wie eine Offenbarung der Vernunft. Das Wissen stand nicht im Gegensatz zum Glauben, wie die Dog-

matiker behaupteten. Gott hatte die Wahrheit nicht ein für allemal offenbart, der Mensch mußte sie suchen, und niemand durfte ihm dieses Recht streitig machen.

Nicolaus blickte verstört auf Andreas, der ihn angestoßen hatte und ihm eine mit Wein gefüllte Schweinsblase reichte. „Trink und iß“, sagte er fröhlich, „eingeschlafen?“

„Nein, nein“, Nicolaus nahm sich ein Stück geräucherte Gänsebrust. „Wir machen gute Fahrt.“

„Ich hab von meinem Mädchen geträumt.“ Andreas lachte. „Sie wird noch lange an mich denken.“ Er stand auf. „Verdammt langweilig hier, wir sollten das Schachbrett auspacken.“

Wind kam auf. Die Bootsleute zogen die Ruder ein und setzten das Segel. Das Boot neigte sich und trieb rauschend durch die Strömung. Einer löste den Kapitän am Steuer ab, andere lehnten sich an die Bootswand, aßen und tranken, würfelten um Geld.

Der Kapitän stakte über Deck, setzte sich zu Andreas und Nicolaus, packte einen Schinken aus und schnitt jedem eine dicke Scheibe ab.

„Bei dem Wetter haben wir nichts zu befürchten“, sagte er zufrieden. „Toi, toi, toi.“ Er klopfte an seine Stirn.

„Darauf sollten Sie trinken, Petrus“, entgegnete Andreas und reichte dem Kapitän die Schweinsblase.

„An der Raba sind wir vorbei.“ Der Kapitän bog den Kopf zurück und ließ sich den Wein in den Mund laufen. „Ihr Schwager geizt nicht mit edlen Tropfen.“ Er blinzelte zufrieden. „Ich habe ihm aber auch schon manche Ladung herausgehauen. Vor einem Jahr erst, kurz vor der Dunajec, kamen sie an, drei Schiffe, auf jedem sechs Mann, bewaffnet wie die Janitscharen. ‚Drauf und dran!‘ rief ich, schoß meine Büchse ab, warf meinen Speer, rammte ein Boot, und durch war ich.“ Seine Augen brannten, als wollte er sich im nächsten Augenblick auf die Flußräuber stürzen. Aber er zog es vor, die Schweinsblase bis auf den letzten Tropfen auszu-

pressen. „Vor der Wisłoka gibt es eine kleine Insel. Der Wind ist gut.“

Ein wenig zu ungeniert, fand Nicolaus, schlug der Kapitän sein Wasser ab, der sich auf den Bootsrand geschwungen hatte und mit sichtlichem Vergnügen ins Wasser pißte. Seine Leute hatten für diesen Zweck das Heck aufzusuchen. Dort ließ man auch die Hosen runter, um sich, mit dem Rücken zum Wasser, entleeren zu können.

„Er glaubt vielleicht, uns mit seiner Geschichte nicht genug imponiert zu haben“, sagte Andreas belustigt. „Aber irgendwann werden wir seinem Beispiel wohl folgen müssen. Bis zum Abend halte ich es nicht aus, ich fühle mich schon jetzt animiert. Und wie ich Petrus beurteile, wird er kein Verständnis zeigen, die Fahrt zu stoppen, bloß damit zwei Edelleute es auf dem Land tun können.“

Kurz vor Sonnenuntergang erreichten sie die Insel. Zwei durchstreiften das Eiland, einer entfachte ein Feuer, andere stellten den Dreifuß auf, gossen Wasser in den Kessel, in dem sie Fleisch mit Bohnen kochten. Andreas und Nicolaus übernahmen die erste Wache, und sie lösten Erstaunen und Anerkennung aus, als sie die Leute erst bei Morgengrauen weckten.

„Eingeschlafen?“ fragte der Kapitän in einer Mischung von Tadel und Bewunderung.

„Nein, nein!“ rief Andreas gähnend. „Wir haben die Sterne gezählt. Mars stand in Opposition, das bedeutet nichts Gutes.“

Als die Leute erschrocken Kreuze schlugen und Amulette küßten, sagte Nicolaus betont sachlich: „Aber Merkur verbesserte die Konstellation und wandte damit die Gefahr ab.“

Aufatmend, aber noch mißtrauisch gegenüber den astrologischen Deutungen, setzten die Männer ihre Arbeit fort. Selbst der Kapitän verlor seine Besorgnis nicht. Er suchte sie nur hinter einer mürrischen Miene zu verbergen.

„Heute tischt er uns keine Heldentaten mehr auf“, sagte Andreas. „Mach wenigstens ein heiteres Gesicht, sonst lassen die uns noch allein auf diesem Kahn. Hatte keine Ahnung, daß tapfere Männer so abergläubisch sind.“

Nicolaus legte sich unter das Zeltdach vorn am Bug und schlief ein. Als er aufwachte, stand die Sonne hoch am Himmel. Sie hatten schon Tarnobrzeg passiert, und kaum waren sie mit dem Essen fertig, erblickten sie die ersten Schiffe des Konvois. Das Gesicht des Kapitäns und die Mienen seiner Leute hellten sich auf. Am späten Nachmittag schon gingen sie im Hafen von Sandomierz vor Anker. Von nun an würde die Fahrt langsamer vonstatten gehen, dafür aber im sicheren Schutz des Konvois. Bis auf die Wachen bummelten alle Bootsleute durch die Stadt. Hier gab es Wein, Essen, Frauen, Musik, hier ließen sich kleine Geschäfte machen mit Tüchern, Amuletten, Schmuck. Viele Menschen waren zum Fluß gelaufen, Handwerker und Bauern boten ihre Produkte an. Man feilschte und tauschte, fluchte und kaufte, zog durch die Tore und Gassen, bis man in einem Gasthaus vor Anker ging. Die Ankunft eines Konvois bedeutete für jede Stadt einen zusätzlichen Festtag. Die Kirchenglocken wurden geläutet, zusätzlich Messen zelebriert. Die Opferpfennige rollten, und dieses Mal zahlreicher als sonst, denn es lief das Gerücht um, Flußräuber hätten unterhalb von Sandomierz im Gebiet der Kreidehöhen mehrere Schiffe überfallen.

„Das Gerücht beruht leider auf Tatsachen“, sagte der Bischof von Sandomierz zu Andreas und Nicolaus. „Manchmal helfen wir auch ein bißchen nach – wegen der Opferstöcke.“ Der Bischof gab seinem Gesicht einen mildtätigen Ausdruck, um gleich danach mit ernster Miene fortzufahren: „Aber dieses Mal besteht wirklich Gefahr. Wenn Sie wollen, fühlen Sie sich als meine Gäste, solange Sie es für nötig erachten.“

Andreas und Nicolaus küßten den Ring, dankten für die Einladung zum Abendessen und verließen das Palais.

„Eminenz ist sehr gütig“, sagte Andreas. „Die Zimmermädchen sind auch nicht übel. Bleiben wir?“

Am Markt stießen sie auf eine Gruppe von Bootsleuten, die sich um eine Zigeunerin scharten und sich aus den Handlinien weis-sagen ließen.

„Jagt sie zum Teufel!“ rief einer. „Sie will uns nur Angst machen, diese Hexe.“

„Laßt sie nur, sie sagt nichts anderes als dieser Sterndeuter“, entgegnete ein anderer und zeigte auf Andreas, der nicht wußte, ob er lachen oder ernst bleiben sollte.

Nicolaus zog ihn schnell mit sich fort, aber sie wurden verfolgt und waren bald wieder umringt.

„Na, was ist?“ fragte ein breitschultriger Mann mit entblößten, tätowierten Armen.

„Natürlich droht eine Gefahr“, sagte Nicolaus ernsthaft, „doch ihr seht nicht so aus, als würdet ihr sie fürchten.“

Der Hüne betrachtete seine muskulösen Arme, ballte die Fäuste über den Köpfen der Umstehenden und lachte dröhnend. „Gut ge-brüllt, Löwe!“ rief er. „Aber“, er zog die Brauen zusammen und fragte lauernd, „werden Hochwürden nicht hierbleiben?“

„Sollten wir uns in Eurer Gegenwart fürchten?“ Nicolaus zog sein Schwert ein Stück aus der Scheide. Der Hüne breitete die Arme aus, als wollte er die Menge segnen. „Hochwürden ist jung, aber das Herz sitzt auf dem rechten Fleck.“ Er legte seine Arme um die Schultern der Brüder, schob sie an einen Biertisch, ließ drei Becher zapfen und trank seinen mit einem Zug leer.

Andreas und Nicolaus bekamen erst Luft, als der Hüne einen Bekannten entdeckte, dem er zur Begrüßung einen Schwapp Bier ins Gesicht schüttete, worauf dieser ihm einen vollen Becher über den Kopf ausgoß. Beide umarmten sich triefend, doch als der Hüne seinem Freund die Brüder Copernicus vorstellen wollte, waren sie nicht mehr zu sehen.

„Ruhm ist schwer zu ertragen“, seufzte Andreas. „Wie konnte ich ahnen, daß meine blöde Bemerkung über Jupiter solche Folgen haben konnte.“

„Du faseltest von der Opposition des Mars“, korrigierte ihn Nicolaus. „Aber die Gunst der Zimmermädchen zu erringen, werden wir wohl keine Gelegenheit mehr haben.“

Auf drei Schiffen fehlte am nächsten Morgen die Besatzung, auf den anderen fünf nur hier und da ein Bootsmann. Die verlassenen Kapitäne beschworen ihre Kollegen, auf sie zu warten, doch die hörten weder auf die Bitten noch auf die Flüche. Kaum stieg die Sonne über den Horizont, da trieb die Flotte bereits an Zawichost vorbei. Ostwärts erschienen die Lubliner Höhen, die den Strom nach Norden gegen die Ausläufer des Mittelgebirges drückten. Mächtige Kreidefelsen engten den Flußlauf ein, so daß die Wassermassen in tollen Wirbeln dahinstoben.

Ein Brausen erfüllte die zerklüftete Schlucht, die der Strom in das weiße Gestein eingeschnitten hatte. Bizarre Überhänge und Höhlungen, helle Kreideflächen, moosbedeckte Hänge, herabstürzende Bäche, aufstrebende und gebrochene Kiefern und Birken machten in dem dunstigen Frühlicht einen furchterregenden Eindruck. Außerdem wußten die Schiffer von den Gefahren dieses Flußtals, der reißenden Strömung, die ein Boot leicht an einen Felsen oder auf herabgestürzte, vom Wasser überspülte Gesteinsbrocken drücken konnte. Nicht selten wurden Boote aus den vielen Hinterhalten beschossen. Es kam vor, daß Räuber von überhängenden Bäumen auf ein Boot sprangen und die Mannschaft überrumpelten. In den dunklen Höhlen sollten böse Geister hausen, denen man ein Opfer bringen mußte, um sie versöhnlich zu stimmen. Bären wurden für Gespenster gehalten, in die sich die Ertrunkenen oder Erschlagenen verwandelt haben sollten.

Die Bootsleute schlugen Kreuze, warfen Amulette ins Wasser,

knieten nieder und beteten, als sich die Schiffe der tiefen Schlucht näherten. Dann bewaffneten sie sich mit Enterhaken, um die Boote von den Felsen wegzudrücken, wenn das Steuer zu schwach war gegenüber den hin und her schießenden Wassermassen. Die Wellen schlugen an den Bordwänden hoch und spritzten über Deck.

Nicolaus und Andreas standen am Bug. Sie hielten sich an den Stangen fest, die das Zeltdach trugen. Erschrocken blickten sie auf die vor ihnen in den halbdunklen Schacht hineinstürzenden Boote, die auf und nieder schwankten, sich quer stellten, um dann, wie von einer gewaltigen Kraft getrieben, davonzuschießen.

„Das sieht verdammt nach schlechter Konstellation aus!“ rief Andreas in einer Mischung von Angst und Trotz. Er bekreuzigte sich und blickte gebannt auf die Bootsleute, die im freien Stand das Schiff durch diese Charybdis manövierten. Nicolaus starrte abwechselnd auf die Felsen und die Strudel. Er murmelte ein Gebet und überlegte, was er tun müßte, wenn das Boot kentern sollte. Das Tosen der Wassermassen wurde so stark, daß er nur noch einige abgerissene Schreie vernahm.

Wie nach einer Ewigkeit traten die Felsen plötzlich zurück. Der Strom weitete sich und schien die ganze Ebene zu überfluten. Diesen Eindruck verstärkte das volle Licht des Tages, das die Schiffer blendete, als sie sich erschöpft auf die nassen Bänke setzten, froh über das bestandene Wagnis. Auch Andreas und Nicolaus ließen sich nieder, denn ihre Beine zitterten, und ihre verkrampften Finger waren eiskalt.

Alle Schiffe hatten die gefährliche Schlucht gut hinter sich gebracht. Sie trieben in weiten Abständen in der schwächer werdenden Strömung, und Petrus befahl den Bootsleuten, ihr Schiff dichter an die anderen heranzurudern, sie waren die letzten.

Als sie an einer Insel vorbeikamen, tauchte plötzlich ein Floß auf, das ihnen den Weg versperrte. Bevor ihr Schiff auszuweichen

vermochte, stieß es gegen die Bohlen und schob sich auf das Floß. Das Schiff stellte sich quer und saß fest, die Besatzung torkelte durcheinander.

Die Männer vom Floß verhielten sich merkwürdig. Sie sprangen ins Wasser und wateten zur Insel, auf der fünfzehn, zwanzig Gestalten erschienen. Einige saßen auf Pferden, die eine schwere Kette hinter sich herzogen. Sie hob sich aus dem Wasser, und erst jetzt bemerkte der Kapitän, daß das Floß an der Kette hing.

„Sie wollen uns kapern!“ rief er. „Wir müssen runter von dem Floß!“

Die Bootsleute ergriffen die Enterhaken und stemmten sie gegen die Bohlen, aber das Schiff rührte sich nicht.

Der Kapitän zielte mit einer Hakenbüchse auf die Kette, doch der Schuß ging vorbei.

Andreas feuerte den zweiten Schuß auf die Pferde. Ein Tier stürzte zu Boden. Einen Augenblick herrschte Verwirrung unter den Räubern, die Kette erschlaffte, aber dann zog sie wieder an.

„Die ganze Ladung zum Heck!“ rief Nicolaus. Er hob einen Ballen auf und trug ihn nach hinten.

„Die Ladung zum Heck!“ brüllte der Kapitän. Die Ballen flogen durch die Luft.

Pfeile schwirrten heran. Ein Bootsmann wurde getroffen. Das Schiff schwankte bedrohlich. Ballen, Fässer und Kisten häuften sich im Heck, das ständig tiefer sank. Wasser schwappte über Bord. Langsam hob sich der Bug.

Mit dem Floß wurde das Schiff immer näher an die Insel herangezogen. Die Räuber schlugen auf die Pferde ein, ergriffen selbst die Kette und zerrten die schwere Last Meter für Meter an Land.

„Der Anker muß raus!“ Nicolaus warf das Faß, das er gerade hochgehoben hatte, über Bord, riß Andreas, der eine Hakenbüchse lud, mit sich fort.

Der Kapitän war überrascht, als die Brüder über die Säcke, Ballen und Fässer kletterten, den Anker hochrissen und ihn ins Wasser stürzten.

Es gab einen heftigen Ruck. Nicolaus und Andreas sahen sich plötzlich auf dem Hintern sitzen. Fässer und Ballen rutschten zusammen, einige stürzten ins Wasser.

Die Bugspitze aber hob sich. Der Kapitän hoffte, mit dem Steuerruder das Schiff zu einer Wendung zwingen zu können, damit der frei gewordene Bug nicht wieder auf das hochschnellende Floß aufsetze. Aber seine Kraft reichte nicht aus. Inzwischen hatten sich Nicolaus und Andreas wieder hochgerappelt. Sie stemmten sich mit gegen das Ruder, und als der Bug sich senkte, tauchte er weich ein.

„Wir sind frei!“ brüllte der Kapitän. „Anker hoch, an die Ruder!“ Seine Stimme schnappte über.

Bevor die Räuber merkten, daß ihre Beute davonzog, waren sie schon außer Schußweite. Die Pfeile erreichten ihr Ziel nicht mehr. Auch die Kugel aus der Hakenbüchse, die Andreas noch abschoß, klatschte wirkungslos in den Uferschlamm. Hinter dem nächsten Flußbogen erreichten sie den Anschluß an die anderen Schiffe.

Von nun an verlief die Reise ohne ernste Zwischenfälle. In Warszawa unterbrachen sie die Fahrt für zwei Tage, in Płock und Włocławek verbrachten sie nur die Nacht. Täglich begegneten ihnen mehr Schiffe auf dem immer breiter werdenden Strom. Endlich erblickten Nicolaus und Andreas die Türme und Mauern ihrer Heimatstadt, verwundert fast, daß noch alles so aussah wie vor drei Jahren. Viele Schiffe lagen am Ufer. Dahinter, auf den Wiesen, noch vor dem Graben und der Stadtmauer, standen die Fischerhütten. Im Zentrum ragte der Turm des Rathauses hervor. Gleich daneben erhob sich die Kirche des heiligen Johann, in der sie getauft worden waren.

Sie liebten ihre Stadt, mit der sich ihre frühesten Erinnerungen verbanden. Und sie waren stolz auf Toruń, diese große und schöne Handelsstadt, die „Königin der Wisła“.

Erwartungsvolle Unruhe ergriff Nicolaus und seinen Bruder. Womit sie sich in Gedanken tagelang beschäftigt hatten, das stand ihnen nun unmittelbar bevor. Kaum hatte das Schiff angelegt, waren Dank und Abschied mit den Bootsleuten gewechselt, erblickten sie den Boten des Bischofs und acht Cousinen und Cousins, Kinder ihres Onkels, Tilmann von Allen, eines der angesehensten und mächtigsten Ratsherren, der schon sechsmal zum Bürgermeister gewählt worden war.

„Ihr könnt bei uns wohnen“, sagte Katharina förmlich. „Wir freuen uns, euch wiederzusehen.“

„Nett von dir!“ Andreas faßte der Sechzehnjährigen unter das Kinn. „Bist ja verdammt hübsch geworden.“

Nicolaus wandte sich an den Boten. „Wir danken Seiner Eminenz und werden ihr zur vorgegebenen Stunde die Ehre erweisen.“ Der Bote verbeugte sich.

„Große Dinge gehen vor“, sagte Katharina, deren Wangen noch immer gerötet waren. „Toruń erwartet den König. Die Stadt ist voll von Gesandten, Räten, Schreibern. Prächtige Gewänder kann man sehen!“

Es gab viel zu erzählen. Jeder hatte etwas Besonderes erlebt, und schließlich redeten alle aufeinander ein.

Sie passierten das Stadttor an der Bäckergasse, in der es wie immer nach frischem Brot und Kuchen duftete, folgten ihr bis zum Markt, wo Tilmann von Allen eines der prächtigsten Häuser bewohnte.

Christina von Allen empfing ihre Neffen wie Abgesandte des Königs. Sie stand in der großen Diele, hinter sich die kleinen Kinder und das aufgeputzte Personal. Sie war klein und pausbäckig,

aber in dem dunklen, mit weißen Spitzen besetzten Kleid und der hohen Frisur wirkte sie durchaus stattlich.

„Willkommen, Andreas, willkommen, Nicolaus.“ Sie lächelte gütig und streckte die Arme aus. Die Brüder knieten nieder und küßten die Hand ihrer Tante.

Komplimente und Geschenke wurden ausgetauscht. Bald war man wieder vertraut miteinander und verriet sich kleine und auch größere Geheimnisse. In drei Jahren konnte sich viel verändern. Da waren Hochzeiten gefeiert, Menschen geboren worden und gestorben. Unmöglich, die Neuigkeiten alle mit einem Mal aufzunehmen.

„Onkel ist stark gealtert“, sagte die Tante leise. „Die Geschäfte, die Ämter – im vorigen Jahr erst wieder Bürgermeister –, das ist zuviel.“

Spät am Abend kam der Onkel. Nicolaus und Andreas sahen in ihm mehr einen Großvater, denn er war viel älter als Onkel Lucas. Sein Haar war weiß, das Gesicht wirkte müde, die Augen jedoch und die Bewegungen des kräftig gebauten Mannes verrieten Energie.

„Gut seht ihr aus“, sagte der Onkel, nachdem er seine Neffen forschend betrachtet hatte. „Lucas läßt euch grüßen. Er hat Großes mit euch vor.“

„Mir wär es lieber, du hättest etwas für mich“, entgegnete Andreas.

Der Onkel hob die Brauen. „Ich habe seit fünfunddreißig Jahren alles mit Lucas beraten. Eure Zukunft ist gesichert; von meinen Kindern kann ich das noch nicht in jedem Falle sagen.“

Er blickte Andreas fest an, der enttäuscht antwortete: „Und wenn mir diese Zukunft nichts bedeutet?“

Tilmann erhob sich und schritt, die Hände auf dem Rücken, langsam durch die Diele.

„Mein lieber Andreas“, sagte er betont. „Ich weiß, was dich be-

schäftigt. Trotzdem solltest du wissen, wovon du sprichst.“ Er zeigte auf einen Kupferstich, der die Länder und Meere Europas abbildete.

„Vor einhundert Jahren befuhren unsere Schiffe noch die Ostsee und die Nordsee, seitdem gräbt uns Gdańsk das Wasser ab, langsam, aber sicher. Wir haben den Kampf gegen den Ritterorden gewonnen – auch euer Vater hat ihn unterstützt –, aber dreizehn Jahre Krieg haben uns schwere Verluste gebracht. Und nun dieser Genuese Cristoforo Colombo. Er hat im September vorigen Jahres bereits seine zweite Reise über den Ozean angetreten. Was glaubt ihr, wenn das Mode wird, was uns Kaufleuten dann bevorsteht.“

Andreas zeigte sich unbeeindruckt. Der Wein war ihm in den Kopf gestiegen, und er entgegnete: „Ich würde daran ganz gerne teilhaben. Man muß sich eben rechtzeitig umstellen. So schlecht scheint es denn doch nicht zu stehen.“ Er deutete auf die kostbaren Teppiche an den Wänden, auf die Leuchter, Schalen und Becher, die aus Silber und Gold gearbeitet waren.

Nicolaus fühlte, wie jedes Wort den Onkel traf; dessen Gesicht wurde rot und weiß. Er wollte aufspringen und davonlaufen, aber er saß wie angeschmiedet, eine entsetzliche Szene befürchtend. Wie durch einen Schleier sah er, daß sich Tilmann einen Becher Wein eingoß und ohne Hast Schluck für Schluck austrank.

„Lucas Watzenrode war vierzehn Jahre alt, als sein Vater, ebenfalls Kaufmann, starb“, sagte Tilmann beherrscht. „Ich wurde damals sein Vormund, denn ich war mit seiner Schwester verheiratet. Seine andere Schwester heiratete euer Vater zwei Jahre später, das war 1464. Damals begann Lucas sein Studium in Kraków.“

Lucas hatte ein großes Vermögen geerbt. Ich riet ihm, es für weitere Studien zu verwenden. Er folgte meinem Rat und ging nach Italien, kanonisches Recht zu studieren und seine Zukunft bei der Kirche zu suchen. Heute ist er Bischof, ein mächtiger Fürst, mit

Einnahmen, von denen ich selbst in den besten Jahren nicht zu träumen wagte.“ Tilmann von Allen setzte sich.

Nicolaus, noch immer erschrocken über die anmaßenden Worte seines Bruders, war froh, daß der Onkel ruhig geantwortet hatte. Auch Andreas fühlte sich beeindruckt, dennoch sagte er:

„Mächtig ist er, und Einnahmen hat er, gut und schön, aber du bist trotzdem tausendmal besser dran: du bist ein freier Mann und hast ein Haus mit einer Familie, so wie unser Vater es hatte.“

„Ich verstehe dich besser, als du denkst“, entgegnete Tilmann. „Du kannst dich morgen entscheiden.“ Er schenkte Wein in die Becher und fuhr fort: „Wir haben als Männer gesprochen, freimütig, jeder nach seiner Art. Das möge unsere Freundschaft festigen. Stoßen wir an.“

Bischof Lucas Watzenrode bewohnte mehrere der schönsten Räume des Rathauses, die gleich neben denen lagen, die für den polnischen König bestimmt waren. Als Führer der Landesräte von Pruszy und königlicher Senator hielt er alle Fäden für die Verhandlungen mit dem König in der Hand. Er mußte auf der Hut sein, denn für seine Pläne war die bevorstehende Huldigung von großer Bedeutung.

Das Bistum Warmia unterstand wie das westliche Pruszy und das Gebiet des Ritterordens der Lehenshoheit des polnischen Königs. Der Ritterorden erstrebte die Unabhängigkeit von der polnischen Krone und die Vorherrschaft über das westliche Pruszy und Warmia. Er rechnete dabei auf die Unterstützung des deutschen Kaisers und deutscher Fürsten, aber auch auf den Papst, der den Orden mit besonderen Rechten ausgestattet hatte.

Watzenrode und die Führer der westpruszischen Städte widersetzten sich den Bestrebungen des Ritterordens und hielten fest an ihrer Verbindung mit dem polnischen Königreich, ohne auf ihre Sonderstellung und Privilegien verzichten zu wollen.

Schätze der alten Welt zu heben und zu verarbeiten. Er war entschlossen, Griechisch zu lernen, und hoch erfreut, als Pirckheimer sagte: „Ihr habt Glück. Es gibt keinen, bei dem man besser Griechisch lernt als bei Antonius Urceus, einem Original, sage ich Euch. Er nennt sich Codrus, der Bettler, aber niemand ist so reich wie er, reich an Bildung. Ihr sitzt zu seinen Füßen; er hat die Ilias auf den Knien, in der linken Hand einen Löffel, mit dem er die Milch abrahmt, in der rechten einen Speiß, an dem er einen Hahn über dem Feuer röstet. Und dabei liest er euch vor, Musik der Sprache, und ihr hört und versteht, warum seine Augen glänzen.“

Pirckheimer wandte sich an seinen Freund Dürer, der dem Gespräch scheinbar teilnahmslos gefolgt war. Nur die fragenden, nachdenklichen Augen verrieten sein waches Interesse.

„Sag ihnen, Albrecht, daß ihr Maler auch so denkt.“

Ein kaum merkliches Lächeln umspielte Dürers feingeschwungene Lippen. „Venedig kostete mich manchen Dukaten“, sagte er. „Aber schaut Euch in Nürnberg um, das Grabmal Schreyers am Chor der Sebalduskirche von Krafft oder Wolgemuts Hochaltar in der Kreuzkirche. Auch die Niederländer schaffen große Kunst. Will sagen, wir Maler lernen überall, und, nicht zu vergessen, wir schaffen unsere eigenen Werke.“

„Wie kannst du mich so im Stich lassen.“ Pirckheimer runzelte die starken Brauen und schob schmollend die Unterlippe vor. „Sie wollen es besser machen als die Alten!“

Das gleiche Selbstvertrauen in die eigene Kraft und die gleiche Freude an antiker Dichtung und Wissenschaft trafen Andreas und Nicolaus bei vielen Bürgern Nürnbergs an. Stolz und sich seiner Bedeutung bewußt, führte sie Peter Vischer durch seine in vielen Ländern bekannte Kunstgießerei. Adam Krafft und Peter Flötner zeigten ihnen, nicht weniger von sich überzeugt, ihre Bildhauerwerkstatt und Kunsttischlerei. Den Eindruck eines Weltmanns machte Anton Koberger in seiner Druckerei, in der vierundzwanzig

Pressen und einhundert Drucker arbeiteten. Behutsam schlug er Schedels Weltchronik auf. Mit vornehmer Geste deutete er auf die Holzschnitte. „Zweitausend an der Zahl, gefertigt von Pleydenwurf und Wolgemut, alles Nürnberger Künstler.“

Auf dem Sandsteinfelsen nördlich der Sebalduskirche erhob sich die Burg mit einem fünfeckigen Turm, der fast fünfhundert Jahre alt sein sollte. Der Patrizier und Astronom Bernhard Walther, weißbärtig und von Gicht geplagt, bestätigte es Nicolaus. „Seit achtzig Jahren gehört sie nicht mehr den Grafen von Hohenzollern“, sagte er laut wie einer, der schwer hört. „Unsere Stadt hat sie gekauft. Seit dieser Zeit regieren wir allein und, wie Sie sehen, junger Freund, zum Vorteil unserer Bürger und der Kunst.“

Walther war erfreut, daß ihn ein Schüler Brudzewskis besuchte. Von Nicolaus gestützt, führte er ihn an einen langen Tisch, auf dem, in Bronze gearbeitet, ein Astrolabium, ein Armillar und andere astronomische Geräte standen.

„Alle aus meiner Werkstatt“, sagte er stolz. „Jedes Stück erhielt den letzten Schliff von meiner Hand.“ Zitternd strichen seine Hände über die kostbaren Instrumente.

„Manchmal benutze ich sie noch“, fuhr Walther traurig fort. – „Regiomontan war der einzige, der nach Peurbach die Astronomie hätte reformieren können. Ich gab ihm die Instrumente, eine Sternwarte, eine mechanische Werkstatt. Vier Jahre hat er ungestört gearbeitet. Dann, 1475, machte ihn Papst Sixtus IV. zum Bischof von Regensburg und rief ihn nach Rom wegen der Kalenderreform. Er starb im gleichen Jahr, vierzig Jahre alt, unsere Pläne aber waren schon davor gestorben. Bischof und Astronom, das gibt keine Ehe.“

Die letzten Worte klangen bitter. Sie berührten Nicolaus eigenartig. Er dachte an Brudzewski, der Regiomontans Arbeiten über Algebra und Trigonometrie ganz besonders schätzte.

„Regiomontans Ephemeriden wurden von Kolumbus benutzt,

Gründe ein. Andreas aber interessierte sich wenig für die bevorstehenden Ereignisse. Ihn tröstete zwar die Aussicht auf eine Domherrnstelle, die hohes Ansehen und reiche Einkünfte gewährte, doch war er in seinen Gedanken schon so auf Italien eingestellt gewesen, daß er enttäuscht sagte:

„Immer sind es höhere Interessen, für die man Opfer bringen soll. Was geht mich der König an, was kümmern mich die Privilegien? Mit achtundzwanzig Jahren sitze ich hier als armseliger Scholar und könnte doch ein Kaufherr sein.“

„Tilmann kann dir den Rest deines Vermögens auszahlen.“ Der Bischof umfaßte das goldene, mit Edelsteinen verzierte Brustkreuz. „Du kannst damit kein Unternehmen aufbauen, Andreas. – Und ich vermag dir nur da zu helfen, wo mein Thron steht.“

Sonnenstrahlen drangen durch die bunten, in Blei gefaßten Fensterscheiben. Der Lärm vom Markt hörte sich an wie eine weit entfernte Brandung. Nicolaus sah, daß aus Andreas' Gesicht Freude und Hoffnung verschwanden. Ergebenheit zeigte sich plötzlich hinter einer verschlossenen Miene.

„Nun gut“, hörte er Andreas leichthin sagen, „was erwartest du?“

Der Onkel betrachtete Andreas nachdenklich, dann sagte er: „Ich brauche jetzt vor allem Menschen, auf die ich mich verlassen kann.“

Nach der Audienz zog Andreas seinen Bruder in den Ratskeller. Öllampen verstärkten kaum das spärliche Licht, das durch die Schächte in die Tiefe fiel. Es roch nach Küche, Bier und Wein, nach dem Tran der Funzeln auf den Säulenköpfen und dem Schweiß dicht aneinander sitzender Zecher.

Der Wirt erkannte Andreas und führte die Brüder zu einer Nische. „Willkommen in der Heimat, die edlen Herren. Ich habe von dem gleichen, den Seine Eminenz bevorzugen. Dazu empfehle ich junge Hähnchen mit Pastetenfüllung, zarte Erbsen, Erdbeeren

und vorher selbstredend eine Rübensuppe mit Dill, Petersilie, Estragon, Paprika und Pfefferkraut. Nun, das gab es in Kraków sicher auch, aber zu Hause . . .“ Er schnalzte mit der Zunge, legte sein Gesicht in genießerische Falten und verbeugte sich tief, als Nicolaus lachend dem Angebot zustimmte.

„Macht uns den Mund mit Italien wäßrig“, schimpfte Andreas, „und verordnet uns einen eisigen Winter. Prost.“

Die Zinnkrüge schlugen über der Mitte des Tisches gegeneinander. „Er braucht das Geld, um den König . . ., uns braucht er für seine Aufträge, aber was wir brauchen, das ist ihm verdammt gleichgültig.“

Nicolaus legte seine Hand auf Andreas' Arm. „Sei nicht ungerrecht. Lucas tut für uns mehr als für seinen eigenen Sohn.“

„Philipp Teschner ist seine Jugendsünde“, antwortete Andreas lakonisch. „Uneheliche Kinder nimmt die Kirche nicht, auch wenn sie von einem Bischof stammen. Nichts tut Watzenrode unsertwegen.“

„Das weiß ich nicht genau“, entgegnete Nicolaus unwirsch. „Was willst du eigentlich?“

„Nichts.“ Andreas lehnte sich über den Tisch. „Die erste Domherrenstelle, die frei wird, bekommst du. An dir hat Lucas einen Narren gefressen.“

„Du bist der Ältere“, sagte Nicolaus abwehrend. „Selbstverständlich kommst du zuerst.“

„Nein, verdammt noch mal!“ Andreas trank einen kräftigen Schluck. „Deinen Kopf bereitet Lucas für die Mitra vor.“ Er lachte schallend über Nicolaus' verwirrtes Gesicht. Dann schüttelte er ihm die Schultern und sagte: „Ist doch gut so. Besser du als jeder andere.“

Nach dem Essen verließ Nicolaus seinen Bruder, der sich damit beschäftigte, Bekanntschaften aufzufrischen und neue zu schließen. Nicolaus ging über den Markt und blieb vor dem Eckhaus an der

Bäckergasse stehen, in dem er gewohnt hatte, als es noch eine Familie Koppernick gab. Er konnte sich nicht mehr daran erinnern, wann sie es bezogen hatten, doch seine Mutter hatte ihm das Haus in der Annenstraße gezeigt, wo er geboren worden war. Wenige Schritte genügten, um zu der schmalen Fassade mit den hohen Spitzbogenfenstern und dem langen Treppengiebel zu gelangen. Unvorstellbar und seltsam zugleich erschien Nicolaus der Gedanke, als Fremder vor den Häusern zu stehen, in denen er vor wenigen Jahren noch ein und aus gegangen war.

An der Annenkirche vorbei, in der er getauft worden war und die ersten Messen miterlebt hatte, gelangte er auf den Friedhof, an das Grab seines Vaters, auf dem ein Rosenbusch blühte, dessen Ranken den Grabstein überwucherten. Nicolaus kniete nieder zu einem Gebet, dankte dem Vater für sein Leben, für seine Fürsorge, die seiner Familie noch immer nutzte. Vergeblich suchte er sich das Gesicht des Vaters vorzustellen. Er hatte ihn nicht allzuoft gesehen, denn es waren unruhige Zeiten gewesen. Auch nach dem Torußer Frieden 1466 waren noch lange Zeit versprengte Ritter und Söldnerbanden im Lande umhergezogen. Die Bürger mußten sich ständig in den Waffen üben, dem Schwert, der Armbrust und auch in den neumodischen, dem Degen und den Büchsen. Als der polnische König 1480 mit viertausend Reisigen in die Stadt einzog, lebte der Vater noch. Als sich die Notabeln 1485 versammelten, der König, sechs Bischöfe, Vertreter des Adels in Stadt und Land, gab es schon keine Familie Koppernick mehr.

Einmal war der Vater mit ihm auf den Turm der Annenkirche gestiegen. Ob der Türmer noch lebte? Nicolaus kletterte die Treppen hinauf. Ein Fremder trat ihm entgegen, der ihn mißtrauisch musterte, aber die Plattform betreten ließ.

Ringsum standen unverändert die Türme und Mauern, umgeben von Gräben, davor die Häuser der Handwerker, die mit Feuer arbeiteten oder großen Lärm verursachten: die Wagen- und Rad-

macher, die Amboß-, Rohr- und Kupferschmiede, die Teerbrenner. Da war die Salpeter- und Salzsiederei, die Hopfendarre, die Branntweinbrennerei, während die Brauerei innerhalb der Stadtmauern lag.

Nicolaus' Augen suchten die Weinberge auf den sandigen Anhöhen im Osten der Stadt. Jene Stunden, wenn die ganze Familie im September hinausfuhr zur Weinlese, hatte er immer ganz besonders geliebt. Und der Geschmack des herbsüßen Saftes der unvergorenen Beeren lag ihm auf der Zunge. Ihr Weingarten reichte bis zu den Wiesen der Wisła; er würde daran vorbeireiten, wenn er seine Mutter und Schwester besuchen würde. „Sie haben es gut in dem Kloster“, sagte die Tante. Aber Barbara war noch so jung. Und die Mutter, gewöhnt an einen Mann, an ihre Kinder, an einen großen Hausstand, wie ertrug sie diese Veränderung?

Onkel Lucas hatte für alle gesorgt. Es gab keinen Grund, ihm etwas vorzuwerfen. Aber hatte er in jedem Falle richtig entschieden?

Die folgenden Wochen und Monate brachten Nicolaus und Andreas so viele Erlebnisse, daß sie wenig Muße fanden, über sich und ihre Zukunft nachzusinnen. Nach der Huldigung in Toruń reisten sie mit dem Onkel im Gefolge des Königs nach Malbork, dem ehemaligen Sitz des Hochmeisters des Ritterordens, dann weiter nach Elbląg und schließlich nach Gdańsk, wo die Huldigung ausgesetzt werden mußte. Die Pest war ausgebrochen, und vor dieser gefährlichen Seuche floh der König, flohen die Bischöfe und alle, die zu fliehen vermochten.

Nicolaus bemerkte die Angst in dem Gesicht eines jeden, wenn er sich auch noch so gefaßt und selbstsicher gab. Hast und Ruhelosigkeit kam unter die sonst so würdig und gesetzt auftretenden Notabeln. Jeder strebte fort von den andern, denn jeder war eine Gefahr für den andern.

Auch der Bischof Watzenrode benutzte die erste Gelegenheit,

um sich von dem königlichen Gefolge zu trennen und mit seinen Vertrauten die Rückreise in seine Residenz, nach Schloß Lidzbark, anzutreten. Das neue Jahr, 1495, war bereits zwei Monate alt. Schnee lag auf den Hügeln und Feldern, die Buchen und Eichen standen nackt in der grellen Wintersonne. Eis spannte sich über Seen und Flüsse.

Die plumpen Schlitten, gezogen von vier oder sechs Pferden, glitten schwerfällig über den frostharten Schnee. Dampf Wolken stiegen aus den Nüstern der Pferde und den Nasen der Reiter, die vor, neben und hinter den Schlitten müde und ungeduldig zugleich dahintrabten. Endlich tauchten die Türme des Schlosses und der Stadtkirchen auf. Im gleichen Augenblick ertönten die tiefen Glocken der Kathedrale und die helle Glocke vom Dachreiter des Schlosses, das wie eine Festung gebaut war.

Der Troß passierte die Vorburg, überquerte die Brücke des Schloßgrabens und zog durch die tiefe Einfahrt in den inneren Hof, wo der General-Vikar, der General-Official und andere hohe Beamte des Bistums den Bischof empfingen.

Die Tafel im Rittersaal war gedeckt. An acht Tischen nahmen, ihrer Dienststellung entsprechend, die Gäste und ständigen Bewohner des Schlosses Platz, der Bischof als erster an erhöhter Stelle. Am vierten Tisch saßen die Speicher- und Turmwächter, die Leibkutscher, Roßknechte und Leibdiener Seiner Eminenz. Am fünften Tisch wurden einige Arme gespeist, am siebenten und achten Tisch aß die Bedienung, nachdem der Bischof die Tafel aufgehoben hatte.

Nicolaus und Andreas fiel es anfangs schwer, sich in das steife Zeremoniell des bischöflichen Residenzlebens einzufügen. Andreas spottete der Etikette und der auf Rang und Würde bedachten Kleriker. Wenn die Mittagsglocke läutete, eilten die Tischgenossen, um sich in den Kreuzgängen vor den Türen ihrer Zimmer aufzustellen, bis das Gebell der bischöflichen Doggen erscholl. Dann, wenn Seine Herrlichkeit erschien, angetan mit dem schweren Chor-

rock und dem bischöflichen Hut, bildeten die Bewohner, ihrem Rang nach, einen Zug, der dem Bischof zum Rittersaal folgte. Vor dem Eingang reichten einige Diener jedem Wasser in silbernen Schalen und Handtücher vom feinsten Leinen. Das Tischgebet wurde gesprochen, während vom Bratenduft jedem das Wasser im Munde zusammenlief.

Andreas ahmte das Gebell der Doggen nach und das Gesicht des General-Vikars, der immer bemüht war, seinem Bischof und dessen Neffen ein zufriedenes Lächeln vorzuzeigen. Andreas konnte wie die Roßknechte fluchen und den Geiz des Kellermeisters überlisten. Auf den Jagden gelang es ihm, den Ärger, den er dem Onkel ab und zu mit respektlosen Späßen bereitete, in Wohlgefallen umzuwandeln.

Gemeinsam mit Nicolaus durchstreifte er die Keller, die in zwei Reihen untereinander angelegt worden waren, die Wirtschaftsräume und Waffenkammern des Erdgeschosses, die Säle und Gemächer mit den zarten Sterngewölben im ersten Stock, die Türme und Wehranlagen, die Kreuzgänge und Speicher. „Hier läßt es sich leben“, sagte er nicht selten. „Ich hoffe, wenn erst du residierst, daß ich dein ständiger Gast sein werde.“

Nicolaus hörte diese Anspielung gar nicht gern. Er fand sie vermessen und verbat sie sich schließlich. „Es sieht bald so aus, als wolltest du über mich verfügen. Wenn ich erst weiß, was ich will, lieber Andreas, dann bestimme ich das ganz allein.“

„Oha!“ rief Andreas. „Das Küken mausert sich.“ Er lachte schallend, als wüßte er, daß Nicolaus' Worte nichts als die Einbildungen des Unerfahrenen verrieten.

In ruhigen Stunden suchte Nicolaus die Bibliothek auf, die sich in den Räumen neben der Hauskapelle befand. Der Onkel hatte ihm den Schlüssel zu dem Schrank anvertraut, in dem er Schriften aufbewahrte, die kostbaren ebenso wie die verdächtigen, un-

erwünschten und verbotenen. Hier sah er den ersten gedruckten Kalender aus dem Jahre 1462, in dem die besten Tage für Aderlässe angegeben waren. Er entdeckte eine Abschrift der Statuten des großen Kasimir, der 1364 die Akademie Kraków gegründet hatte, aus der 1400 die Universität entstanden war. In einer Mappe fand Nicolaus Auszüge aus verschiedenen Schriften, in die er sich vertiefte. Durand von Saint-Pourcain sollte gesagt haben, er stelle die Vernunft über die Autorität eines jeden Doktors, wie berühmt und ehrwürdig er auch sein möge. Wilhelm von Ockham vertrat die Ansicht, Erfahrung und Vernunft wären die einzigen Quellen des Wissens.

Plötzlich erstarrte Nicolaus. „Es läßt sich nicht beweisen, daß der Himmel eine tägliche Bewegung ausführt, während die Erde still steht. Es gibt gute Gründe, anzunehmen, daß die Erde und nicht der Himmel einer täglichen Bewegung unterliegt. Die Sinnesorgane können sich täuschen. Farben, Formen und Töne verändern sich mit der Entfernung, aus der sie wahrgenommen werden. Eine Münze in einer Schale ohne Wasser erscheint dem Auge näher als in derselben mit Wasser. Ein unbewegter Gegenstand kann in Bewegung erscheinen und umgekehrt. Nicole Oresme.“ Darunter stand: „Nicht Intelligenzen bewegen die Gestirne, sondern Gott gab ihnen einen Anstoß, demzufolge sie sich gleichmäßig bewegen. Und die Erde dreht sich täglich um sich selbst. – Johannes Buridan.“

Nicolaus las die Sätze wie eine Offenbarung, und immer wieder. Er entdeckte eigene Gedanken darin und fühlte sich in diesen mächtig bestärkt. Natürlich war kein Beweis für diese Ansichten gegeben, bis auf die von ihm selbst beobachteten Sinnestäuschungen. Aber es hatte Menschen gegeben, die Ähnliches gedacht hatten wie er!

Nicolaus blickte aus dem tief in die starke Mauer eingelassenen Fenster auf die Tyna, deren Ränder noch zugefroren waren, während in der Mitte das Wasser dunkel dahinströmte. Die langen

Schatten der Abendsonne färbten sich violett und lösten sich in der Dämmerung auf. Die ersten Sterne zeigten ihr Flimmern an der Himmelskugel. Der Mond erhob sich über dem Horizont. Was war von dem, was die Augen sahen, wirklich? Konnte es etwas Wichtigeres geben, als nach dieser Wahrheit zu suchen?

Nach dem Abendessen rief Lucas Watzenrode Nicolaus zu sich in sein Turmzimmer, das vom Rittersaal und von einer Geheimtreppe zu erreichen war.

„Hier, mein Sohn, kann uns niemand belauschen“, eröffnete der Bischof das Gespräch. „So ein Amt gewährt nicht nur den Vorteil der Macht“, fuhr er leutselig fort, „sondern auch den Nachteil persönlicher Unfreiheit. Jeder Schritt und jedes Wort werden belauert, aber zugleich von den andern für wichtig genommen. Alle suchen sich von meiner Macht ein Stückchen abzuschneiden, manche, um sich zu nutzen, manche auch, um mir zu schaden.“

Das Gesicht des Bischofs verfinsterte sich. „Als mich der alte König nicht anerkannte, da glaubten meine Feinde, sie könnten mich stürzen. Die Ritterbande wollte einen Bischof, dessen Land auszurauben ihr ein leichtes war. Heute nennen mich die Ordensritter einen Teufel und bitten Gott, mich zu vernichten. Seit ich Warmia regiere, haben wir Frieden im Land und ernten die Früchte selbst, die wir säen.“

Der Bischof zeigte auf die Bilder, die zu beiden Seiten der Tür auf die Holztäfelung gemalt waren. „Das Leben ist kurz. Eines Tages wirst du mein Porträt an dieser Wand erblicken. Ich will aber nicht sterben, ohne einen Nachfolger zu haben, von dem ich weiß, daß er mein Werk fortsetzt.“

Er sah Nicolaus mit brennenden Augen an. „Ich habe es bedauert, daß Gertner euch wegen der Statue vermeidbaren Gefahren ausgesetzt hat. Ich schätze sie sehr, zumal sie Veit Stoß gefertigt hat, aber dein Leben ist mir tausendmal wertvoller.“ Er holte tief Luft. „Du erinnerst dich, was ich dir in Kraków gesagt

habe. Ich habe dein Studium verfolgt, und ich habe dich in den letzten Monaten gesehen. Es bleibt dabei: Der Bischof nach Lucas Watzenrode heißt Nicolaus Copernicus.“

Die letzten Worte klangen wie ein Schwur. Ruhig brannten die Kerzen in den silbernen Leuchtern. Nicolaus sah die Flammen in den Augen seines Onkels, in dem Gold des Pektorale und dem Bischofsstab, der an der Wand lehnte.

„Ich weiß nicht, ob ich diesem Amt gewachsen sein würde“, sagte Nicolaus. Als er Unmutsfalten im Gesicht des Onkels heraufziehen sah, fügte er leise hinzu: „Ich bin noch sehr jung.“

„Die nächste Domherrenstelle, die frei wird, bekommst du“, sagte der Onkel bestimmt. „Mit Andreas habe ich gesprochen.“

Er holte Wein aus einem Wandschrank und füllte zwei Pokale. „Im Herbst“, fuhr er fort, „reist ihr ab nach Bologna. Du kannst dir Zeit lassen, Nicolaus, ich bin erst fünfundvierzig Jahre alt, gesund und kräftig. Ich fühle mich wie ein Jüngling. Du kannst zehn Jahre studieren und die Zeit ausnutzen. Nur vergiß nicht dein hohes Ziel, unser Ziel!“

Der Onkel hob den Pokal und stieß mit Nicolaus an. „Du siehst deiner Mutter ähnlich, und ich soll als Kind mit ihr verwechselt worden sein. Aber jetzt bin ich ein finsterer Geselle, und Barbara sieht aus wie ein Engel. Sie hat den Frieden und ich das Amt mit den Läusen und Füchsen, den Eseln und Schlangen. Aber sieh dich um, mein Sohn, wenn der Mai kommt, was für ein herrliches Land wir haben!“

Seine Augen leuchteten. „Fruchtbar der Boden, Wälder und Flüsse voller Wild und Fische, fleißig das Volk. Hier bist du König, Fürst der Kirche und Herr des Landes zugleich.“

Als der warme Südwind den Schnee abtaute, ritt Nicolaus, gefolgt von zwei Dienern, über Olsztyn, Ostróda, Iława, Grudziądz nach Chełmo. Er fühlte sich getrieben und drängte zur größten Eile.

Nach dem Gespräch mit dem Onkel hatte er keine Ruhe mehr gefunden. Andreas hatte nur gespottet. „Verlierst den Kopf, bevor man dir die Mitra draufgesetzt hat.“

Nicolaus fühlte sich zerrissen. Das Vertrauen des Onkels erwärmte ihn, aber er fürchtete sich. In allen Blicken glaubte er zu lesen, daß man ihn für den Nachfolger hielt.

„Kann doch nur dein Vorteil sein“, sagte Andreas.

Er verstand ihn nicht, Nicolaus mußte mit seiner Mutter sprechen.

Noch hatte er keine Klarheit gewonnen, welche Tätigkeit er einmal ausüben wollte. Im Dienst der Kirche gab es viele Möglichkeiten. Manchmal hatte er sich als Professor an einer Universität gesehen. Aber die Abhängigkeit von den vorgeschriebenen Lehrplänen schreckte ihn. Als Domherr war er weitaus unabhängiger. Die geringen kirchlichen und weltlichen Pflichten, die mit diesem Kanonikat verknüpft waren, ließen viel Freizeit. Als Bischof aber war man gefesselt.

Nicolaus fühlte sich nicht in der Lage, über die Absicht seines Onkels zu urteilen. Er hatte ihm nicht widersprochen und sich davor auch gescheut. War es gut, diesem Weg zu folgen, oder war es vermessen, sich darauf einzulassen?

Die Mutter umarmte ihren Jüngsten. „Du hast die Augen deines Vaters“, sagte sie glücklich. „Warum bist du so erhitzt?“

Nicolaus hatte lange nicht mehr geweint. Die Mutter legte seinen Kopf an ihre Brust und hörte ihn geduldig an. Sie wartete, bis er sich beruhigt hatte, trocknete ihm das Gesicht mit ihrem Schleier, küßte ihn und sagte:

„Hab Vertrauen zu Lucas und folge ihm. Er meint es gut mit dir; er liebt dich wie einen Sohn.“

Sie streichelte Nicolaus' Haar und sagte auf eine leise, aber eindringliche Art: „Und wenn einmal der Tag kommen sollte, wo du einen eigenen Weg gehen mußt, dann fürchte dich nicht.“

3.

Die Zweifel blieben, aber die Worte der Mutter, fürchte dich nicht, wenn du eines Tages einen eigenen Weg gehen mußt, gaben Nicolaus Ruhe und Zuversicht.

Niemand, auch nicht Andreas, bemerkte die geringste Unsicherheit. Nicolaus schien einverstanden mit der Rolle, die der Onkel für ihn vorgesehen hatte. Bald wurde er vom Bischof zu den geheimsten Beratungen hinzugezogen, und er wahrte das Vertrauen und blieb selbst gegenüber Andreas verschwiegen.

Als die Boten des Frühlings kamen, dachte Nicolaus stärker als je zuvor an die Reise nach Italien. Er blickte den Wildgänsen und Kranichen nach, die hoch über den weiten Wäldern flogen. Er sah von seinem Fenster die Schnepfen über die nassen Wiesen streichen und bald auch die ersten Störche auf den strohbedeckten Dachfirsten stolzieren. Amseln und Drosseln flöteten und piffen in den Ulmen, Schwalben trieben Spatzen aus ihren Nestern.

Aber nicht alle Boten, die aus dem Süden kamen, ließen Nicolaus' Herz höher schlagen. Depeschenträger, die dreimal schneller ritten als schnell Reisende und die Strecke von Bologna nach Lidzbark in zwölf bis fünfzehn Tagen durcheilten, brachten besorgniserregende Nachrichten.

Der König von Frankreich, Karl VIII., war mit einem Heer in Italien eingefallen. Er hatte Rom erobern und plündern lassen und Papst Alexander IV. gezwungen, ihn mit dem Königreich Neapel zu belehnen. Während Karl in Neapel eingezogen war, hatten sich das Herzogtum Mailand und die Republik Venedig mit dem deutschen Kaiser Maximilian und dem spanischen König Ferdinand verbündet, um Karl mit seinen Söldnern zu vernichten. Viele Landstriche Italiens wurden von den kämpfenden Truppen heimgesucht.

„Der Teufel ist dort los!“ sagte Andreas zähneknirschend. „Um

mich wär's nicht schade, aber wenn ich an dich denke.“ Er fand neuerdings mehr Gefallen daran, Nicolaus zu necken, der sich noch immer über solche Späße ärgerte.

Die Schwalben fütterten bereits ihre Jungen, aber die Meldungen waren noch immer nicht ermutigend. Andreas fing die Depeschenträger ab und fragte sie aus. Er wurde von Woche zu Woche unruhiger, und er übertrug seine Unruhe auch auf Nicolaus.

„Verdammt und zugenäht“, fluchte er oft. „Italien ist wohlfeil. Franzosen, Deutsche und Spanier raufen sich darum. Mailänder, Venezianer und Römer helfen ihnen dabei. Und was der Krieg übrigläßt, das verbrennt Alexander auf dem Scheiterhaufen. Wo ist das Italien des Humanismus, von dem Lucas schwärmt?“

Nicolaus fand es ungerecht, gegen den Onkel zu sticheln, trotzdem schwieg er, um nicht noch mehr Aufregung heraufzubeschwören. „Warten wir in Geduld“, sagte er leise.

Andreas ließ sich jedoch nicht beschwichtigen und rief:

„Frag mal die Sterne! Peilst sie jeden Abend an. Wozu? Keine Zeit mehr für ein Spielchen, nur Planeten oder Folianten.“

Nicolaus lachte versöhnlich. „Also spielen wir mal wieder. Du könntest dich natürlich auch einmal für meine Sachen interessieren.“

Als das Getreide reifte und noch immer keine besseren Nachrichten aus Italien eintrafen, riet der Bischof seinen Neffen: „Verschiebt die Reise. Man rennt nicht in eine brennende Stadt.“

„Sehr voll scheint seine Kasse noch nicht zu sein“, sagte Andreas ärgerlich, als der Onkel sie verlassen hatte. „Sein Rat ging ihm verdammt leicht von den Lippen.“

„Ich bin auch nicht entzückt“, entgegnete Nicolaus enttäuscht, „nur weiß ich nicht, wem ich etwas vorwerfen soll.“

Am 22. September 1495 traf ein Bote des Domstifts auf Schloß Lidzbark ein. Sein Pferd war schweißnaß. „Eine Nachricht für Seine Eminenz“, flüsterte er Andreas augenzwinkernd zu.

„Mein Onkel ist nicht hier“, Andreas steckte ihm ein Goldstück in den Stiefel.

„Domherr Matthias Launau ist tot, seit gestern.“

„Das ist noch ein Goldstück wert, mein Sohn“, ahmte Andreas die Stimme des Bischofs nach. „Grüß den Koch von mir, er soll dich gut bewirten.“

Wenige Minuten später galoppierte Andreas nach Olsztyn, wo sein Onkel und Nicolaus Bauerngüter besichtigten.

Unerwartet für Andreas, schien dem Bischof die Botschaft nicht ganz zu gefallen. Er zog die Stirn kraus, kratzte sich hinter dem Ohr, prustete mehrmals vor sich hin, doch dann sagte er gefaßt: „Laßt keine Zeit verstreichen. Nicolaus mag sich sofort bewerben.“

Watzenrode gab sich alle Mühe, seinem Neffen die Domherrenstelle zu verschaffen. Seine Lage war nicht günstig, denn über die Nachfolge derjenigen, die in ungeraden Monaten starben, hatte der Papst das letzte Wort. Der Bischof verhandelte, versprach, opferte, aber seine Macht reichte nicht aus.

Nicolaus, dem es nicht leichtgefallen war, vor seinem Bruder zu kandidieren, traf es hart, daß einem anderen die reiche Pfründe und die angesehene Stellung zugesprochen wurden. Er sehnte sich nach größerer Unabhängigkeit, und er dachte auch an Andreas, der nun noch länger würde warten müssen.

„Pech“, suchte ihn der Onkel zu trösten. „Launau hätte sich mit dem Sterben nicht so beeilen müssen. Zehn Tage später, und unsere Feinde hätten ihren Mann nicht durchbekommen.“

Nicolaus versuchte noch einmal, den Onkel umzustimmen, bei einer neuen Vakanz erst Andreas kandidieren zu lassen, aber der Bischof winkte schroff ab.

„Erst du und dann Andreas!“ –

Er blickte an Nicolaus vorbei. „Um der Gerechtigkeit willen, Gott wird mein Gebet erhören und die nächsten in einem geraden

Monat zu sich rufen, wenn ich entscheide und nicht diese Karikatur von Papst, der die Kirche schändet durch Simonie und Mord.“

Obgleich die Worte gedacht waren, Nicolaus zu ermuntern, bedrückten sie ihn. Sein kindliches Ideal, das ihm von der Kirche eingegeben worden war, hatte sich unter der täglichen Erfahrung bereits verändert. Dennoch empfand er Ehrfurcht vor dem Stuhle des Bischofs in Rom, dem Heiligen Vater, dem Papst, dem Oberhaupt der Kirche. Nicolaus kannte die oft wechselnde Stellung des Papsttums in der Geschichte. Er dachte auch an die Zeit der Kirchenspaltung, in der es zwei Päpste gegeben hatte. Noch nie aber schien es einen so maßlosen Papst und eine so zerrüttete Kirche wie jetzt gegeben zu haben.

Diese finsternen Gedanken zerstreuten sich wieder etwas, als bessere Nachrichten nach Lidzbark gebracht wurden. Der französische König war aus Italien vertrieben, mehrere Söldnerhaufen zerstreut oder entwaffnet worden.

Nach und nach leuchteten in Nicolaus' Phantasie wieder die glanzvollen Bilder auf, die des Onkels Berichte über seine Studienzeit in Bologna in ihm erzeugt hatten. Die Reiseroute wurde beraten, Nicolaus' Vorschlag, über Toruń, Poznań, Frankfurt (Oder), Leipzig, Nürnberg, Augsburg, Innsbruck, Trient und Verona zu reisen, angenommen. Und als die jungen Schwalben im Jahre 1496 die Nester verließen, verabschiedeten sich Andreas und Nicolaus von ihrem Onkel, der sie fürstlich ausgestattet hatte. Vier ausgewählte Diener begleiteten die Brüder. Alle waren bewaffnet und beritten, außerdem führten sie zwei Packpferde mit. Drei Jahre in der Fremde waren eine lange Zeit.

Andreas und Nicolaus wollten Land und Leute kennenlernen. Überall, wo es etwas Besonderes zu sehen oder zu erleben gab, konnten sie einige Tage verweilen; vor Oktober brauchten sie nicht in Bologna zu sein. Auf Leipzig freuten sie sich sehr, denn dort studierten Verwandte und Freunde, ganz besonders aber zog sie

Nürnberg an. Dort wollten sie bei Willibald Pirckheimer einkehren, der sein Haus zum Treffpunkt aller Humanisten gemacht hatte. In Nürnberg vermutete Nicolaus die wertvollen astronomischen Instrumente, die der Patrizier Bernhard Walther für Regiomontan hatte anfertigen lassen, und er freute sich darauf, mit Walther Bekanntschaft zu schließen.

Die Sonne hob sich schnell über den Horizont. Der feine Nebel zerstreute sich auf den Wiesen. Frisch und stark trabten die Pferde. Blaue Kornblumen und das pralle Rot des Klatschmohns leuchteten zwischen den grüngelben Getreidehalmen. Leicht wellten sich die Hügel und Täler. Bäche, Flüsse und Seen spiegelten das sanfte Blau des Himmels, und die zarten Federwolken begleiteten die fröhlichen Reiter auf ihrem Weg zum Süden.

Sie begegneten Kaufleuten mit Wagen, Pferden, Reitknechten und Söldnern, oder sie überholten Kaufmannszüge, schlossen sich ihnen für eine kurze Wegstrecke an, scherzten mit den Frauen und Kindern. Sie trafen auf Vaganten und bezahlten die Zeche für diese herumziehenden Studenten, die keine Stellung bekommen konnten, weil sie niemanden hatten, der sie protegierte.

Die Jüngeren fanden sie noch fröhlich, sie schlugen die Laute, spielten auf dem Hackbrett, und sie sangen stolz:

„Wer nicht abwirft alle Bande
und durchwandert alle Lande,
frohen Sinns mit offenen Augen,
der wird niemals etwas taugen.“

Die Älteren aber sangen mit schwermütiger Stimme:

„Ich habe nichts, als was ihr an mir seht.
Aber glaubt nicht, daß dies meine Schuld ist.
Wieviel lieber wollte ich den Spuren des Virgil folgen.“

Nicolaus bemerkte die abschätzenden Blicke, die ihrer Kleidung und Ausrüstung galten. Die meisten Vaganten verbargen ihre Gefühle. Sie waren gebildet und fühlten sich als Edelleute, auch wenn sie ihren Lebensunterhalt erbetteln mußten. Manche aber waren Vagabunden geworden, die Schüler anwarben und zum Betteln, Fechten oder Stehlen abrichteten. Diese betrachteten Nicolaus und Andreas mit neidischen, gierigen oder haßerfüllten Blicken, und nur ihre Waffen nötigten ihnen Respekt ab.

Auf Jahrmärkten sahen Andreas und Nicolaus Hausierer, Teufelsbeschwörer, Quacksalber, Feuerfresser, Gaukler, Zauberkünstler, Possenreißer, Akrobaten und Schauspieltruppen. Manche führten mit Bären, Affen oder Vögeln Kunststücke vor, andere verkauften Amulette gegen Hexen und Dämonen. Wahrsager legten Karten oder lasen aus der Hand, Astrologen stellten Horoskope.

Andreas fühlte sich wohl in dem Tumult, Nicolaus aber schwirrte jedesmal der Kopf von solchem Trubel, und er war erst froh, wenn sie wieder ihr Quartier aufsuchten. Er mochte auch die Vergnügungen der Edelleute nicht besonders, die Turniere in den schweren Rüstungen, die Bärenhatz, die Kartenspiele. Mehr gefielen ihm schon Federball, Mühle und besonders Schach. Und mancher Burggraf oder Patrizier wünschte zu wissen, wo Nicolaus das königliche Spiel erlernt hatte.

Bauernhochzeiten gefielen Nicolaus so lange, bis den Leuten das Essen und Trinken an der falschen Stelle wieder herauskam. Bei Hochzeiten in Schlössern und Palästen ging es am Anfang meist sehr steif zu, doch nach ein paar Stunden unterschieden sie sich nur noch wenig von den Bauernhochzeiten auf dem Lande.

Schön und immer wieder erhebend war für ihn Musik, wenn man sich zum mehrstimmigen Chorgesang vereinigte oder die Instrumente erklingen ließ, den Dudelsack ebenso wie die Harfe, die Flöte oder die Trompete, die Oboe oder die Viola, das Fagott, Cembalo oder Klavichord. Ganz besonders beeindruckten Nico-

laus die Kompositionen Johannes Ockeghems, von dem er in Leipzig in der gerade wiederhergestellten Thomaskirche eine Messe hören konnte.

Musik ergriff die Menschen, ließ sie still und andächtig oder froh und heiter werden, niemals aber wild und maßlos. Sie gab den Menschen ein Gefühl der Harmonie, ebenso wie der ewig gleichbleibende Lauf der Gestirne.

Musik und Sterne erschienen Nicolaus wie göttliche Symbole, die den Menschen Kraft zu geben vermochten, in den Wirren des Daseins zu bestehen. Das Leben in seinen Gegensätzen bedrohte den Glauben an einen allgütigen Vater und die Gerechtigkeit seiner Kirche. Die Hoffnung auf ein jenseitiges Leben in Frieden und Glückseligkeit war nur ein schwacher Trost für die Heimatlosen, Hungernden, Kranken und Geknechteten. Es hieß wohl, jedem nach seinem Verdienst, aber Nicolaus konnte nicht teilnahmslos bleiben, wenn sie an den Armen auf den Landstraßen vorbeiritten, landlosen Bauern oder arbeitslosen Gesellen, entlassenen Söldnern, Krüppeln, Blinden, Siechen, die keine Herberge fanden; oder wenn Menschen ausgepeitscht, gebrandmarkt oder auf Scheiterhaufen verbrannt wurden. Er war erschrocken über die Willkür der Mächtigen und ihrer Folterknechte, die nur selten Erbarmen zeigten, er empfand Mitleid mit den Schwachen, auch wenn Haß und Auflehnung in ihren Augen brannten.

Manchmal fühlte sich Nicolaus elend und zerschlagen. Andreas wurde mit den schnell wechselnden Erlebnissen besser fertig. „Die Welt ist ein Irrenhaus. Wir sind alle nur Narren.“

Aber Nicolaus schüttelte verzweifelt den Kopf. „Es gibt keine Hexen“, sagte er, „mich dauern die armen Menschen, sie sind alle Kinder Gottes.“

Nicolaus und Andreas fanden überall gastliche Aufnahme, in einem Kloster oder Schloß, bei einem Bischof oder Pfarrer. Sie

brauchten keine der Gaststuben aufzusuchen, in denen Frauen und Männer samt Gepäck im selben Raum lagen, die Stiefel auszogen, Wäsche wechselten, tranken und rülpsten. Andreas und Nicolaus saßen an gedeckten Tafeln, deren einfachste immer noch Zinngeschirr zierte.

Als sie Mitte August die Türme von Nürnberg erblickten, sporneten sie ihre Pferde an. Die Stadt lag wie eine Festung beiderseits der Pegnitz, umgeben von einer mächtigen Mauer mit Türmen und Basteien. Kaufmannszüge verließen die Stadttore, die von schweren Rundtürmen flankiert wurden.

Sie ritten über eine der Zugbrücken, die den breiten Trocken-graben überspannten, passierten die Wache des Laufertores, folgten der Laufergasse bis zum Rathausplatz, wo sich die Sebalduskirche erhob. Marktfrauen, Schusterjungen, Chorknaben, Karrenschieber, Fuhrknechte belebten die Gassen. Frauen in fürstlicher Kleidung, auf hohen Absätzen trippelnd, flanierten auf den Plätzen, die langen Schleppen ihrer Roben lässig über den Boden schleifend. Sänftenträger standen in mäßiger Entfernung; Ratsherren schritten, von Dienern begleitet, wie Könige über das Pflaster.

Willibald Pirckheimer, der sich durch Übersetzungen griechischer Texte schon einen Namen unter den Humanisten gemacht hatte, begrüßte Andreas und Nicolaus wie Gleichgesinnte. Er war gerade zum Ratsherrn gewählt worden, aber davon sprach er nur nebenbei.

„Ich beneide Euch“, sagte er feierlich, „vor einem Jahr war ich noch in Padua. Wie konnte man jahrhundertlang leben ohne Homer, ohne Ovid? Freunde, es gab ein Goldenes Zeitalter. Wir haben es entdeckt, seine Kunst und seine Wissenschaft. Jetzt wollen wir die alten Manuskripte sammeln, übersetzen und alle drucken und Gutenberg Dank sagen jeden Tag.“

Nicolaus fühlte sich angesteckt von der Begeisterung des fast gleichaltrigen Pirckheimer und dem Willen, die lange vergessenen

die bisher besten Bücher über die voraussichtliche Stellung der Himmelskörper.“

Walther öffnete die Tür eines in eine Nische eingebauten Schrankes. „Hier liegen noch viele Papiere Regiomontans. Ich habe sie der Kirche abgekauft. Soweit meine Kraft reicht, werde ich sie für den Druck fertigmachen.“ Er sah Nicolaus forschend an und fuhr fort:

„Wir hatten große Pläne; wir wollten alle wissenschaftlichen und technischen Schriften der alten Griechen drucken. Regiomontan zog die Mitra vor.“

Nicolaus empfand Mitleid mit dem alten Mann, der sich um seine Lebensaufgabe betrogen sah, die er mit Regiomontan hatte ausführen wollen. Wer aber würde je alle Ursachen erfahren, die zu ihrer Trennung geführt hatten. Vielleicht hatte sich Regiomontan zu abhängig von dem Geld Walthers gefühlt? Vielleicht war der Aufstieg zum Bischofsamt zu verlockend gewesen? Vielleicht hatte Regiomontan für seine Arbeiten noch bessere Bedingungen schaffen wollen?

„Ihr Besuch hat mir wohlgetan.“ Walther geleitete Nicolaus zur Tür. „Eine große Überraschung war für Regiomontan, daß Ptolemäus' Aufzeichnungen nicht mit seinen Beobachtungen übereinstimmten. Regiomontan und Peurbach hatten ja zuerst geglaubt, die Differenzen in der arabischen und der lateinischen Ausgabe des ‚Almagest‘ seien Übersetzungsfehler. Aber auch nach dem Originalwerk stimmte die von Ptolemäus vorausgesagte Stellung der Planeten nicht mit der beobachteten überein.“

Walther griff nach einem Buch. „Sie kennen unseren Kalender, nicht wahr, junger Freund? Wir hatten ihn um zehn Tage vordatiert, damit er mit den astronomischen Daten übereinstimmt. Aber damit ist das Problem natürlich nicht gelöst. Wir stehen weiter vor dem Rätsel, daß zwischen den ptolemäischen Angaben und unseren Beobachtungen erhebliche Differenzen bestehen.“

Er hob die stark geäderte Hand, legte sie Nicolaus väterlich auf die Schulter und sagte:

„Grüßen Sie Dominicus Maria di Novara von mir. Besuchen Sie mich wieder, junger Freund. Reisen Sie unter einem guten Stern.“

Die tiefen Glocken der Lorenzkirche läuteten die Abendstunde ein. Eine Kirche nach der anderen folgte. Die Luft dröhnte, die Stadt schien zu beben. Nicolaus fühlte sich emporgehoben und davongetragen in einen endlos scheinenden Raum, in dem nur Sterne um ihn waren.

Der Weg von Nürnberg nach Bologna war die kürzeste, aber auch beschwerlichste Strecke ihrer Reise. Nicolaus und Andreas wußten nicht recht, ob sie sich auf die Alpen freuen oder sich mehr vor ihnen fürchten sollten.

Viele sagten, Italien ist schön, aber die Berge davor sind grauenhaft: reißende Flüsse in unwirtlichen Tälern, finstere Schluchten, schlüpfrige Pfade, nackte Felsen, schneller Wechsel des Wetters, brennende Sonne, Wolken, Sturm und Gewitter, tödliche Steinschläge, tosende Wasserfälle, eine schreckliche Welt.

Ab Augsburg schlossen sich Andreas und Nicolaus mit ihren Dienern einem Pilgerzug an. Der Frühnebel verlor sich in den Niederungen, die Luft wurde klar, auf der Höhe des Ammersees erblickten sie gegen den blaßblauen Himmel erstmals die Spitzen der Berge. Am nächsten Tag löste sich der Nebel nicht auf. Dann aber lag er wie eine Wand hinter ihnen, die Sicht war frei, und Nicolaus sah vor sich die Felsen steil aufragen und im Hintergrund die Zugspitze.

In einer Mischung von Staunen und Angst passierten sie das Wetterstein- und das Karwendelgebirge, den reißenden Inn, den Brennerpaß zwischen den Stubai- und Zillertaler Alpen, anfangs unruhig und hastig, dann immer langsamer und bedächtiger, auch abwärts noch durch das Eisacktal bis Bolzano. Von da an weitete sich

das Tal; sie folgten der Adige, erreichten Trient und endlich Verona. Im hellen Glanz der Sonne lag vor ihren Augen die fruchtbare Ebene des Po, die von der Republik Venedig beherrscht wurde.

Für den Übergang über die Alpen hatten sie zehn Tage gebraucht; bis Bologna, das zwanzig Meilen südlich von Verona am Nordfuß der Apenninen lag, würden sie nur noch vier bis fünf Tage benötigen.

Nicolaus und Andreas empfanden die Wärme wie Balsam nach der rauhen und kühlen Luft in den Bergen. Ihre Augen gewöhnten sich bald an das grelle Licht der Sonne, die über einen wolkenlosen Himmel wanderte. Sie sahen Buchen-, Eichen- und Nadelwälder, aber auch die immergrüne Eibe und Myrte, den Oleander und Lorbeer, die Edelkastanie, Pinie und Zypresse, den Maulbeerbaum und Ölbaum, weite Obst- und Weingärten.

Als sie den Reno erreichten und die Bergspitzen des Apennin auftauchten, erblickten sie bald den über dreihundert Fuß hohen Asinelli und dann auch den halb so hohen Garisenda, zwei Türme, eckig und schief, die Wahrzeichen von Bologna.

Am späten Nachmittag zogen sie müde, aber von Erwartungen beflügelt, durch das nördliche Tor der mächtigen Mauer, die als längliches Sechseck die Kirchen, Paläste, Backsteinbauten mit Bogengängen und die Universität, die berühmteste Bildungsstätte für das Rechtsstudium, umspannte.

Zwei Tage später ließ sich Nicolaus in die *Annales Clarissimae Nationis Germanorum* eintragen: „A domino nicolas Kopperlingk de thorn.“ Er entrichtete seine Gebühr, der Weg zum Studium war frei.

Zeit zur Besinnung nach der eindrucksvollen Reise blieben Nicolaus und Andreas nicht. Ihre Erlebnisse wurden überschwemmt von dem Leben einer Stadt, die voller Leidenschaft und Gegensätze war.

Auf dem Weg von Lidzbark nach Bologna hatten sie alles als Übergang empfunden. Sie waren nur Zuschauer der heiteren oder traurigen, der schönen oder schrecklichen Szenen gewesen; denn schon am nächsten oder übernächsten Tag hatten sie hinter ihnen gelegen.

Nun aber war das Leben um sie herum ein Teil ihres Lebens, und sie mußten sich den Sitten und Gebräuchen stellen. Zum ersten Male empfanden sie das Unabänderliche einer langen Trennung von der Heimat. Und es dauerte einige Wochen, bis sie die Stadt und einige Menschen so gut kennenlernten, um sich selbst heimisch fühlen zu können.

Für Nicolaus entstand jedoch aus dem freundschaftlichen Kontakt mit dem Astronomen Novara und dem Sprachgelehrten Urceus ein tiefer Konflikt, von dem ihn auch Andreas' unbekümmerte Art nicht erlösen konnte. Er hatte zwar die Vorlesungen einiger Juristen und Philosophen belegt, sie anfangs auch regelmäßiger als Andreas besucht, dann aber völlig vernachlässigt.

Wie sollte er sich je zum Doktorexamen melden können, wenn er weiterhin seine Kraft auf das Studium der Astronomie und der griechischen Sprache konzentrierte? Dazu war er nicht nach Italien gereist, und dafür zahlte Onkel Lucas auch nicht die wirklich außerordentlich hohen Kosten. In drei Jahren spätestens, falls sich der Onkel nicht schon viel früher erkundigte, was anzunehmen war, mußte er sich verantworten.

Nicolaus wollte dem Onkel schreiben und ihn um Verständnis bitten, aber da er selbst an dem Erfolg zweifelte, ließ er sich um so lieber davon abbringen. „Du mußt jetzt selbst wissen, was du tust“, sagte Andreas, dem es gefiel, daß die Pläne des Onkels durchkreuzt wurden. „Wir können ihn nicht immer erst fragen. Er erfährt es früh genug. Schließlich sind wir ja wohl auch erwachsen.“

„Fürchte dich nicht . . .“ Nicolaus richtete sich an den Worten seiner Mutter auf, ohne sich von dem Gefühl der Schuld frei

machen zu können. Und doch bereute er seinen Entschluß nicht. Er fühlte sich auf einem Weg, den er gehen mußte, und jede Stunde, die er bei Maria di Novara und Antonius Urceus verbrachte, bestärkte ihn. Aber auch die Furcht vor dem Zorn des Onkels wuchs von Monat zu Monat und zugleich die Angst, Lucas könnte ihm die Unterstützung entziehen.

Der Ankunft eines jeden Boten von Lidzbark sah Nicolaus mit gemischten Gefühlen entgegen. Seine Befürchtungen waren jedoch zunächst unnötig. Im Gegenteil, 1497, ein Jahr nach seiner Ankunft in Bologna, überbrachte ihm ein hochgestellter Vikar des Bischofs die Nachricht, daß er als Nachfolger des im August gestorbenen Domherrn Johannes Czannow gewählt worden war.

In Nicolaus' Miene spiegelten sich Freude und Bedrückung zugleich. Der Vikar bemerkte diesen Widerspruch und suchte den Grund zu erfragen, aber vergeblich. Und auf die lauernde Frage: „Es freut Euch wohl nicht nur?“, antwortete Nicolaus kühl: „Auch Johannes Czannow liebte das Leben.“

„Es war Gottes Wille.“ Der Vikar verbeugte sich.

„Wir sind ihm sehr verbunden“, mischte sich Andreas ein. „Gerade heute ist ein Studentenfest auf der Wiese vor der Porta di San Manola und Samstag ein Feuerwerk auf der Piazza di San Domenico.“

Als der Vikar eine säuerliche Miene aufsetzte, fuhr Andreas fort: „Sehen Sie sich in Bologna gut um, und sagen Sie Seiner Eminenz, das Leben kostet jetzt doppelt soviel wie zu seiner Zeit 1473, und nicht nur wegen der Feste und der Repräsentation. – Der Krieg hat die Preise, den Luxus und die Lust am Leben erhöht. Es gibt Scholaren, die sieben Diener unterhalten.“

Der Vikar machte ein erstauntes Gesicht und verabschiedete sich demütig. Nicolaus schickte ihm einen abschätzenden Blick nach und sagte leise: „Er ist nicht zufrieden mit dem, was er erfahren konnte.“

Andreas, beschäftigt, die Geldkatze zu leeren, die der Onkel dem Vikar mitgegeben hatte, antwortete lachend: „Man schnüffelt; drum belege die Vorlesungen wieder, die du besuchen müßtest. Das Geld hast du jetzt übrig, Kanonikus.“

Der Vikar hatte einen zwiespältigen Eindruck hinterlassen, und wie unter einem Zwang besuchte Nicolaus nun ab und zu wieder eine juristische Vorlesung. Er war jedesmal deprimiert, denn das Recht erschien ihm als ein Mittel, menschliche Habsucht und Willkür zu rechtfertigen. Welch ein Gegensatz zu den Stunden, die er bei Novara verbrachte, den Wein und die Sterne vor Augen und das heiter-spöttische Gesicht des vierundvierzigjährigen Italieners, der ihm seine Freundschaft und sein Wissen schenkte.

Danach hatte es zuerst nicht ausgesehen, als Nicolaus ihm die Grüße und Empfehlung Walthers überbrachte. „Sie kommen zu einer ungünstigen Stunde, Nicol de Copernicus“, hatte Novara geantwortet, dem es Spaß machte, Namen und Worte so auszusprechen, wie sie ihm gerade über die Zunge liefen. „Ich mache gerade ein Horoskop für Savonarola. Sie haben gehört von ihm? Seit einigen Wochen gehorcht er dem Verbot des Papstes, er schweigt still. Aber er fürchtet sich sehr. Was soll ich ihm sagen, was für ihn in den Sternen steht?“

Novaras kohlschwarze Augen hatten Nicolaus' kühlen Blick gebannt. Das heisere ironische Lachen ließ ihn zusammenzucken. Novara trat auf ihn zu.

„Was geschieht mit einem Mann, der den Papst beschimpft, den Adel verhöhnt, den Luxus verurteilt, die Tavernen schließt, Eltern und Kinder, Männer und Frauen gegeneinander aufbringt? Braucht man da noch die Sterne zu fragen?“

Novara lachte über sein sarkastisches Fragen und fuhr fort: „Er fragt mich, mich, den Stadtastrologen von Bologna, er, der die Astrologie als Gottlosigkeit und Unsittlichkeit verdammt und den Scheiterhaufen für Astrologen verlangte.“

O ja, Savonarola ist ein selbstloser Mann, trägt rauhe Gewänder, ißt und trinkt wie ein Heiliger, aber nicht schlechter. Er gründete eine Schule, daß man Griechisch und Hebräisch lesen lerne, aber nicht für Catull, Ovid, Tibull oder Terenz, nein, nur für die heiligen Schriften.“

Novara drehte sich um und schritt an den hohen Regalen entlang, riß hier und dort ein Buch heraus, warf es auf die Erde, nahm Bilder von den Wänden und legte sie dazu, zog seine Jacke aus und packte sie mit einem Spiegel, einer Brillantnadel und einem Schachbrett auf den Haufen.

„Drei Jahre hintereinander verbrannte dieser Savonarola Bücher von Boccaccio und Petrarca, römische und griechische Pergamente mit den köstlichsten Miniaturen, Lauten, Harfen, Spielkarten, Gemälde. Zwanzigtausend Goldtaler bot ein Venezianer für so einen Scheiterhaufen, vergebens. Aber was ist alles Geld gegen solche Schätze? – Was erwartet Herr Savonarola von seinem Horoskop?“

Nicolaus hatte das Gefühl, den Boden unter den Füßen zu verlieren. Er machte ein paar Schritte nach vorn, bückte sich, hob ein Buch auf und stellte es ins Regal. Die Bewegung tat ihm gut.

Novara hatte ihm verdutzt zugesehen, wortlos, auf den Kamin gestützt. Er verharrte erstaunt, bis Nicolaus die Jacke und Brillantnadel auf den Tisch legte, verwundert über sich selbst und den jungen Mann.

„Wissen Sie, was ich ihm antworten werde?“ hörte Nicolaus die veränderte Stimme Novaras. „Du hattest recht, Savonarola, als du die Astrologie verdammtest; sie kann keinem helfen. Du hattest recht, als du den Papst züchtigen wolltest; er führt ein liederliches Leben. Du tatest recht, Savonarola, den roten Kardinalshut zurückzuweisen; damit wollte der Papst dich kaufen. Nun denn, Savonarola, warum fürchtest du dich, der du wie Christus sein wolltest?“

Novara hatte das angefangene Horoskop zerrissen und Nicolaus zum Essen eingeladen.

„Sie kamen vielleicht doch in einem günstigen Augenblick“, sagte der Italiener. „Ich lebe von dem, woran ich nicht glaube, und, wie Sie sehen, gut. – Greifen Sie zu. – Kaum hat ein junger Edelmann das Licht unserer Welt erblickt, schon muß ihm ein Horoskop gestellt werden. Ich habe es mir abgewöhnt, den Eltern und Kindern das Leben mit schlechten Prophezeiungen zu vergällen. Als Dank dafür kommt man gern zu mir, viel zu oft; denn ich will eigentlich etwas anderes wissen von den Sternen. Ich war ein Schüler Regiomontans.“

Nicolaus genoß die Orangen, die prallen Weinbeeren, und er hörte auf Novara, dessen Stimme wie sein Temperament Kapriolen schlug, schnelle und bedächtige, wilde und verworrene; Zorn und Freude, Spott, Hohn und Heiterkeit wechselten so schnell, daß Nicolaus manchmal nicht wußte, welche Tonart Novara gerade spielte. Und dann war er ebenso schnell bei einer wissenschaftlichen Frage, ruhig, sachlich, prüfend.

Er kannte den Himmel besser als Bologna, und er saß eine Stunde oder zwei wie erstarrt, um die Stellung des Mondes oder eines Planeten zu bestimmen. Dann sprang er auf, rieb die Hände über dem Kaminfeuer, goß einen Becher Wein hinunter und rief:

„Die Astrologen haben Glück. Ihnen glaubt man noch, wenn sie hundertmal lügen und nur eine Weisheit verkünden. Andere verlieren bei einer Lüge allen Glauben, auch wenn sie hundertmal die Wahrheit gesagt haben. Bei Gott, die Astrologen haben es gut. Sie brauchen die Sterne nicht zu kennen, sie sitzen hinter dem Herd und rechnen nach den Alphonsinischen Tafeln. Ha, ha, ha! Schaut nur nicht auf den Himmel. Die Planeten richten sich nicht nach den Tafeln. Ihr werdet sie vielleicht in einer Woche oder in einem Monat dort finden, wo sie heute sein sollen.“

Novara lachte unbändig und rieb sich die Hände. „Nicol, Nicol,

Kaiser und Päpste sind die größten Narren. Es gibt welche, die setzen sich nicht auf die Latrine, wenn ihre Sterne schlecht stehen. – Möchtest du als Prinz geboren werden?“

Ihm fiel immer etwas ein, Spaßiges und Ernstes, und es verging keine Stunde, in der Nicolaus nicht von unerwarteten Ideen überrascht worden wäre. Novara nahm kein Blatt vor den Mund, nachdem er sicher war, in seinem Schüler einen Freund gewonnen zu haben.

„Schau dir den Himmel an, Nicolo, er lacht, Tag und Nacht lacht er, weil wir ihn so kompliziert machen, obgleich er viel einfacher ist als unsere Bilder und Rechnungen. Alles Große ist einfach.“

Novara schlug die Epitome auf. „Kauf es dir, Nicolo, Peurbach und Regiomontan waren große Astronomen. Schau an, wie verrückt die Planeten um die Erde tanzen. Ist das die Phantasie des Ptolemäus oder die Phantasie der Planeten?“

Was sehen wir auch am Himmel? Ein Planet taucht auf, bewegt sich vor, bleibt stehen, läuft zurück, geht wieder vor, bleibt stehen . . . , verrückt, nicht wahr?“

„Ich finde die Lösung von Ptolemäus genial“, antwortete Nicolaus. „Aus diesen Beobachtungen gleichförmige Kreisbewegungen zu konstruieren, das ist unübertrefflich.“

Novara drehte seinen schmalen Kopf langsam vom Buch weg, bis sein Blick Nicolaus' Augen traf. „Will sich Nicolo lustig machen? Ein Kreis, wunderbar, ein Aufkreis, wunderbarer, ein Aufaufkreis, am wunderbarsten. Nein, noch wunderbarer ist es: konzentrische Kreise und exzentrische Kreise. Wo bleibt da die Gleichförmigkeit der Bewegung?“

Nicolaus lachte. „Wie anders sollen wir die Planetenbahnen berechnen, Dominico?“

„Wüßte ich's, wäre ich größer als Ptolemäus, Peurbach und Regio.“ Novara ließ den Kopf hängen, um plötzlich die Fäuste in

die Luft zu stoßen und zu rufen: „Wär ich Gott, ich hätt es nicht so kompliziert gemacht.“

Am 9. März hatten sie den Mond beobachtet, der im ersten Mondviertel den Aldebaran, den glänzenden Stern in den Hyaden, bedecken sollte. Nach der Theorie des Ptolemäus mußte der Mond zu diesem Zeitpunkt der Erde bedeutend näher sein als während des Vollmondes.

„Wir werden sehen, ob das stimmt“, sagte Novara ironisch. „Regio und Peurbach wunderten sich darüber auch. Das Auge sieht keinen Unterschied.“

Mit dem Jakobsstab und Quadranten bestimmten sie Abend für Abend die Winkel, aus denen sie die Entfernungen berechneten, die sich nicht voneinander unterschieden. „Ob voll, halb oder viertel, er denkt gar nicht daran, näher zu kommen, unser schöner braver Lampion.“ Novara lachte und drehte sich um sich selbst und im Kreis um den Tisch, auf dem die Ölfunzel blakte. Sein Schatten lief an den Wänden mit.

Nicolaus wußte, warum sich Novara freute. Er bewunderte Ptolemäus, aber er haßte die Kommentatoren, die alles genauso gut oder noch besser wissen wollten als die Autoritäten, von denen sie zehrten.

„Die Nichtwisser wissen alles, die Narren reden in Zitaten!“ rief er lachend und drehte sich, bis er gegen den Kamin taumelte. „Ja, Nicolo, Ptolemäus steht wie ein Turm, und ich Tor freue mich, wenn ein Stein herausbricht.“

Nicolaus vergaß das seltsame Schauspiel nicht. Er führte es seinem Bruder vor, etwas abgewandelt, aber mit dem gleichen Ergebnis. Nur bemerkte Andreas nichts außer dem Spaß.

Nicolaus nahm eine Kerze in die ausgestreckte Hand und drehte sich mit ihr um sich selbst. Sein Schatten lief an den Wänden mit. Und was geschah, wenn er die Kerze auf den Tisch stellte und um sie herum lief? Genau das gleiche.

Gab es eine Ähnlichkeit zwischen diesen Erscheinungen und denen des Himmels?

Wenn einem der Schuh nicht paßte, dann nicht wegen des Leders, oder der Füße, sondern wegen des Zuschnitts.

Paßte der Zuschnitt des ptolemäischen Systems für den Himmel? War der Weltenbau so kompliziert wie die Astronomie?

„Jede deiner Fragen, lieber Nicol, ist einen Scheiterhaufen wert. Ebenso könntest du fragen: Paßt die Bibel in unsere Welt?“

Nicolaus erschrak wie noch nie in seinem Leben. Novara hatte ihm die Gefahr vor Augen geführt, in die er ahnungslos hineintappte, von der völligen Unschuld seiner Fragen überzeugt.

„Keine Angst, kleiner Nicolo“, beruhigte ihn Novara, „ich frage mit dir, aber wir müssen es halten wie die Pythagoreer: Es bleibt unser Geheimnis.“

Sie prüften die Grundsätze, von denen Ptolemäus im Almagest nach dem Vorbild Hipparchs und Aristoteles' vor eintausendvierhundert Jahren ausgegangen war:

„Die Himmelskörper bewegen sich in Kreisen. Sie drehen sich mit dem gesamten Himmelsgewölbe täglich einmal rund um die Erde.“

Gegen den ersten Satz ließ sich nichts sagen, aber gegen den zweiten. Er war schon von Ptolemäus selbst nicht in vollem Umfang aufrechterhalten worden, als er die von der Regel abweichenden Planetenbahnen bestimmen wollte.

Woher wußte man, daß sich das Himmelsgewölbe um die Erde drehte? Man sah es, natürlich. Was man jedoch sah, war nicht immer richtig.

Die Erde ist eine Kugel.

„Schade“, sagte Novara, „Kolumbus hat es bewiesen. Ich hätte Ptolemäus den Gegenbeweis gegönnt.“

Nicolaus sah Novara belustigt an. „Vielleicht haben wir mit dem nächsten Punkt mehr Glück.“

Die Erde steht im Mittelpunkt der Himmelskugel. Andernfalls müßten die Sterne an der Seite, nach welcher die Erde läge, schneller bewegt erscheinen. Das tun sie nicht, also muß die Erde im Zentrum stehen.

„Eine verdammt harte Nuß, dieser alte Herr aus Alexandria.“ Novara trat ans Fenster. Ein Leiterwagen rumpelte vorbei, auf den ein junger Mann gebunden war. „Heute verbrennen sie Benuto, den Philosophen.“ Er flüsterte, und trotzdem klang seine Stimme heiser. „Er leugnete die ewige Seligkeit. ‚Euch zu Gefallen will ich an die Auferstehung glauben. Doch ihr werdet sehen, es wird nichts daraus werden.‘ – Das hat er einem Dominikanerpater gesagt.

Man lebt nur einmal, Nico, man soll ein Wort zehnmal im Munde umkehren, bevor man es sagt.“

Novara setzte sich an den Tisch und starrte auf die Epitome. „Seine Heiligkeit und Ihre Prächtigkeit, sie alle wollen einen richtigen Kalender, aber nur auf der Grundlage des heiligen Systems! ‚Dem sei der Himmel gnädig, der mich angreift‘, schrieb Horaz. – Weißt du, was sie mit uns machen, wenn sie erfahren, woran wir denken?“ Novara wies auf das Fenster. „Wer verstehen will, muß einen freien Geist haben, aber wir alle sind Gefangene.“

Furcht hielt Novara einige Wochen davon ab, die anderen Grundsätze des Ptolemäus zu prüfen. Nicolaus drängte ihn nicht, aber er beschäftigte sich weiter mit den Fragen, auch wenn er das Gefühl hatte, sich allein durch seine Gedanken schon verdächtig zu machen.

„Die Erde hat keine fortschreitende Bewegung, sonst müßte sie sich von dem Zentrum entfernen und den Sternen einer Seite näher kommen.“ Das war nicht zu beobachten. Ptolemäus hatte recht, und doch strafte ihn der Himmel Lügen.

Am aufregendsten fand Nicolaus die Stelle, in der Ptolemäus Ansichten bestritt, die vor ihm vertreten worden sein mußten: die Erde könne im Raum schweben und sich um sich selbst drehen. –

Wie ein Blitzschlag trafen Nicolaus die letzten Worte. Heiße und kalte Schauer liefen ihm über den Rücken. Die Erde könnte sich um sich selbst drehen. – Lächerlich nannte Ptolemäus diese Annahme. Wenn die Erde sich am Tage einmal um sich drehen würde, müßte bei der Geschwindigkeit die Luft zurückbleiben.

Lächerlich, anzunehmen, die Erde drehe sich um sich selbst. Das Urteil des Ptolemäus traf Nicolaus hart, denn er selbst hatte diese Vorstellung manchmal für möglich gehalten.

„Unsinn, Nicolo“, wies ihn Novara zurecht. „Wer wird sich gleich ducken vor der Meinung eines anderen. Ptolemäus, Ptolema, Ptole, Pt! Ich kann den Namen nicht mehr hören, geschweige denn aussprechen.“ Er spuckte, das Pt nachahmend, verächtlich auf den Almagest.

„Denken wir doch mit unserem Kopf, Mamma mia. Warum soll die Erde die Luft nicht mit herumwirbeln können?“ Er drehte sich zweimal um sich selbst. „Aristoteles, auch so ein Heiliger unter den Pfaffen, zählte die Luft zu den Elementen wie das Wasser und die Erde und das Feuer. Muß die Erde in der Luft fliegen oder die Luft mit der Erde?“

Die Neugier packte Nicolaus. Wer war es, der die Ansichten vertreten hatte, die Ptolemäus verurteilte? Was für Ansichten waren es genau?

Novara zuckte die Schultern. Er war wortkarger geworden. Ihn beschäftigte das Schicksal Benutos und neuerdings wieder Savonarolas, der den Befehl des Papstes ignorierte und fortfuhr in seinen wilden Predigten gegen die Putzsucht, Geldgier, Künste, Wissenschaften, Ketzer und den Papst.

„In Florenz ist die Hölle los“, sagte Novara unruhig. „Die Stadt ist gespalten in Piagnonie und Arrabiati. Die einen wie die andern heulen und sind verrückt, weil sie für oder weil sie gegen Savonarola sind. Es wird erst Ruhe sein, wenn er brennt.“

Auch Nicolaus wurde von den sich überstürzenden Nachrichten verfolgt. Die Pest brach aus in Florenz. Savonarola verschloß sich mit vierzig Mönchen in einem Kloster. „Er hat sich vor der Pest verkrochen“, sagten seine Feinde.

„Ganze Nächte betete ich; gab meinen Frieden hin, opferte Gesundheit und Leben im Dienste meines Nächsten“, antwortete Savonarola.

„Der Papst behauptete, Savonarola sei ein Ketzer. Er schickte einen Franziskaner, ein Gottesurteil herbeizuführen. Savonarola fürchtete sich, Buonvincini, ein Schüler, wollte für ihn gehen. Das Feuer brannte, er aber blickte zum Himmel und predigte und predigte, bis es zu regnen begann.“

Novara brach auf nach Florenz. „Ich muß sehen, was geschieht.“ Nicolaus und Andreas schlossen sich ihm an. Warm brannte die Maiensonne über den Bergen. In dem Wasser des Reno spiegelten sich Bäume und Felsen.

In der Herberge stritten sich die Reisenden über den Dominikanerprior und seine Reformen, die ein gottgefälliges Leben erzwingen sollten.

„Sie haben ihm die Daumenschrauben angesetzt, dem Sohn der Hölle. Jetzt gesteht er.“

„Wer diesen heiligen Mann quält, ist kein Christ.“

„Der Papst läßt sich nicht ungestraft beschimpfen.“

„Unter den Medici war Florenz eine Stadt der Künste und Freude. Jetzt begegnen dir kurzgeschorene Kinder, büßende Frauen, psalmensingende Männer. Lieber in der Hölle schmoren als so leben, wie es dieser engbrüstige, krumme Hecht versteht.“

„So kann nur ein Sünder reden.“

Als Nicolaus, Andreas und Novara den Arno erreichten und die gewaltige Festungsmauer, den zinnenbesetzten Palazzo Vecchio und die achtseitige Kuppel des Domes Santa Maria del Fiore erblickten, ward Savonarola schon verurteilt.

Auf der Piazza della Signora drängten sich die Menschen um das Gerüst mit dem Galgen, vor dem Savonarola mit zwei seiner Anhänger stand, klein, gebückt und die Hände gefaltet. Das Gesicht mit den roten Augenbrauen, der Adlernase und den starken Backenknochen wirkte blaß und verzerrt.

„Die Zeit wird kommen, da wird man die Tore in Rom öffnen, und ein Gestank wird herauskommen, der die ganze Christenheit vergiften wird“, rief er heiser.

„Die Geißel Gottes wird erscheinen, auf allen Seiten wird Finsternis sein. Gnade! Gnade, o Gott! Im Namen Christi, Gnade!“

Savonarolas Stimme klang gebrochen, doch sie hatte ihren Zauber noch nicht ganz verloren, und einige Anhänger brüllten: „Gnade! Gnade!“

Die meisten aber schrien: „Tötet ihn! Tötet ihn!“ und warfen Steine und Eier auf ihn.

Nicolaus wandte sich ab, als die Henker das Urteil vollstreckten. Er vernahm den wilden Schrei der Menge, das Gejohle und Gequietsche der in Haß, Wut und Verzweiflung tobenden Stimmen. Er hörte das Prasseln der Scheiterhaufen, auf denen die Gehenkten verbrannt wurden.

„Der Papst hat viel Geduld mit ihm gehabt“, sagte der Wirt salbungsvoll. „Aber der Mensch lebt nicht nur vom Gebet allein.“

Novara zeigte ein finsternes Gesicht. „Savonarola hat keinen Glaubensartikel verletzt. Er mußte brennen, weil er die Entartung der Kirche anprangerte. – Ein Narr, auch den Humanismus zu verdammen.“

Antonius Urceus legte den kahlen Kopf auf die Schulter und hörte Nicolaus geduldig an. Halbdunkel herrschte in dem Raum, in dem es nach Büchern, Braten, saurer Milch und der Öllampe roch, die Tag und Nacht brannte. Der kleine alte Mann schien mehr unter den Schriften rings um ihn herum zu liegen als zu sit-

zen. Die hohlen Augen und die wachsbleichen Wangen verstärkten sein kränkliches Aussehen.

„Als ich einst die Madonna verfluchte – mir waren in Forli meine Bücher und Manuskripte verbrannt –, mußte ich mich sechs Monate lang verstecken. Wer gegen den Wind pißt, näßt sich die Hosens.“ Urceus kicherte und rekelte sich, daß die übereinander gestapelten Bücher zu schwanken begannen.

„Savonarola sprach die Wahrheit, gewiß, trotzdem, mir ist ein toleranter Sünder lieber als ein unduldsamer Musterknabe. Laster hin, Laster her, Alexander verbrennt keine Bücher.“

Nicolaus wußte bei Codrus oft nicht, was er von ihm denken sollte. Er war zweiundachtzig Jahre alt, geistig regsam wie ein Jüngling, stolz wie ein König auf sein Wissen, klatschsüchtig und voll bissiger Worte über die Mönche, die Kirche, die Anbetung von Heiligen und Reliquien. Er glaubte an Zeichen- und Sterndeuterei, hielt aber nichts von dem Glauben an ein jenseitiges Leben und bezeichnete die Hölle als Schreckgespenst für alte Weiber. „Auch unsere Theologen wackeln oft mit ihren Lehren. Kann Gott der Allmächtige einen Stein schaffen, so schwer, daß er ihn nicht hinwegheben kann?“

Schalk und Bosheit brannten in seinen Augen, wenn er sich über die Neunmalklugen ereiferte. „Gott hat die Schweine und Menschen geschaffen, daß die einen die andern fressen. Haben Geister einen Körper? – Ja, denn Körperloses könnte man nicht sehen. Aber dann wären sie doch keine Geister!“

Urceus liebte seine Schüler wie Kinder. „Ich gebe euch alles, Homer, Hippokrates, Archimedes, Aristoteles; ich habe nur sie und euch, ich, unseliger Codrus! O unbeweibter Codrus.“

In solchen Augenblicken erschien Urceus wie ein Bild des Jammers. Aber er gewann seine Würde schnell zurück, wenn seine Schüler feierlich erklärten: „Weiser Antonius Urceus, siehe, du bist unser aller Vater.“

„Dich mag ich besonders gern, junger Freund aus dem kalten Norden, dich mit deinen warmen, vorsichtigen Augen. Ich weiß, was du mit Novara redest. Keine Angst, Codrus kann auch schweigen wie ein Pythagoreer. Dir aber will ich die Geheimnisse der alten Welt entdecken.“

Manchmal erschien er Nicolaus wie ein überlebender Zeuge aus der alten Welt, der eine finstere Gegenwart verspottet, um sie mit seinen Ansichten zu beglücken.

Nicolaus war gespannt auf den Abend, an dem Urceus mit ihm allein reden wollte. Die Ölfunzeln blakten, Wein und Obst standen bereit, auf Urceus' Knien lagen vergilbte Pergamente.

„Sie stammen von Johannes Bessarion aus der Markusbibliothek in Venedig“, sagte Urceus leise und etwas heiser. „Du kannst jetzt genug Griechisch, um sie dir später abzuschreiben. Aber jetzt will ich sehen, mein Sohn, wie du mir folgst.“

Er richtete sich etwas auf, ließ sich von Nicolaus ein Kissen in den Rücken drücken und fuhr fort: „Philolaos, der als erster Pythagoreer Schriftliches überlieferte, sagte, in der Mitte der Welt ruht das Feuer, das die Erde und alle Sterne täglich einmal umkreisen, auch die Sonne, die nur das Licht des Feuers wie ein Spiegel reflektiert.“

Aristarch von Samos war einer der ersten, der die Erde als eine Kugel ansah. Er veröffentlichte Zeichnungen, wie Archimedes überlieferte, auf denen er das Weltall viel größer als alle anderen darstellte und“ – Urceus stockte und kniff die Augen zusammen –, „er ließ die Sonne und alle Fixsterne unbeweglich am Himmel stehen. Aber die Erde, schrieb er, die Erde bewegt sich um die Sonne als Mittelpunkt auf einer Kreisbahn.“

Urceus räusperte sich. Als Nicolaus schwieg, sagte er: „Aristarch glaubte auch, daß sich die Erde täglich einmal um sich selbst, um ihre Achse, dreht.“

Nicolaus' Sinne waren zum Zerreißen gespannt. Urceus hatte

geflüstert wie ein Sterbender. Er lag da wie tot, die Augen starr auf Nicolaus gerichtet, die Hände über der Brust gefaltet, unbeweglich. Draußen ertönten Schritte und Stimmen, ein Schrei, Lachen, Gesang.

„Aristarch wurde deswegen der Gottlosigkeit angeklagt“, hörte Nicolaus das Flüstern des Greises. „Vergiß es nie, mein Sohn.“

Während Nicolaus auf dem Heimweg die Gassen und Plätze passierte, über sich den vollen Mond und den milden Sommerhimmel, um sich jauchzende, musizierende, kichernde und singende Bologneser, fühlte er sich einsam und wie verlassen. Ungeheuerlich war ihm der Gedanke plötzlich, dieser gewaltige Erdkörper könnte sich mit all den Türmen, Gebirgen, Seen und Meeren einmal am Tage um sich selbst drehen und dabei noch in einem Jahr um die Sonne herumfliegen.

Einen Augenblick nur hatte er das Gefühl gehabt, so muß es sein. Aristarch hatte es gewußt, was er selbst einige Male geahnt hatte. Wie denn nun, wenn sich die Erde drehte? – Wie der Schatten an der Wand unverändert blieb, ob man um die Kerze lief oder die Kerze um sich herumführte, genauso unverändert blieben die Bilder am Himmelsgewölbe, ob die Erde stillstand oder sich bewegte.

Das wußte Novara, das wußte Codrus, wo aber war der Beweis? Hatte Aristarch ihn besessen? Gab es ihn noch, oder hatte man alles vernichtet, als man Aristarch wegen Gottlosigkeit verurteilte?

Nicolaus blickte auf die schiefen Türme, in deren Schatten sich Liebespaare küßten. Unter den schweren Bogengängen des Palazzo del Podesta lärmten Betrunkene. Würziger Bratenduft wehte über den Platz.

Es war Irrsinn, über die Bewegung der Erde nachzudenken. Wem sollte es nützen? Welch ein Abgrund tat sich vor ihm auf.

Eine Sternschnuppe brannte ab. Sterne sind Löcher im Himmelsgewölbe, durch die das Licht des Paradieses scheint. Das durfte

jeder denken und sagen, denn es war fromm. Wer fragte nach dem Nutzen?

Nutzen und Wahrheit, war das dasselbe?

Wahrheit? Was war Wahrheit? Gottes Worte!

Nach der Bibel bewegte sich die Sonne. Ptolemäus, der Heide, lieferte das System; es ward christlich. Aber die Planeten und die Sonne fügten sich nicht. Nach eintausendvierhundert Jahren war die Sonne dem Kalender nun schon zehn Tage voraus. Gott hatte Himmel und Erde geschaffen, das System aber nicht. Gottes Wort stand in der Bibel. Wer hatte es aufgeschrieben? Wieviel Fehler fand man beim Vergleich der griechischen Texte mit denen, die über das Arabische ins Lateinische übersetzt worden waren.

Nicolaus lehnte die heiße Stirn an eine Mauer. Wer war er, daß er solche Gedanken wagte, er, ein Domherr gerade, ein kleiner Diener der großen, mächtigen Kirche, ein Scholar erst, ein Namenloser für diejenigen, deren Wort vernommen oder gar ernst genommen wurde.

Und was hatte er vorzustellen? Ein Hirngespinnst bestenfalls, das Trugbild eines Wahnsinnigen, der nicht zu unterscheiden vermochte, ob sich das Schiff oder das Ufer bewegte. Was gab es dafür? Gelächter, Spott, Hohn oder den mit eigenem Blut getränkten Hut auf dem Scheiterhaufen.

Es war vermessen, sich darauf einzulassen, Bischöfe, Kardinäle, den Kaiser und den Papst, alle Menschen herauszufordern, das Gegenteil von dem zu denken, was sie Tag und Nacht sehen konnten und was seit undenklichen Zeiten als richtig galt.

Die Nacht flüsterte aus allen Winkeln, während Nicolaus, den Kopf gesenkt, sein Quartier aufsuchte.

Plötzlich wurden ihm die Hände auf den Rücken verdreht, ein Knie ins Kreuz gedrückt, der leichte Mantel aufgerissen. Bevor er daran denken konnte, Hilfe zu rufen, waren die Gestalten unter den Arkaden zu seiner Rechten verschwunden und mit ihnen seine

Geldkatze. Er stürzte den Räubern nach, vergeblich; es war, als hätte sie die Nacht verschluckt.

Bebend vor Empörung und Zorn über den hinterhältigen Überfall steckte Nicolaus den Degen in die Scheide. Er dachte entsetzt daran, daß Andreas bereits bei ihm geborgt und er nun das letzte Geld verloren hatte.

Eben hatte er die Welt noch aus den Angeln heben wollen, und nun saß er da in der Fremde, aller Mittel beraubt.

Noch nie hatten Nicolaus und Andreas einen Abgesandten ihres Onkels so begrüßt wie Georg Pranghe. Aber der bischöfliche Sekretär brachte statt des ersehnten Geldes eine Hiobsbotschaft.

„Seine Eminenz ist ungehalten, daß die Studien nicht in der gewünschten Form voranschreiten.“

„Wir haben ganz andere Sorgen“, brauste Andreas auf. „Uns bleibt nur der Galgen oder der Schuldturm, wobei kein großer Unterschied ist.“ Er fluchte wie ein Eseltreiber, bis Nicolaus ihm Einhalt gebot und sich an Pranghe wandte:

„Wir mußten Geld borgen durch meine Schuld. Wir sind einem Wucherer in die Hände gefallen. Unsere Not ist groß, wir brauchen dringend Hilfe.“

Pranghe schüttelte betrübt den Kopf. „Ich würde gern aushelfen, jedoch ich habe Order für Rom und muß wieder zurück. Ich werde Seiner Eminenz die Dringlichkeit Ihrer Lage stark vor Augen halten.“

„Bis dahin sind wir im Schuldturm verfault!“ Andreas schritt durch den Raum, während Nicolaus verzweifelt vor sich hin starrte.

„Ich werde in Rom mit Sculteti verhandeln“, suchte Pranghe die Brüder zu beruhigen. „Als Bevollmächtigten Warmias beim apostolischen Stuhl wird ihm die römische Bank Kredit gewähren.“ Pranghe verschränkte die Arme vor der Brust. „Wieviel werden Sie brauchen?“

Als er die Summe hörte, zuckte er zusammen. „Hundert Duka-

ten? Ei, ei, ei, ei. Wird Sculteti das wagen, wo Seine Eminenz gedroht haben, weitere Zuwendungen zu sperren?“

„Was?“ Andreas' Gesicht wurde rot und bleich vor Zorn. „Dann sagen Sie Sculteti und Seiner Eminenz, daß ich zu Rom fremde Dienste annehmen werde!“

Während Nicolaus sich mit Vorwürfen quälte, verurteilte Andreas den Onkel. „Wir wären mit dem, was dir geraubt wurde, auch nicht ausgekommen.“

Obleich die Feststellung stimmte, tröstete sie Nicolaus nicht. Er hatte die Erwartung des Onkels nicht erfüllt, und stärker als zuvor packte ihn das Gefühl der Schuld, denn nun, im letzten Jahr ihres Studiums, war es ihm ganz unmöglich, die Doktorprüfung noch zu schaffen. Der Augenblick, wo er mit leeren Händen vor dem Onkel und der gesamten Diözese erscheinen mußte, trat immer deutlicher vor seine Augen.

„Wir machen aus der Not eine Tugend“, riet Andreas. „Auch ich werde mich nicht zur Prüfung melden, und wir werden beide einen neuen Studienaufenthalt ertrotzen!“

Diese Idee beflügelte Andreas. Sie half ihm, karge Kost zu halten, Tavernen, Spiele und Feste zu meiden. „Weiß Gott“, stöhnte er manchmal, wenn Studenten mit fröhlichen Mädchen singend oder lachend an ihrem Fenster vorüberzogen, „wenn ich darauf hätte immer verzichten sollen! Nein, zum Bettelstudenten taue ich nicht! Was wir in diesen knauserigen Wochen alles versäumen. Das gibt uns das Recht, nach Italien zurückzukehren. Außerdem“, fügte er verschmitzt hinzu, „haben wir dann noch viel zuviel Zeit, uns in dem gottverlassenen Frombork herumzudrücken.“ Er schüttelte sich, klapperte mit dem Deckel der Weinkaraffe und stöhnte: „Wenn da erst wieder ein Tropfen drin ist.“

Nicolaus freundete sich mit der Idee seines Bruders um so lieber an, als ihm die mißliche Lage viel Kummer bereitete. Schließlich hatte der Onkel ihm selbst gesagt, er könnte sich viel Zeit lassen.

Und als Sculteti das Geld schickte und ein verständnisvoll-heiteres Schreiben dazu und bald darauf Andreas auch eine Domherrenstelle erhielt, zweifelte Nicolaus nicht mehr daran, daß der Onkel ihnen noch einmal Studienurlaub geben würde. Allerdings würden sie nun auch die Erlaubnis des Domkapitels einholen müssen.

Sorgloser als bisher setzte er seine Studien fort. Obgleich ihn der Gedanke, die Erde würde sich um sich selbst und um die Sonne drehen, immer wieder bedrängte, schob er ihn von sich. Erst kurz vor seiner Abreise nach Rom, wo er mit Andreas das Jubeljahr 1500 verbringen wollte, sprach er mit Novara darüber.

„Vielleicht hat Aristarch recht.“ Novara betrachtete Nicolaus schwermütig. „Vielleicht hatte er sogar Beweise. Aber überliefert ist nichts, nur die Behauptung. Und vielleicht nur deshalb, weil Ptolemäus sie kritisiert hat.“

Novaras Augen glühten vor Schmerz und Freude. „Gib acht auf dich, lieber Nicol. In Rom vergeht keine Nacht ohne Mord.“ Er wandte sich ab. „Vergiß Novara nicht. Das Leben ist manchmal kürzer, als man denkt.“

Auch Urceus sprach vom Sterben, aber aus seinem Mund klang es fröhlich, als wollte er sich darüber lustig machen. Er war fast doppelt so alt wie Novara. „Mit dem Kreuz werden sie mich begraben, aber weiterleben werde ich natürlich mit den Heiden.“ Er kicherte und schenkte Nicolaus ein Buch von Plutarch. „Darin findest du, was ich dir von Aristarch erzählt habe. Die Götter Griechenlands mögen dich beschützen.“

Alle Straßen und Wege nach Rom waren überflutet von Pilgern, Kranken, Greisen, Witwen, Kindern, Eseln, Pferden, Wagen, Hunden. Die Stadt drohte zu ersticken, und Nicolaus atmete erst auf, als Sculteti sie empfing und in seiner Kanzlei in der Engelsburg aufnahm. Von oben her schaute es sich leichter auf das Gewühl in den Gassen, auf den Märkten und Feldern vor der Stadtmauer.

Am Ostersonntag waren die Menschen in und vor dem Petersdom nicht mehr zu überschauen. Nicolaus sah den Papst aus nächster Nähe: ein heiter strahlendes Gesicht, eine kühn geschwungene Adlernase, einen sinnlichen Mund, ein volles Kinn und das in Gold, Silber, Purpur und Edelsteinen prangende Gewand. Eine faszinierende Erscheinung, die spöttischen Blicks der gläubig stöhnenden Menge den Segen erteilte. Daneben die Kardinäle, bemüht, das an Ernst und Strenge zu ersetzen, was der Papst mit leichter Hand verschenkte. Denn er liebte das Leben, die Frauen, seine Kinder, die Künste, Musik, Wein, köstliche Speisen und Gift für seine Gegner.

Gelehrte Männer waren am Stuhl des Papstes versammelt, bewandert im Recht, in den Lehren der Kirchenväter, der großen Gelehrten Albertus Magnus, Thomas von Aquino, Abälard; Kenner der Astronomie und Astrologie, der lateinischen und griechischen Literatur, der Mathematik, Geographie, Kriegskunst, Alchimie.

Ein freierer Geist als vermutet schien zu herrschen, auch wenn dem Galgen auf der Engelsbrücke überraschend oft und über Nacht geopfert wurde. Selbst Bischöfe und Prälaten starben manchmal eines schnellen Todes.

Dennoch reizte es Nicolaus, einen Vortrag anzukündigen, auf dem er die Frage sondieren wollte, ob eine Bewegung der Erde mit den Lehren des Christentums in Übereinstimmung stehen könnte.

Er war vorsichtig, er bestritt nichts; er pries die Weisheit des Ptolemäus, sprach nur von dem Unglück mit dem Kalender, der nicht mehr mit dem Stand der Sonne übereinstimmte, so daß auch die Feste der Kirche nicht mehr an den richtigen Tagen gefeiert wurden – was die ganze Christenheit betraf. Und seine Worte waren ohne jeden Eifer, ruhig, sachlich, distanziert kühl.

Aber er spürte die Feindschaft, die auf ihn eindrang, als er die

Frage stellte, die Ablehnung, die Verachtung, den Haß der Würdenträger und der Gelehrten.

Nicolaus sah, wie ein Prälat mit einem uralten Kardinal Blicke austauschte. Und kaum hatte er seinen Vortrag beendet, sagte dieser Prälat mit einer Stimme, die alle Autorität und Sicherheit der unfehlbaren Kirche in Ton und Ausdruck konzentrierte: „Wir sind erstaunt! Das Christentum verbietet keineswegs zu fragen. Was wäre Jesus Christus ohne seine Fragen? Fragen ist notwendig, unentbehrlich, aber nur auf der Grundlage der christlichen Lehre.

Welch eine Ungeheuerlichkeit ist es daher, Gottes Wahrheit durch eine Frage in Zweifel zu ziehen, ob die von ihm geschaffene Welt nicht ganz anders sein könnte, als sie uns von seinen Propheten offenbart worden ist? Wer nur kann es sein, der am Wort der Heiligen Schrift Zweifel erweckt? Welch einer Verblendung ist unser junger Bruder verfallen, von diesem Weg in Gedanken und Worten abzuweichen?

Kalender hin, Kalender her. Gottes Weisheit wird unsern Weg erleuchten. Aber nicht durch zerstörende Zweifel, sondern durch die Festigkeit unseres Glaubens!“

Beifälliges Gemurmel ertönte. Man zerstreute sich, abschätzende Blicke auf Nicolaus werfend, der auf Treibsand zu stehen und unaufhaltsam in die Tiefe zu sinken meinte.

Gewiß, die letzten Worte des aufgeblasenen Prälaten zeigten, wie brüchig das ptolemäische System war, auf dem die Zeitrechnung gegründet worden war, aber sie vermochten die Anklage nicht abzuschwächen, unter der Nicolaus stand: die Anklage, ein Ketzer zu sein.

„Pfeif auf die alten Säcke und Mondgesichter, auf die Glatzköpfe, Rotkappen, Pfründenjäger, Intriganten, Bibelwürmer, Tintenfüchse; pfeif drauf!“

Andreas tobte. Am liebsten hätte er die fleischgefüllten Ge-

wänder durchbohrt. Sollten sie zur Hölle fahren, wenn sie keinen Sinn mehr für die Erde und das Leben hatten.

Sculteti legte seinen Arm um Nicolaus' Schulter. „Du brauchst nicht blaß zu werden, lieber Freund. Papst Alexander wird jeden töten lassen, der sich ihm und seinem Sohn Cesare in den Weg stellt, aber keinen jungen Scholaren. Er würde sogar noch lachen, wenn man Joseph einen Mann von Charakter nennen würde, weil er Maria nicht verstoßen hat, obgleich sie schwanger ward, bevor er sie zum Weibe nahm.“

Stärker als in den Jahren zuvor erlebten Andreas und Nicolaus im Frühjahr 1501 den Zug der Vögel nach dem Norden. Die heiße Luft, die der nordafrikanische Wüstenwind in Wellen herantrieb, steigerte ihre Unrast.

Die Heimat, die für sie fast vier Jahre lang in nebelhafter Ferne gelegen hatte, trat mit großer Klarheit vor ihre Augen. Sie zog sie nun viel stärker an als die prächtigen Paläste, das leichte, heitere Leben oder die ernsten leidenschaftlichen Fragen wissenschaftlicher Forschung.

Mit kindlichem Eifer ordneten sie ihr Gepäck, hastig fast verabschiedeten sie sich von Urceus, Novara und anderen Freunden.

Natürlich würden sie zurückkehren, ganz gewiß sogar, deshalb ließen sie ja einen Teil ihres Gepäcks zurück.

Ihre Gedanken waren jedoch schon im Norden, und ihre Sehnsucht nach dem Zuhause wuchs fieberhaft schnell trotz der ebenfalls stark emporschnellenden Sorgen, ob Bischof Lucas und das Domkapitel ihre Wiedersehensfreude teilen würden. Schließlich brachten sie kein Doktorexamen mit. Und obendrein wollten sie erneut um Urlaub bitten.

Aber diese Bedenken und Peinlichkeiten belasteten sie nicht allzusehr. Sie wurden von dem aufgebrochenen Heimweh verdrängt, das sich mit dem Wunsch nach frischer, herber Luft vermischte.

Das Gesicht der Mutter und der Schwestern, des Onkel Lucas und lang entbehrtter Verwandter und Freunde trieb sie an, und jede Station ihrer Reise empfanden sie als einen schmerzlichen Zeitverlust. Nur in Nürnberg verweilten sie drei Tage, und das Wiedersehen mit Walther wurde zu einem besonderen Erlebnis für Nicolaus.

Walther öffnete wieder den eingebauten Schrank, zog ein Manu-

skript heraus und zeigte Nicolaus die Aufzeichnungen, die er 1491 über die Beobachtungen des Planeten Merkur gemacht hatte.

„Meine Augen sind müde, junger Freund“, sagte er, „Novara hat mir von Ihnen berichtet. Vielleicht können Sie die Beobachtungen einmal gebrauchen?!“

Immer wieder fühlte sich Nicolaus auf die Astronomie gestoßen, doch so sehr ihn dieses Thema auch interessierte, seit dem Vortrag in Rom sah er sich nur noch als Zuschauer. Warum sollte er sich zum Narren einer Idee machen, die niemand haben wollte?

Endlich erreichten sie Pruszy. Die Pferde schritten schneller, jeder Baum und Strauch, jede Hütte und jeder Bauer schienen erfreut, sie zu sehen. Es war eine Lust, den Duft des Heus und Getreides zu riechen, die Lerchen aufsteigen und die Schwalben den dunstig blauen Himmel schneiden zu sehen.

Die Wisła und die Türme Toruńs lösten Freude und Schmerz aus. Onkel Tilmann lebte nicht mehr. Vor zwei Jahren schon war er begraben worden, dicht neben Nicolaus' Vater. Tante Christina, noch stattlicher geworden, weinte schluchzend, während sie ihre Neffen bewirtete. Die Tränen der Mutter und Schwester, die sie im Kloster besuchten, wirkten ganz anders.

„Ihr braucht euch vor Lucas nicht zu fürchten, Andreas und Nicolaus. Ich bin so fröh, daß es euch gut geht.“

„Braun und männlich seht ihr aus!“ Barbara seufzte verwirrt und zog den Schleier über ihre Wangen, die sich dunkelrot färbten.

Dann lag das Kloster hinter ihnen wie eine andere Welt. Andreas schüttelte sich in der Morgenluft. „Es sind lebende Engel“, sagte er rauh. „Traurig, daß die Koppernicks aussterben.“

Mit gemischten Gefühlen näherten sich Andreas und Nicolaus dem Schloß Lidzbark. Sie trieben die Pferde an, denn dunkle Wolken zogen herauf, Donner grollte, die Sonne verschwand hinter einer bleischwarzen Wand. Blitze flammten darüber hin, Wind fauchte heran, trieb Staub und Sand vor sich her. Die Pferde fielen

in Galopp. Sie erreichten die Zugbrücke, als die ersten Hagelkörner auf sie niederprasselten.

Der Onkel empfing seine Neffen im Rittersaal, umgeben von seinen engsten Mitarbeitern, die er nach dem Zeremoniell entließ. Er sah gesund, unternehmungslustig und zufrieden aus.

Einige Kerzen brannten an den Wänden; das Licht wirkte gespenstisch in dem halbdunklen Saal. Blitze zuckten über die Gesichter; Regen klatschte gegen die bunten Scheiben.

In den Augen des Onkels waren keine Gedanken zu lesen. Ohne Eile musterten sie Andreas und Nicolaus. Wie würde das Ergebnis ausfallen?

Andreas fühlte sich unsicher werden, und er setzte zur Abwehr etwaiger Vorwürfe eine trotzig Miene auf. Nicolaus bemerkte den Spott, der im Bruchteil einer Sekunde über das Gesicht des Onkels zuckte. Die Musterung fing an, ihm peinlich zu werden. Aber er ließ es sich nicht anmerken.

Natürlich hatte er gefehlt. Dafür mußte er einstehen. Es erschien ihm nur so schwer, weil es plötzlich nichts mehr gab, womit er sich hätte rechtfertigen mögen. Seine Leidenschaft für Astronomie? Wo war sie geblieben? Es erschien ihm undurchführbar, angesichts der Unfehlbarkeit und der Scheiterhaufen neue Ideen zu entwickeln. Es trieb ihn nicht, ein Märtyrer zu werden.

Wertvolle Zeit hatte er verloren für eine Sache, für die nicht ehrlich gearbeitet werden durfte. Er hatte sich selbst betrogen und den Onkel dazu, der viel besser gewußt hatte, was für ihn gut war.

Nicolaus wich dem Blick des Onkels nicht aus. Er hatte dessen Auftrag nicht ernst genommen; er erwartete sein Urteil und würde es auf sich nehmen.

Der Bischof fragte nichts. Er trat auf seine Neffen zu, legte seine Arme auf ihre Schultern und zog sie an sich.

„Ihr laßt euch Zeit“, sagte er leutselig, während er sie in sein Turmzimmer führte. „Vergeßt aber nicht, auch ich werde älter.“

Er riß den Mund auf und zeigte ihnen die Lücken zwischen seinen Zähnen. „Abgesehen davon“, er schlug dreimal auf den Tisch, „geht es mir gut.“

Nicolaus und Andreas waren überwältigt.

Es wurde ein lustiger Abend. Lucas schwelgte in der Vergangenheit, und jedes Abenteuer, das ihm seine Neffen erzählten, rief die Erinnerung eines eigenen in ihm wach.

„Das mit dem Medizinstudium ist eine gute Idee!“ rief der Bischof angeheitert. „Damit werdet ihr die alten Knacker in Frombork gewinnen, und ich kann noch einige Zeit ohne euch auskommen. Aber“, fuhr er scherzhaft drohend fort, „dieses Mal müßt ihr Wort halten.“

Wie anders sahen die Dinge bei der Beratung des Domkapitels aus! Zehn Domherren waren anwesend. Selbst Andreas fühlte sich befangen. Wie schwarze Vögel hockten sie im Halbkreis in dem dämmrigen Raum. Gelehrte Männer, die fast alle in Italien studiert und lustig gelebt hatten. Jeder wäre gern noch länger dort geblieben.

Aber jeder hatte auch Pflichten zu erfüllen, denn das Gebiet, das die Domherren als feudale Grundbesitzer verwalteten, war groß. Ihre Einnahmen hingen davon ab, wie gut das Land bewirtschaftet wurde. Sie hatten Dörfer und Städte zu beaufsichtigen, Abgaben zu erheben, Gericht zu halten, Vorräte anzulegen, Mühlen, Brauereien und Bäckereien zu kontrollieren, das Forst- und Fischereiwesen, den Handel und das Gewerbe in Betrieb zu halten, die Verteidigung des Landes zu organisieren. Sie waren für die Kirchen, für die Messen, Taufen, Hochzeiten, Beerdigungen sowie die Erhaltung der Gebäude und die Ausbildung von Geistlichen verantwortlich. Außerdem bildeten sie den Rat des Bischofs, den sie aus ihren Reihen wählten, und insofern waren sie dem ganzen Bistum verpflichtet, von dem ihnen ein Drittel unmittelbar unter-

stand. Schließlich hatte noch jeder Domherr ein oder zwei private Güter, die er verwalten mußte.

Um diese Aufgaben gut lösen zu können, hatten die Domherren stets darauf geachtet, daß die neu gewählten Domherren studiert hatten und ihre Ausbildung vervollkommneten. Insofern standen sie den Wünschen Andreas' und Nicolaus' aufgeschlossen gegenüber. Besonders Nicolaus' Absicht, zusätzlich Medizin zu studieren, gefiel. Andererseits hatten beide lange genug studiert. Schließlich liefen die Arbeiten in Frombork weiter. Warum wollte Andreas unbedingt den Dokortitel erwerben? Watzenrode hatte es leicht, das weitere Studium zu befürworten; er brauchte die Arbeit der Abwesenden nicht zu übernehmen. Nicht jeder mochte den eigensinnigen Bischof, aber seinen Zorn wollte auch niemand herausfordern.

Schließlich stimmten die Domherren über den Antrag ihrer Kollegen Koppernick ab. Und Johannes Sculteti teilte den Brüdern mit freundlicher Miene und feierlicher Gebärde das Ergebnis mit. „Natürlich sind wir einverstanden.“

Nicolaus und Andreas fühlten sich erleichtert. Sie empfanden Dankbarkeit und beschlossen, sich eine Woche lang in Frombork gut umzusehen.

Die Julisonne brannte, und die Luft flimmerte über den Dächern. In der Kathedrale war es angenehm kühl, aber auch auf den Türen, die sich an fünf Stellen über die Mauer der Domburg erhoben. Der Blick reichte von hier weit über mächtige Kronen von Eichen und Buchen ins Land. Das Getreide stand zum Teil schon in Stiegen, zum Teil noch auf dem Halm. Die Flügel zweier Windmühlen drehten sich träge. Kühe lagen wie versteinert im Gras. Aus der Schmiede tönte gleichmäßig der Klang zweier Hämmer, dazwischen das Dengeln einer Sense.

Über das helle Haff sah man weit hinaus auf das grünblaue Meer. Fischerboote trieben mit schlaffen Segeln im Glast. Möwen

schaukelten auf der leichten Dünung. Die Dohlen hockten in ihren Schlupfwinkeln; ab und zu strich eine drohend über den steil zur See abfallenden Hang.

Maurer und Zimmerleute besserten die Wehrgänge und Schießscharten aus. Ununterbrochen floß ein armdicker Wasserstrahl aus dem Brunnen des Domhofs, den eine Wasserleitung speiste. Vom Brauhaus wehte der Geruch abgepreßter Trester heran. Andreas schnupperte genießerisch und sagte: „Ich habe Durst, Nicolaus, komm!“

Am nächsten Tag ritten sie aus, um Dörfer, Güter und Vorwerke zu besichtigen. Ehrerbietig wurden sie von den Dorfschulzen und Verwaltern empfangen, freimütig wurden ihre Fragen beantwortet. „Wir haben keine Sorgen mit Arbeitern, Hochwürden. Sie dienen lieber uns als dem Ritterorden, der sie auspreßt. So kommen sie zu uns über die Grenze.“ Der Verwalter schmunzelte. „Aber wir haben auch Sorgen“, fuhr er unzufrieden fort. „Die Alten, die zu keiner Arbeit mehr taugen, überfluten das Land. Man muß sie ernähren, und im Winter brauchen sie ein Obdach, Hochwürden.“

„Zum Teufel auch!“ fluchte Andreas auf dem Heimweg. „Warum läßt man die Alten nicht auf dem Hof, auf dem sie ein Leben lang geschuftet haben? Selbst einem alten Hund gibt man sein Gnadenbrot. Jagt man die Menschen davon, weil sie betteln können?“

„Es hat nicht viel Sinn, sich aufzuregen“, antwortete Nicolaus. „Ich ordne an, daß meine Güter nur der übernehmen kann, der den Alten eine Kammer läßt und sie ernährt.“

„Einverstanden, Kleiner“, sagte Andreas lachend. „Reformieren wir die alten Bräuche. Ich schließe mich an.“

Unterhalb der Domburg lagen die Wohnhäuser der Domherren, einfache Holzhäuser, mit Stroh oder Holzschindeln gedeckt, von Gärten umgeben. Die neu gewählten Domherren erhielten die

kleinsten Anwesen; sie zogen in die besseren um, wenn einer der Alten starb. Nicolaus hielt sich, wenn er nicht eingeladen war, in der Bibliothek der Domburg auf, um sich einen Überblick über den kleinen, ausgewählten Bestand zu verschaffen.

Als sie Frombork verließen, bewegten Andreas und Nicolaus widerstreitende Gefühle. Zum ersten Male war ihnen voll bewußt geworden, welch eine hervorragende Pfründe sie dem Onkel verdankten. Nach dem Bischof waren die Domherren zu Frombork die angesehensten und mächtigsten Männer Warmias. Daraus erwachsen ihnen aber auch zahlreiche Pflichten, die sie nach ihrem Studium zu erfüllen hatten. Andreas wollte sich darüber noch keine Gedanken machen, Nicolaus jedoch fühlte sich den Aufgaben um so mehr verpflichtet, als ihm der Onkel einmal das ganze Bistum anvertrauen wollte.

Im Schloß Lidzbark herrschte Unruhe. Kaum hatten Andreas und Nicolaus ihre Zimmer aufgesucht, als der Bischof sie in sein Turmzimmer bestellte. Er war sichtlich erregt und schien darauf zu brennen, seinen Neffen die Neuigkeiten vorzutragen, die noch nicht durch die Tore der Residenz hinausgelangt waren.

„Herzog Friedrich von Sachsen, der Hochmeister des Ritterordens, rüstet zum Krieg“, begann Watzenrode. „Wir haben zwei Depeschenträger abgefangen, die vom Kurfürsten von Brandenburg und vom Kaiser Söldner und Waffen anfordern sollten.“ Bischof Watzenrode grinste boshaft. „Ich habe sofort den König unterrichten lassen, der ohnehin ungehalten ist, weil der Hochmeister den Lehnseid verweigert. Friedrich glaubt, die Niederlage seines Ordens rückgängig machen und die alte Ordensherrlichkeit in ganz Pruszy wiederherstellen zu können. Uns in Warmia wird er als erste überfallen.“

Watzenrode verschnaufte, während Andreas und Nicolaus bestürzt über die Folgen der bösen Nachricht nachdachten. Das Leben veränderte sich manchmal schneller als das Wetter, und beide be-

fürchteten, daß der Onkel ihre Reise vertagen würde. Sie sahen sich unerwartet in Geschehnisse verwickelt, die sie nicht beeinflussen konnten, und sie bemerkten überrascht, wie sorglos sie bisher gelebt hatten.

Lucas Watzenrode schien die Gedanken von ihren Gesichtern abzulesen und in ihren Augen zu forschen, ob sie zu einem Opfer bereit waren. Er schien einigermaßen befriedigt; sein Mund verzog sich zu einem Schmunzeln, bevor er sagte:

„Ich war nicht untätig. Wir wollen dem Hochmeister zuvorkommen. Leider ist unser König Alexander nicht in der Lage, Truppen zu schicken. Die Osmanen und Tataren bedrohen Polen wieder im Südosten. Wir müssen unsere Burgen befestigen und die westpreussischen Städte ersuchen, uns im Ernstfall mit Waffen und Truppen zu helfen.“

Watzenrode schwieg. Er wollte, daß seine Neffen eine Vorstellung davon bekamen, was für Probleme mit der Führung des Bistums verbunden waren. Als er feststellte, daß seine Worte den erwarteten Eindruck hervorgerufen hatten, fuhr er fort:

„Natürlich suche ich unsere Zukunft nicht nur in der Verteidigung. Ich habe den Papst über die Absichten des Hochmeisters informiert. Das müßte ihn gegen den Orden umstimmen und meiner Bitte zugänglich machen, die Ritter nach Podolien zu schicken. Sollen sie im Kampf gegen Mohammedaner und Tataren beweisen, daß sie noch den Namen Kreuzritter verdienen.“

Der Bischof sah seine Neffen beschwörend an. „Ich erwarte von euch, daß ihr überall auf eurer Reise nach Italien für diesen Plan Stimmung macht; nicht aufdringlich, aber eindringlich! Und vergesst nicht, zu erzählen, daß der Orden hier nur Angst und Schrecken verbreitet. Er raubt die Bauern aus, er knechtet die Handwerker und Kaufleute, er verdirbt die guten Sitten und gefährdet den Glauben.“

Andreas drängte zur Eile, und auch Nicolaus fühlte die Unruhe erst von sich abfallen, als sie Schloß Lidzbark hinter sich ließen. Das Getreide war schon abgeerntet worden. Von den Tennen drang das Schlagen der Dreschflügel an ihre Ohren, und die Windmühlen auf den Hügeln drehten ihre weiten Flügel in der frischen Septemberbrise.

Die friedlichen Bilder aber täuschten. Halbverbrannte Bauernhöfe, erschlagene Männer, Frauen und Kinder warnten vor den Gefahren, die den Reisenden und dem ganzen Land drohten.

Nicolaus' Gedanken gingen andere Wege als vor einigen Monaten oder gar vor vier Jahren. Er sah sich ganz anderen Aufgaben gegenüber, unter denen der Abschluß des Studiums nicht die wichtigste war.

Zum ersten Male hatte er sich den Pflichten gegenübergesehen, die ihm sein Amt als Domherr auferlegte. Gewiß, er war noch einmal für zwei Jahre davon beurlaubt worden, aber sie waren ihm doch erst jetzt so richtig bewußt geworden. Zugleich war ihm die Rolle deutlicher denn je vor Augen getreten, die Lucas ihm zugedacht hatte, und damit zugleich die ganze Wucht der Verantwortung, die ihn erwartete. Noch nie hatte er so stark empfunden, wie eng sein Leben mit den politischen und militärischen Entwicklungen Warmias und Polens verstrickt war.

Sein Besitz und seine Zukunft, die bisher gesichert schienen, wurden von Menschen bedroht, die seines Glaubens waren, die im Namen Christi brandschatzten und mordeten, die außer dem Kriegsdienst und dem Vergnügen nichts achteten.

Watzenrode war nicht so mächtig wie er, Nicolaus, immer geglaubt hatte. Er brauchte die Hilfe des polnischen Königs, um Warmia, das von dem Herrschaftsgebiet des Ritterordens fast umschlossen war, vor dem Zugriff der Kreuzritter zu bewahren.

Am günstigsten wäre es, wenn es Watzenrode gelänge, den Orden aus Pruszy zu vertreiben. Vielleicht wollte er sich dann auch

als Herrscher dieses Gebietes sehen? War aber den westpreussischen Städten und dem polnischen König an einem solchen Machtzuwachs des Bischofs gelegen?

Nicolaus fühlte den Ernst, der nunmehr von einer ganz anderen Seite des Lebens auf ihn eindrang. Je länger er darüber nachdachte, desto klarer wurde ihm, daß er sich dem nicht würde entziehen können.

Mit viel weniger Muße als beim ersten Male, manchmal sogar mit einer seltsamen Unrast, besuchte Nicolaus die medizinischen Vorlesungen und Demonstrationen an der Universität in Padua. Gleichzeitig vervollkommnete er seine juristischen Kenntnisse. Die Zeit verging ihm viel schneller als in Bologna und Rom.

Dennoch besuchte er die philosophischen Seminare Pietro Pomponazzis, der ebenso berühmt wie berüchtigt war. Berühmt wegen seiner Kenntnisse und klaren Argumente, berüchtigt wegen seiner freien Anschauungen und seiner Kühnheit.

„Wundern Sie sich ruhig, daß Sie mich noch reden hören. Eigentlich hätte ich schon längst verbrannt sein müssen. Aber“, er räusperte sich, „man ist nicht so dumm, zu verkennen, daß man einige meiner Ansichten vorteilhaft verwenden kann. Darin liegt für mich die Chance, zu überleben.“

Pomponazzi war trotz seines Mutes ein vorsichtiger Mann, der sich genau überlegte, vor wem, wann und wie er seine Meinung sagte. Er war elf Jahre älter als Nicolaus, mittelgroß gewachsen, flink in seinen Gesten und Bewegungen, liebenswürdig zu seinen Freunden, sarkastisch zu seinen Feinden.

„Ich wünsche nur, einmal das ohne Angst drucken zu können, was ich denke. Kein Fortschritt im Wissen ist möglich ohne Gegensätze, echte, lebendige, keine fingierten. Man braucht das Wissen, aber man fürchtet es wie der Teufel das Kreuz. Weil man der Macht die Wahrheit opfert.“

Pomponazzis Worte wirkten leidenschaftlich, obgleich er sie dämpfte, kühl, obgleich sie wie Feuer brannten und seine Gegner in ihren Winkelzügen verfolgten.

„Ich verkünde das Recht eines jeden Menschen – denn vor Gott sind alle Menschen gleich –, die Lehren der Kirche zu prüfen. Sehen wir es nicht an unserem Papst, daß jeder Mensch ein Wesen der Natur ist?

Man sucht zu beweisen“, setzte Pomponazzi seine Rede fort, „daß die Seele unsterblich ist. Aber dafür gibt es keine Beweise; wäre es daher nicht besser, die Wahrheit des Glaubens von der Wahrheit des Wissens zu unterscheiden?“

Pomponazzi regte seine Hörer auf und an. Und auch Nicolaus wurde von diesem leidenschaftlich fragenden und mutig antwortenden Gelehrten aufgewühlt. Denn was Pomponazzi sagte, das übertrug Nicolaus auf die Astronomie.

Und er wußte, die Wahrheit war nicht bei den Zitatennachbetern, sondern bei denen, die Zitate prüften.

Neues Wissen entstand immer durch den Zweifel an dem Überlieferten. Wo es verboten war zu zweifeln, wo die Zweifler unterdrückt und mundtot gemacht wurden, da erstarrte das Denken, da verkümmerte die Vernunft, das göttliche Licht der Seele.

Mit dieser Erkenntnis verließ Nicolaus Padua, im Gepäck seine Aufzeichnungen über die medizinischen Lehren Avicennas, Galens und Hippokrates'. Er zog mit Andreas nach Ferrara, wo Lucretia Borgia, Tochter des schwer erkrankten Papstes Alexander und Schwester des mörderischen Cesare, einen heiteren und glanzvollen Hof führte.

Diesen sahen sie nur aus der Ferne, denn Nicolaus und Andreas kamen in diese prächtige Stadt, um ihr Doktorexamen im kanonischen Recht abzulegen, ganz nach dem Geschmack des Onkels, denn an der Universität Ferrara waren die Prüfungsgebühren besonders niedrig.

Sie büffelten sich die Rechtsgrundsätze und Rechtsauslegungen ein, suchten auch den Sinn der Paragraphen zu erfassen, um nicht nur formale Urteile fällen zu können.

Nicolaus nahm nun auch dieses Fach ernst, denn er wußte jetzt, daß er es für sein Amt brauchte. Und die kühle, sachliche Sprache des Rechts tat ihm sogar gut nach den leidenschaftlichen philosophischen Fragen und den medizinischen Studien, dem Umgang mit den Leiden des Körpers, den Qualen zwischen Leben und Tod.

Endlich waren auch diese Tage vorüber, der feierliche aufregende Akt überstanden, die Urkunde über den Titel in den Lederkoller genäht.

Aufatmend genossen sie nun die Abende des glühenden Sommers, die Nächte voll leichten Geplauders und verträumter Musik, des feurigen Weins und der Liebe.

Nicolaus' und Andreas' Müdigkeit vertrieb der Gedanke, bald und wohl für immer dieses sonnenüberflutete Land verlassen zu müssen. Ungeachtet der Tageshitze – das Pflaster der Piazza Ariostea brannte unter den Sohlen – besuchten sie das viertürmige Kastell, den Palazzo Roverella und Sacrati. Sie besichtigten die schönen Fresken des Palazzo Schifanoia und den langgestreckten Dom San Giorgio, in dessen kühlem Halbdunkel Jahrhunderte dahinträumten.

Die Unrast, die einem Abschied für lange Zeit vorausgeht, trieb sie von Stadt zu Stadt, um noch einmal die Schönheit des Landes in sich aufzunehmen.

Venedig sparten sie sich für zuletzt auf. Nichts war zu spüren von den schweren Verlusten der Stadt seit 1440, da ihr die Türken die Insel Euböa und viele Seefestungen auf Morea entrissen hatten. Die Bürger ließen sich in ihrem Stolz nicht anmerken, daß ihre Macht bedroht und ihr Reichtum gefährdet war. Nur in geheimen Beratungen sprachen sie davon und von den Gefahren auch, die

für den Kaufmann durch Kolumbus' Entdeckung und die Vasco da Gamas entstehen mußten.

Venedig schien über dem Meer zu schweben, und die Markuskirche mit ihren fünf byzantinischen Kuppeln und Hunderten orientalischer Säulen verstärkte den Eindruck.

Im Wasser des Canale Grande spiegelten sich unter dem blauen Himmel der Palazzo Cavalli und der aus buntem Marmor erbaute Palazzo Dario.

Die Hallenbauten, die drei Seiten des fünfhundert Fuß langen und halb so breiten Markusplatzes umschlossen, erinnerten Nicolaus und Andreas an das Krakówer Tuchhaus. Und auch den wichtigen, zweihundert Fuß langen Dogenpalast mit seinen gotischen Arkaden und dem hohen Dach, den Spitzbogenhallen und einer von siebzig Säulen getragenen Loggia verglichen sie mit den Kloster- und Kirchenbauten ihrer Heimat.

In den Fluten des Canale di San Marco wetteiferten die roten, grünen, gelben Farben der Paläste und Türme mit dem glitzernden Spiel der Sonne. Gondeln trieben durch die Wasserstraßen; hohe Segelschiffe vor den Strandwällen lenkten die Gedanken nach Griechenland, Ägypten, Afrika, Spanien und nun auch über den Ozean nach dem Indien des Colombo, das, wie der Florentiner Amerigo Vespucci behauptete, gar nicht Indien sein sollte, sondern ein neuer Erdteil, hinter dem noch einmal ein riesiger Ozean läge.

Dann wäre die Erde viel, viel größer, als alle Menschen bisher geglaubt hatten. Und das Mittelmeer und das Baltische Meer, das wären dann nur kleine Seen, verglichen mit den Ozeanen, die zwischen Europa, dem neuen Erdteil und Indien lagen.

Wann würden die ersten Seefahrer versuchen, einmal rund herum um die Erdkugel zu segeln?

„Bedarf es eigentlich noch dieses Beweises?“ fragte Andreas.

„Vielleicht nicht unbedingt“, entgegnete Nicolaus, während er das leichte Schaukeln der Gondel genoß, „aber gut wäre es doch.“

Venedig war ihr Abschied von Italien, ein schmerzlicher trotz aller Freude auf die Heimat. Dreißig Jahre war Nicolaus alt. Erst jetzt kam er sich richtig erwachsen vor. Ging er nun dem ernsteren Teil des Lebens entgegen?

Kaum etwas konnte seine Wehmut mehr vertiefen als diese von Musik und Lachen durchlebten Lagunennächte.

Zeitlos schien die Zeit. Das plätschernde Wasser an den Wänden und der verträumte Gesang in den Silbernächten, alles war umweht von einem Hauch der Ewigkeit.

Was Nicolaus erhofft und ersehnt, hatte er erreicht. Dieses Mal reisten er und Andreas mit erfüllten Versprechungen nach Hause.

Der Onkel betrachtete seine Neffen prüfend. Stolz glimmte in seinen ersten runden Augen, als Andreas und Nicolaus ihm ihre Doktorurkunden überreichten.

Seine Stimme klang rau: „Dreißig Jahre sind es nun schon her, seit ich promoviert habe.“

Er hing seinen Gedanken nach, plötzlich fuhr er lebhaft fort: „Ihr tatet recht, Ferrara zu wählen. Die Prüfungsgebühren in Bologna sind noch immer sündhaft hoch.“

Watzenrode freute sich über die Geschenke, besonders über zwei medizinische Bücher, die Nicolaus für seine Studien benutzt hatte.

„Hast du nicht eine Medizin gegen diese verdammte Ordenskrankheit?“ Watzenrode kniff die Augen zusammen. „Ich komme nicht von der Stelle. Der Papst blieb allen meinen Vorstellungen gegenüber taub. Wir behalten die Ritterbande auf dem Pelz. Kaiser Maximilian stützt den Orden mit Versprechungen, um ihn gegen den polnischen König auszuspielen. Und Alexander, der polnische König, fühlt sich durch die Einfälle der Türken und Tataren zu geschwächt, um den Hochmeister Friedrich in die Schranken zu weisen. Wir müssen am stärksten darunter leiden; fast jeden Monat

überfallen und plündern Ritterbanden Dörfer oder Kaufmannswagen. Die Menschen werden unsicher und murren, daß wir sie nicht schützen können.“

Nicolaus fand, daß der Onkel nicht nur unzufrieden, sondern auch unglücklich über den Verlauf seiner diplomatischen Anstrengungen war. Vielleicht hatte er seine Pläne zu weit gesteckt? Aber darüber konnte und wollte Nicolaus jetzt nicht urteilen. Er verspürte nur den Wunsch, dem Onkel zu helfen, und obgleich er der ihm zugedachten Ehre, Sekretär und Leibarzt des Onkels zu sein, mit gemischten Gefühlen entgegengesehen hatte, versuchte er sich nun darauf zu freuen. Er wurde in seiner Absicht bestärkt, als der Onkel ihn und Andreas durch die Räume des Schlosses führte, die kurz vor ihrer Abreise nach Italien abgebrannt und nun sehr schön wiederaufgebaut worden waren.

„Hier, gleich neben der Bibliothek, in diesen drei Zimmern sollst du wohnen.“ Der Onkel legte seinen Arm auf Nicolaus' Schulter. „Durch den Schrank dort gelangst du in mein Turmzimmer.“

Als Nicolaus und Andreas sich anerkennend über die solide und zweckmäßige Einrichtung äußerten, wich die Strenge in Lucas' Gesicht einem glücklichen Ausdruck. Er umarmte seine Neffen, um sie dann, wieder ganz Amtsperson, in die neuen Aufgaben einzuweißen.

„Einer muß in Frombork bleiben, Andreas, nicht wahr. Das Kapitel muß wissen, daß meine Augen und Ohren auch dort sind. Aber halte deine Pferde munter, Andreas. Ich brauche manchmal einen sehr klugen und zuverlässigen Gesandten für Rom.“

Der Bischof zog die Stirn kraus. „Wenn wir die Ritter schon nicht loswerden können, wollen wir wenigstens völlig unabhängig von ihnen werden. Das geht nur, wenn Lidzbark ein Erzbistum wird.“

Lidzbark als Sitz eines Erzbischofs! „Lucas hat hochfliegende Pläne.“ – Andreas schwang sich aufs Pferd. „Der Papst wird sich das dreimal überlegen. Also dann, mach's gut, alter Junge, und laß dich nicht tyrannisieren!“

Die Trennung von seinem Bruder berührte Nicolaus schmerzlich. Viele Jahre hatten sie ihre Angelegenheiten gemeinsam beraten. Sie wohnten zwar nur eine Tagesreise voneinander entfernt, aber den täglichen Umgang mußte er entbehren.

Allein es blieb ihm wenig Zeit, darüber nachzudenken. Der Bischof schien durch Nicolaus angeregt, seine Ziele mit verdoppelter Energie zu verfolgen. Schreiben wurden entworfen und beantwortet, Boten entsandt und empfangen; Boten nach Rom, nach Kraków, nach den prusischen Städten und zum Hochmeister.

Städte und Dörfer wurden besucht, Steuern erhoben, Bauernstellen oder Ämter vergeben. Gericht war zu halten, die Befestigung und Bewaffnung von Schlössern, Städten, Dörfern zu überwachen. Gewerbe und Handel, Jagd-, Forst- und Fischereiwesen, Wegebau und Schiffahrt bedurften der Anleitung. Um Schulen, Klöster und die Versorgung kranker und alter Menschen mußte man sich kümmern. Tagungen wurden vorbereitet und ausgewertet, zähe Verhandlungen über Münz-, See- oder Handelsrechte geführt.

Nicolaus fühlte sich davon verwirrt und angezogen. Er merkte sehr schnell, wie groß die Kluft war zwischen dem Kirchen- und Verwaltungsrecht, das er an den Universitäten gelernt hatte, und dem praktischen Leben.

Die Menschen und ihre Verhältnisse waren oft ganz anders, als sie nach den Büchern hätten sein müssen. Leidenschaften, Haß, Verzweiflung, Bosheit, Leichtsinn, Eitelkeit, Dummheit, Schläue, Eigensinn . . ., die Taten der Menschen gingen oft auf unergründliche Motive zurück.

Es war leicht, nach dem Gesetz zu urteilen, aber oft nützte es dem einzelnen und so auch dem Ganzen nicht.

Die Tage, Wochen und Monate liefen dahin. Die Nachricht vom Tod des Papstes traf ein und mit ihr das Gerücht, er sei an dem Gift gestorben, das er für einen Kardinal bereitet hatte. Dieser folgte ihm auf den Thron, Julius II., ein Feind der Borgias, ein Papst in Waffen.

„Er wird mehr Verständnis für meine Pläne haben!“ Lucas Watzenrode erhoffte eine Wendung, aber Nicolaus blieb bedenklich. „Der Papst hört mehr auf den Kaiser als auf uns. Und für den Kaiser des Heiligen Römischen Reiches bleibt der Orden ein Instrument gegen den polnischen König.“ Nicolaus machte eine Pause. „So wiegt das Wort des Hochmeisters in Rom doppelt.“

Das Gesicht Watzenrodes verfinsterte sich. Er ballte die Fäuste und ging wütend von einer Wand zur anderen. Natürlich hatte Nicolaus mit seinen Bedenken recht. Aber mußte er sie so nüchtern darlegen, so ohne die geringste Hoffnung? Watzenrode blieb vor Nicolaus stehen. Er wirkte plötzlich hilflos.

„Was soll ich denn noch tun in drei Teufels Namen?“ Er bekreuzigte sich, lachte und fuhr fort: „Natürlich werde ich dem Hochmeister meine Jagdhunde ausleihen, aber vorher werde ich seinem Boten die Meinung geigen. Hol ihn rein!“

Der Bote Friedrichs war unfreundlich empfangen worden. Er suchte seine Unsicherheit durch ein betont forsches Auftreten zu vertuschen. Der Bischof aber ließ sich nicht täuschen.

Nachdem der Bote vor ihm niedergekniet war und den Ring des Bischofs mit den Lippen berührt hatte, betrachtete Watzenrode dessen Gesicht lange und forschend; dann sagte er plötzlich wie aus einem Hinterhalt: „Ich habe jeden Monat ein Protestschreiben an euren Meister gesandt, weil eure Ritter unsere Dörfer plündern. Hat er darauf nichts anderes zu antworten, als sich meine Hunde auszubitten?“

Der Bote verbeugte sich, bevor er antwortete: „Unsere christlichen Ritter überfallen keine friedlichen Dörfer, Exzellenz. Das

sind die Heiden.“ Die Stimme verstand Vorwurf und Spott mit Ergebenheit zu mischen. Freundlicher und bittend fuhr der Bote fort, den verächtlichen Blick des Bischofs übersehend: „Einen herzlichen Gruß läßt Hochmeister Friedrich Eurer Exzellenz ausrichten.“

Auf einen Wink seines Onkels führte Nicolaus einen gefangenen Kreuzritter herein.

„Das ist einer von den Heiden, die unsere Bauern ausrauben“, grollte der Bischof. „Wie ich sehe, kennen Sie sich.“

Das Gesicht des Boten verzog sich. „Er war eingesperrt“, stammelte er, nach Worten suchend, „er hatte gestohlen, äh. Wenn Seine Exzellenz die Güte haben, ihn auszuliefern, wir werden ihn in Ketten legen.“

„Das können wir auch.“ Der Bischof erhob sich. „Wir wollen wie Christus Böses mit Gutem vergelten. Nehmt ihn mit, so sparen wir einen Knecht für die Hunde. Gute Jagd Ihrem Herrn. Aber wir erwarten nicht nur ein Wildbret, sondern eine Antwort auf unsere Proteste.“

Der Bote küßte schnell den Ring des Bischofs. „Hochmeister Friedrich wird die Güte Seiner Exzellenz ebenso wie seine vorzüglichen Jagdhunde zu würdigen wissen.“

Nicolaus blickte der Meute nach, die, aneinandergebunden, zerrend und kläffend nach Königsberg geführt wurde. Man wünschte sich die Pest an den Hals und lieh sich Jagdhunde aus. Er stöhnte: „Diplomatie.“

Der Winter war hart und zog sich bis tief in den April mit Schneestürmen, Hagel und klirrendem Frost. Der Sommer war kurz; Frühling, Herbst und Winter wechselten; die Störche und Schwalben kamen, nisteten, brüteten und flogen zurück. Novara war gestorben, Urceus und Walther waren tot, Brudzewski hatte seinen Weggang von Kraków nur um ein Jahr überlebt.

Einsam schwebten die Bussarde und Adler über den Feldern.

König Alexander starb, ihm folgte sein temperamentvoller Bruder Sigismund. Die Krönungsfeier bot einen willkommenen Anlaß, Kraków zu besuchen, die Schwester und Freunde; auch wenn der neue König sich einen kalten Tag für die Krönungsfeier ausgesucht hatte, den 24. Januar 1507.

Der Schnee knirschte unter den Sohlen, als Nicolaus nach dem festlichen Zeremoniell den Wawel verließ, begleitet von Corvinus und Wapowski, Freunde aus der Studienzeit in Kraków.

Die Musik tönte noch in ihren Ohren. Den Mond umspannte ein weißroter Ring, blauviolett fielen die Schatten der Türme und Häuser auf den glitzernden Schnee.

Corvinus war etwa zehn Jahre älter als Nicolaus und an der Universität sein Lehrer für Latein und Literatur gewesen, selbst ein Poet, jetzt Stadtschreiber in Toruń.

Wapowski, Domherr in Kraków, hatte mit Nicolaus und Andreas gemeinsam studiert, Astronomie besonders in dem privaten Kreis Brudzewskis. Er führte die Freunde in sein Haus. Der Diener warf Buchenscheite ins Kaminfeuer, goß Wein in die Pokale und trug die pelzgefütterten Mäntel hinaus.

„Erzähle uns von Italien, bitte!“ Corvinus’ Augen bekamen einen schwärmerischen Glanz, besonders als Nicolaus von Urceus erzählte. Wapowski interessierten mehr die Sterne, aber Nicolaus winkte ab.

„Warum verschweigst du uns deine Gedanken, Niclas?“ Wapowski war hartnäckig.

Als Nicolaus von seinen Erlebnissen in Rom berichtete, wurde er nachdenklich. „Vielleicht hast du recht.“ Er schlug mit der Faust auf den Tisch. „Niemand will die Wahrheit hören!“

„Bist du dir deiner Sache ganz sicher?“ fragte Corvinus aufgeregt. „Die Erde dreht sich um sich selbst und um die Sonne? Mein Gott, mir schwindelt.“

„Schreib deine Gedanken auf, Nicolaus, fordere die Astronomen auf zum Meinungsstreit!“ Wapowski starrte ihn beschwörend an.

„Meinungsstreit?“ Nicolaus schüttelte den Kopf. „Streiten kann man darüber, wieviel Engel auf einer Nadelspitze sitzen können, aber nicht über das, was der päpstliche Stuhl geheiligt hat. Du verißt das Dogma der Unfehlbarkeit.“

„Aber der Kalender!“

„Ist auf der Grundlage des ptolemäischen Systems zu reformieren.“

„Warum gibst du auf!“ Wapowski biß sich auf die Lippen.

Corvinus beendete die peinliche Stille. „Quäl unseren Freund nicht. Bleiben wir doch auf der Erde. Vielleicht sollte Nicolaus einen griechischen Text übersetzen, einen nicht gar zu frechen, ihr versteht mich. Das würde alle Humanisten in Polen ermuntern.“

In Pelze eingewickelt, heiße Steine unter den Füßen und Sitzen, waren Watzenrode, Nicolaus und ihr Gefolge in sechs Schlitten zurückgefahren.

„Sigismund verwünscht den Orden wie ich“, hatte der Onkel gesagt. „Entweder leistet ihm der Hochmeister den Lehnseid, oder es gibt Krieg.“

Nicolaus hörte nur mit halbem Ohr hin. Wapowski hatte eine Wunde in ihm aufgerissen. Wann endlich würden ihn die Sterne in Frieden lassen?

Corvinus' Vorschlag bot eine willkommene Ablenkung. Nicolaus besaß noch die Sinnsprüche des Theophylactos, die Brudzewski ihm und Andreas einst geschenkt hatte. Sie waren nicht gerade bedeutend, aber ganz nett und geeignet, das Vorurteil gegen die bösen griechischen Heiden zu mildern.

Lucas gefiel die Idee. „In unserem Land kommt die Bildung ohnehin zu kurz. Wir sollten eine Universität gründen“, griff er eine seiner Lieblingsideen wieder auf. „Die Städte sind reich genug.“

An Plänen und Unternehmungslust mangelte es dem Onkel nie. Nicolaus mußte die Verhandlungen mit den Ratsherren von Elbląg führen, die jedoch wütend über ihn herfielen, weil ihnen Watzenrode angeblich Rechte streitig machte und sie sich von ihm bevormundet fühlten.

„Wir sollten unsere Beziehungen zu den pruszischen Städten verbessern“, schlug Nicolaus nach seiner Rückkehr vor.

Watzenrodes Gesicht färbte sich dunkelrot. „Sie denken nur an ihre Privilegien, nicht an den gemeinsamen Feind“, sagte er bitter. „Die Ordensritter kümmern sich einen Scheißdreck darum, wenn sie ins Land kommen. Kurzsichtig sind sie, die Krämerseelen.“

Warmia war bis auf einen knapp vier Meilen breiten Küstenstreifen vom Ordensland umschlossen und bei Ausbruch eines Krieges zuerst und von allen Seiten bedroht. Nur der polnische König, nach dem Friedensvertrag von Tannenberg auch oberster Lehns Herr des Ordenslandes, konnte Warmia und Pruszy schützen. Dafür mußte man notfalls auch Privilegien opfern.

Die Übersetzung der griechischen Texte war eine angenehme Arbeit nach dem turbulenten Tagesgeschehen. Ab und zu las Nicolaus dem Onkel vor, Griechisch erst und dann Latein. Lucas verstand wenig Griechisch, aber er mochte den Klang der Sprache.

Auch der Inhalt sagte ihm zu, das Gleichnishaftige vieler Episteln. „Ja, so ist es auch heute noch“, sagte er manchmal und wiederholte die Stelle, die ihm gefiel.

„Wenn ich an die Mühsal des Landmanns denke, dann wünsche ich mir, in der Stadt zu leben; wenn ich dann wieder den Lärm der Stadt hören muß, dann lobe ich mir das Landleben. Kurzum, was mir fehlt, ist mir immer lieber, als das, was ich haben kann.“

Nicolaus schlug eine andere Stelle auf. „Du kannst nicht zu gleicher Zeit Thetis und Galatea lieben. Denn die Leidenschaft wendet

sich nicht nach zwei Seiten. Die Liebesgötter teilen sich nicht, eine gedoppelte Liebe vermagst du nicht zu tragen. Gleichwie die Erde nicht von zwei Sonnen erwärmt werden kann, also duldet auch die Seele nicht zwei Liebesflammen.“

Der Onkel sah Nicolaus nachdenklich an, aber er sagte nichts weiter.

Als Nicolaus alle Episteln ins Lateinische übersetzt hatte, fragte er den Onkel: „Würdest du mir erlauben, das Buch dir zu widmen?“

„Du bereitest mir damit eine doppelte Freude, mein Sohn. Es wird wohl der erste Druck eines griechischen Autors bei uns sein.“

Sein Blick wurde spöttisch. „Die Scholastiker werden rufen: ‚Genug Heiden, viel zu viele schon!‘ Andere werden sagen: ‚Man kann nicht zugleich Zeus und Christus preisen. Hüte dich vor den Griechen, damit du kein Ketzer wirst!‘ Der Hochmeister wird brüllen: ‚Seht den Lucas, der Teufel hat ihn schon in seinen Krallen!‘“

Lucas' Stimme dröhnte unter dem Sternengewölbe. Er wartete einen Augenblick und fuhr ruhig fort: „Ich nehme die Widmung trotzdem und gern an. Den König wird das Buch erfreuen, und den Humanisten wird es Mut machen.“

Trotz aller Drohungen wagte es der Ritterorden nicht, Warmia anzugreifen. „Sie fürchten Lucas“, sagte Nicolaus zu Andreas. „Und noch mehr seinen Freund, den König. – Du siehst angegriffen aus.“ Er zog seinen Bruder ans Fenster und betrachtete besorgt Andreas' wachsbleiche Wangen.

„Ach, laß mich.“ Andreas wandte sich schroff ab. Plötzlich schob er seinen Ärmel hoch. „Weißt du, was das ist?“

Nicolaus starrte auf die mißfarbigen Flecke, die sich auf Andreas' Haut abzeichneten. Er war wie vom Blitz getroffen. Mühsam unterdrückte er sein Entsetzen.

„Hattest du Fieber, Gliederschmerzen?“ Er hörte seine Stimme wie aus einem Grabgewölbe.

„Ja, ja, was ist?“ fragte Andreas ungeduldig und wütend plötzlich über das sonderbare Zögern seines Bruders.

Nicolaus nahm seine ganze Kraft zusammen und sagte so gleichmütig wie irgend möglich: „Laß die Flecken nicht aus dem Auge. Und wenn du in Italien bist, gehe zu Fracostoro Girolamo. Er versteht sich darauf.“

Als Andreas zum Bischof gerufen wurde, eilte Nicolaus in die Kapelle. Er warf sich auf die Knie und flehte die Mutter Gottes an, seinen Bruder zu retten.

Dem Onkel fiel es auf, daß Nicolaus verstört war, abends besonders. Nach wenigen Zügen hatte sein Neffe im Schachspiel verloren, bei dem er gewöhnlich überlegen war. Anfangs freute sich Lucas, ihn hereingelegt zu haben, dann ärgerte er sich.

„Wo bist du mit deinen Gedanken? Einmal muß man die Mühe des Tages hinter sich lassen, sonst frißt sie einen auf.“

Lucas war arglos. Er hatte Andreas mit einer Botschaft zum Papst geschickt, gegen den Ritterorden zu intervenieren. Durfte Nicolaus ihm sagen, daß Andreas wahrscheinlich an Lepra erkrankt war?

„Denkst du wieder an die Sterne?“ hörte Nicolaus den Onkel ungeduldig fragen.

„Manchmal schon“, antwortete Nicolaus erleichtert. „Sie lassen mir keine Ruhe“, fügte er abwehrend hinzu.

Der Onkel schob die Schachfiguren zusammen und blickte seinem Neffen verwundert nach. Er starrte auf die Wand mit den Bildnissen der Bischöfe. Die leere Fläche schien ihn zu verhöhnen.

Nicolaus hatte seit seinem Aufenthalt in Rom im Jubeljahr 1500 keine Lust mehr gehabt, die Bahn des Mondes, der Sonne oder eines Planeten ernsthaft zu beobachten. Es war schon so, man konnte ruhig von der Bewegung der Erde sprechen, aber nur, um

davor zu warnen, sie für möglich zu halten; denn Gott hatte die Erde stillstehen heißen.

Dennoch hatte er es gedacht und immer wieder gedacht und die Gründe geprüft, die Ptolemäus dagegen angeführt hatte. Und eigentlich war Nicolaus sicher, daß alle Bewegungen, die man am Himmelsgewölbe sah, auf die Bewegung der Erde zurückgeführt werden konnten. Konnten!

Man sollte es versuchen, die Bahn der Planeten unter dieser Voraussetzung zu berechnen.

Das würde Jahre dauern, vielleicht Jahrzehnte.

Als Sekretär eines Bischofs oder gar als Bischof, unter dem Damoklesschwert des Krieges, war daran nicht zu denken.

Und überhaupt! Nicolaus hatte die Drohung des Prälaten ständig im Ohr und auch die Schreie der Ketzler auf den Scheiterhaufen. Er wußte, wie die Gerichte und Folterknechte die Opfer quälten und zum Widerruf zwangen, harmlose Opfer meist, die kein Dogma der Kirche verletzt hatten. Oft hatten sie nur ein paar lose Redensarten geführt, einen Herrn oder Priester gekränkt, und manchmal waren sie nur einem Verdacht zum Opfer gefallen.

Das aber, was Nicolaus für möglich hielt, war eine Todsünde! Es widersprach der Bibel, den Lehren der Kirche, dem heiligen Dogma.

Dennoch bäumte sich immer wieder etwas in Nicolaus auf. Gott hatte den Menschen vor allen Geschöpfen der Erde mit dem Geist, dem Denken, der Vernunft ausgezeichnet. Das Dogma aber zwängte den Geist ein und machte das Himmelsgewölbe zu einem Gefängnis.

Resignation und Empörung wechselten miteinander ab wie Kälteschauer und Hitzewellen im Fieber.

Der Onkel bemerkte die grüblerische Nachdenklichkeit seines Neffen, die ihm um so merkwürdiger vorkam, je mehr dieser sie hinter einer undurchdringlichen Miene verbarg. Irgend etwas ging

in Nicolaus vor, für das der Bischof vergeblich nach einer Erklärung suchte.

Plötzlich schien sie ihm gekommen, mit einem Brief aus Italien von Andreas. Die Zeilen tanzten dem Onkel vor den Augen. Er kam sich verhöhnt vor, verflucht vom Schicksal, das ihm seinen Neffen, den er wie seinen Sohn liebte, aus den Händen riß.

Er wußte, daß er demütig zu sein hatte vor Gottes unergründlichem Ratschluß. Aber das milderte nicht den Schmerz. Nicolaus mußte es gewußt haben. Warum hatte er ihm nichts gesagt?

„Ich war mir nicht sicher“, sagte Nicolaus traurig. „Warum sollte ich den Schmerz nicht von dir fernhalten?“

„Ich habe dich nicht darum gebeten!“ Watzenrode riß in einer Mischung von Wut und Verzweiflung das Fenster auf. „Ist denn keine Heilung möglich?“ fragte er in wilder Auflehnung.

Nicolaus brauchte nicht zu antworten. Jeder wußte, Lepra war unheilbar. Die Flecken auf der Haut verwandelten sich in Geschwüre; Glieder starben ab. Die Kräfte verfielen in fünf oder in zwanzig Jahren. Ein schreckliches Dahinsiechen, abgeschlossen vom Leben aller anderen, stand den Kranken bevor.

„Wir wollen ihm seinen Wunsch erfüllen“, sagte Lucas dumpf. „Möge er in Italien bleiben.“ Der Bischof bekreuzigte sich. „Gott sei ihm und uns gnädig, Amen.“

Wochen vergingen in aufreibender Angst, Andreas könnte Nicolaus oder Lucas oder jemand anderen angesteckt haben. Wachsam belauerte der Bischof sich und alle anderen in seiner Umgebung. Nicolaus mußte die Badestuben inspizieren und jeden Hautausschlag untersuchen. Die Bewohner des Schlosses wunderten sich über den Eifer, doch den Grund erfuhren sie nicht.

Allmählich aber drängten die Ereignisse des Tages die Sorgen zurück.

Nicolaus beendete die Übersetzung der Episteln, und im Win-

ter 1508 übergab er sie während eines Reichstages in Kraków seinem Freund Corvinus.

Dieser freute sich, als sollte das Buch ihm gewidmet werden. Seine hervortretenden Augen glänzten, während er die ersten Seiten überflog.

Die Widmung an den Bischof fand er klug und geschickt, weil sie das Buch vorstelle und Verständnis erwecke. „Ja“, rief er aus, „es wäre in der Tat unbillig, die Episteln nicht allen zugänglich zu machen.“

Den Schluß fand er so überwältigend, daß er ihn mit gehobener Stimme vortrug. „Dir, hochwürdiger Herr, widme ich dieses kleine Geschenk, das freilich keinesfalls Deinen Wohltaten vergleichbar ist. Alle Arbeiten und Früchte meines Geistes dürfen mit Recht als die Deinigen erachtet werden.“

Corvinus fühlte sich gegenüber Nicolaus noch immer als Lehrer, obgleich der Altersunterschied nicht mehr ins Gewicht fiel. Er lobte ihn wie einen Schüler, dem er es als Ehre anrechnete, ein Vorwort in sein Buch zu schreiben. Verschmitzt lächelnd begründete er seinen Vorschlag mit den Worten: „Dann stehen ein Bischof, ein Domherr und ein Stadtschreiber gegen die Meinung, daß derjenige, der griechische Literatur liest, vom Teufel besessen ist. Und daß derjenige, der sie verbreitet, das Heidentum wieder einführen will.“

Nicolaus lachte und war einverstanden. Als ihm Corvinus jedoch seine Zeilen überreichte, kamen ihm Bedenken.

„Aber ich bitte dich, Nicolaus, es ist doch ein Gedicht.“ Corvinus verteidigte seine Verse leidenschaftlich. „Stimmt es denn nicht, daß du und Watzenrode unzertrennbar seid? Ist es nicht gut, wenn hinter deiner Übersetzung ein Bischof steht? Und ist es nicht wahr, daß du“, Corvinus begann zu lesen. „den schnellen Lauf des Mondes und die wechselnden Bewegungen des Brudersterns und aller Wandelsterne und das ganze Firmament, das wunderbare Werk des Allmächtigen, erforschst?“

Seine blauen Augen sahen Nicolaus beschwörend an. „Soll es ewig ein Geheimnis bleiben, daß du, von staunenswerten Prinzipien ausgehend, die verborgenen Ursachen der Dinge herauszufinden suchst?“

„Nichts ist erwiesen“, antwortete Nicolaus unzufrieden. „Aber vielleicht hast du recht“, fuhr er wie nach einer Eingebung fort. „Einmal muß es wohl doch sein.“

Der Onkel sagte zur Überraschung von Nicolaus kein Wort zu dem Vorwort. Erst einige Wochen später fragte er ihn während einer Spazierfahrt nach Braniewo:

„Was meint Corvinus eigentlich mit dem Bruderstern und den staunenswerten Prinzipien?“

Schnitter mähten den Weizen, Frauen banden die Halme und stellten sie in Stiegen auf. Lerchen trillerten hoch in der Luft.

In dem letzten Jahr war es Nicolaus mehr und mehr bewußt geworden, daß er einer schweren Entscheidung entgegenging, einer Entscheidung, die sein Leben völlig verändern konnte. Er wollte die Folgen schon tragen, aber schlimmer war, daß sie nicht nur ihn, sondern vor allem den Onkel betrafen.

Lucas konnte nicht wissen, welchen Abgrund seine Frage aufriß. Er hatte wenig von den Qualen gemerkt, die Nicolaus heimsuchten, und die Ursache seiner Grübeleien hatte er allein in dem traurigen Schicksal Andreas' gesehen.

Viele beneideten Nicolaus um seine Stellung. Sie war beneidenswert. Eingeweiht in alle politischen Pläne des Onkels, bereitete er sich, spielend fast, auf das Amt vor, das ihm nach dem Tode des rastlosen Bischofs zufallen würde.

Er kannte die Reize und Verführungen der Macht und die Befriedigung, die eine hohe Stellung dem Ehrgeiz gewährt. Und er wußte, daß die Aufgaben nicht zu schwer für ihn sein würden, um eines Tages das Erbe Watzenrodes anzutreten.

Anfangs war es eine Flucht in den Alltag gewesen, in das quir-

lende Leben, in die Politik, die Wirtschaft und Verwaltung des Landes. Auch das gewagte Spiel des Bischofs gegen den verkommenen Ritterorden hatte ihn gereizt.

Bald beglückte es Nicolaus, darauf hinzuwirken, daß es den Bauern, Handwerkern und Kaufleuten gut ging, daß Warmia ein blühendes Land Pruszys war. Sein Ehrgeiz fand in seiner Stellung als Vertrauter eines einflußreichen Bischofs, als einer der wichtigsten Persönlichkeiten im königlichen Rat, genügend Sättigung; sein Ansehen war höher als seine Stellung, denn er war der Nefte, wie jeder wußte, der bevorzugte dazu, der Nachfolger auf dem Thron Warmias.

Was blieb ihm zu wünschen übrig, wo er sich von Monat zu Monat bewies, daß er sein Ansehen, das ihm die Gunst des Schicksals bescherte, durch sein Können fest gründete? Was wollte er noch, wo er sah, daß er die Fäden des Bistums zu den pruszischen Städten, nach Kraków und Rom selbst fest in der Hand halten konnte?

Gewiß, nicht immer war das Leben mit dem rastlosen und cholerischen Onkel paradiesisch. Aber Nicolaus mochte den zielstrebigem, gebildeten und gerechten Watzenrode gern, auch wenn er manchmal herrisch, finster und zornig war.

Nicolaus hatte das rechte Verhältnis zu ihm gefunden. Seine Augen weiteten sich höchstens, blieben aber kühl und besonnen, wenn Lucas tobte. Nur in den ersten Monaten hatten seine Beine gezittert, dann verlor er die Angst. Seine Worte und Gesten blieben bedächtig; der Bischof fühlte sich durch Nicolaus ausgeglichen. Sein Nefte war sein zweites Ich geworden.

Nun schien dem Bischof das alles zu entgleiten. Was war geschehen? Hatte er Nicolaus gekränkt, beleidigt? Strebte er nach neuen Pfründen? Daran sollte es nicht fehlen. Aber Nicolaus wollte keine weiteren Pfründe. Was wollte er?

Watzenrode hatte mit Nicolaus oft über Astronomie und Astro-

logie gesprochen. Er hatte ihm keinen Vorwurf wegen seiner Studien in Bologna oder seines Vortrags in Rom gemacht. Auch kannte er Nicolaus' Ansicht von der Erdbewegung, und er war tolerant genug, die Gründe zu billigen. Schließlich hatte er nichts einzuwenden, wenn Nicolaus in seiner freien Zeit astronomische Bücher studierte.

Lucas betrachtete Nicolaus, der auf die Rücken der Pferde blickte. Seine dichten Haare fielen in Locken bis über die Ohren. Nach vorn waren sie leicht in die Stirn gekämmt. Von dem kräftigen Kinn zogen sich zwei Falten hoch zu der leicht gekrümmten Nase. Starke Brauen rahmten schwungvoll die dunklen Augen.

„Corvinus meint meine Ansicht von unserem Sonnensystem“, sagte Nicolaus. „Er, Wapowski, auch Andreas möchten, daß ich die Grundsätze ausarbeite.“

In der Ferne erhob sich über dem Wald die Kirchturmspitze von Braniewo. Die Sonne stand tief im Westen, der Bischof rief dem Kutscher zu, die Pferde anzutreiben.

Watzenrode fühlte sich erleichtert. „Warum zögerst du?“ fragte er arglos. „Ich werde deswegen keine Ketzergerichte einführen.“ Er lachte, froh, daß er ohne diese Torheiten – wie er sie nannte – auskam.

„Ich habe lange nachgedacht, Onkel, das ist eine Arbeit für ein ganzes Leben.“

Watzenrode begriff den Sinn der Worte silbenweise. Für ein ganzes Leben? Er starrte Nicolaus an, ärgerlich, wütend, verzweifelt. „Für ein ganzes Leben!“ Seine Stimme klang frostig.

Der Sommerwind rauschte in den Buchen. Die Sonnenstrahlen färbten die Wolken violett und rot. Der Wagen rumpelte über eine Holzbrücke; unter ihnen glitzerten die Wellen der Pasteka.

Seine Fassung hing an einem seidenen Faden. Dieses Gefühl verhinderte, daß Watzenrode den Sinn der Worte zu Ende dachte. Er ahnte nur, daß soeben wie beiläufig alles in Frage gestellt war,

für das er seit zwanzig Jahren lebte. Niemals war ihm der Gedanke gekommen, Nicolaus könnte plötzlich etwas anderes wollen, etwas ganz anderes, das alles über den Haufen warf.

Für einen Augenblick kam ihm ein Ketzergericht gar nicht so irrsinnig vor, wie er es sonst immer bezeichnete, zur Zügelung uneinsichtiger Söhne. Aber dieser Gedanke machte ihm nur seine wilde Verzweiflung bewußt.

Dann wieder fiel ihm ein, daß er Nicolaus schließlich mehr Zeit für seine geliebte Astronomie gewähren könnte und daß er später auch als Bischof . . . Aber er wußte sofort, daß er sich etwas vorgaukelte. So viel Mathematik und Astronomie war noch in seinem Schädel drin, um zu wissen, was Nicolaus meinte. Daß ihm nichts davon aufgegangen war, wo er Nicolaus seit fünf Jahren fast täglich um sich gehabt hatte!

Blind war der Mensch in seinem Bestreben, denn er dachte nur an sich und seine Ziele. Nicht einmal den nächsten Menschen an seiner Seite konnte er begreifen.

Nicolaus hatte alles erwartet, nur nicht dieses verbissene Schweigen des Onkels, über dessen Gesicht weiße und blaurote Flecken liefen. Die Augen blickten starr geradeaus, und sie bekamen erst wieder Leben, als die Mauern von Braniewo auftauchten und Philipp Teschner, leiblicher Sohn des Onkels und Bürgermeister, die hohen Gäste empfing.

Watzenrode war heute auf eine Weise freundlich zu seinem Sohn, daß dieser zum ersten Male in seinem Leben spürte, wie sehr er geliebt wurde. „Siehst aus wie deine gute Mutter. Wir waren sehr, sehr glücklich.“ Der strenge Mann seufzte und packte eigenhändig die Geschenke aus. Zuletzt zog er einen Ring vom Finger, den er seiner Schwiegertochter aufsteckte. Als sie ihn auf die Stirn küßte, zog er sie an sich wie eine Geliebte.

Lucas schien den größten Tag seines Lebens zu haben. Er setzte die Enkel auf seinen Schoß und ließ sie mit Kreuz und Kette spie-

len. Dabei blickte er Nicolaus an wie ein Lehrer, der mit seinen Musterschülern protzt.

Die nächsten Tage in Frombork zeigte Lucas ein übernächtiges und mürrisches Gesicht. Nicolaus wußte, daß der Streit mit den Domherren nicht die Ursache war.

Watzenrode hatte sie ausgelacht, als sie ihm vorwarfen, daß er zu eigenmächtig handle. „Ich werde nicht wegen jeder Entscheidung nach Frombork reisen“, hatte er bissig geantwortet. „Große Politik wird in Lidzbark gemacht und nicht hier.“

Er hatte sich durchgesetzt, wie gewöhnlich, er hatte Mut, Entschlußkraft, er hielt sich nicht bei Kleinigkeiten auf. Er wußte, was er wollte, dennoch wäre es manchmal klüger gewesen, auch die Dummköpfe ernst zu nehmen, die Krämerseelen, die Haarspalter.

Lucas drückte sie an die Wand, trieb sie in die Enge. Er schreckte sie oder überzeugte sie im günstigsten Fall, aber er gewann sie nicht für sich.

Nicolaus hatte es ihm manchmal gesagt. Anfangs hatte Lucas ihm wütend Unverständnis vorgeworfen, obgleich er begriff, daß sein Neffe recht hatte. Sein Zorn rührte daher, daß er sein Temperament nur schwer zügeln konnte. Später knurrte er nur „schon gut.“ Dieses Mal wartete er vergeblich auf Nicolaus' Kritik.

Das Gespräch auf der Fahrt nach Braniewo schien er vergessen zu haben. Er brauchte seine Energie, um das Land gegen den Ritterorden zu wappnen. Täglich konnte der Krieg ausbrechen. Und für März 1509 stand der Reichstag zu Piotrków bevor.

Trotzdem ließ der Onkel Nicolaus jetzt mehr Zeit. Gelegentlich überraschte er ihn mit einem kurzen Besuch in der Bibliothek, betrachtete die Bücher und Papiere, ohne ein Wort zu sagen. Vergeblich wartete Nicolaus auf eine Entscheidung. Lucas konnte nicht darüber sprechen. Es schien ihm unmöglich, seinen Plan aufzugeben.

Während des Reichstages in Piotrków unternahm Nicolaus einen Abstecher nach Kraków. Johann Haller aus Nürnberg, der in Kraków eine Druckerei eingerichtet hatte, übergab ihm die ersten Exemplare seiner Übersetzung.

„Ein würdig Büchlein, viel Ansporn für alle Humanisten und gut eingeführt durch Ihre Widmung an Seine Exzellenz den Bischof.“

Nicolaus war stolz auf dieses Werk seiner Mußestunden, und es tat ihm gut, anerkennende Worte darüber zu hören, daß er alle fördere, die über die scholastische Enge hinausstrebten.

Seinem Onkel überreichte er das Buch nach ihrer Rückkehr auf Schloß Lidzbark. Die Sonne stand tief über den Hügeln, aus dem Flußtal wehte kühle Luft. Die Winterkälte saß in den dicken Mauern, und das Feuer im Kamin tat wohl.

Watzenrode empfand das Buch wie ein Abschiedsgeschenk. Er seufzte schwer. Vielleicht gab es einen Ausweg. Vielleicht besann sich Nicolaus anders, sein unzertrennlicher Begleiter, wie Corvinus in seinen Versen geschrieben hatte.

„Wenn du dich in Frombork einrichten möchtest... Einige Monate geht es auch so. Ich kann doch weiterhin auf dich zählen?“

Watzenrode war wütend auf jedes Wort, das er gesagt hatte. Er wunderte sich wochenlang, warum er Nicolaus geradezu fortgeschickt hatte, ohne daß er darum gebeten worden war. Jeden Tag hoffte er, Nicolaus zurückkehren zu sehen, doch er bekam nur Briefe: Ich habe mich eingerichtet, fast schon eingelebt. Ich arbeite die Grundsätze aus. Tausend Dank für deine Güte. Am zweiten Juni erwarte ich eine Mondfinsternis.

Der Onkel trieb die Roßlenker, die auf die Pferde einhieben. Der Wagen knarrte in allen Achsen.

Eine Mondfinsternis! Grundsätze! „Schneller!“ rief er. „Schneller!“ Sein Herz war zerrissen. Er wütete gegen sich selbst. Warum

hatte er Nicolaus nicht festhalten können? Was hatte er falsch gemacht?

Nicolaus bewohnte eins der Häuser, die am Südhang des Domberges für die Domherren errichtet worden waren. Zu einem Kanonikat gehörte ein Haus und außerhalb der Burg auch noch ein Gutshof.

Der Onkel fand ihn im Garten. Sein Zorn verrauchte, als er die Freude bemerkte, die Nicolaus bei seinem Eintreten zeigte.

„Ich bin so froh, Onkel, dich zu sehen.“ Er wagte eine schüchterne Umarmung, befahl den Dienern, das Beste aufzutischen, und führte Watzenrode ins Haus.

„Morgen wollte ich mich bei dir anmelden“, sagte Nicolaus glücklich. „Ich wollte dich um Rat bitten. Meine Grundsätze sind entworfen.“

Der Bischof merkte erst jetzt in vollem Maße, wie sehr er seinen Neffen entbehrt hatte. „Ich wollte dich gern mitnehmen, Nicolaus, den Winter über“, sagte er stockend.

Nicolaus gab seine neugewonnene Unabhängigkeit nicht gern auf, aber er suchte das Verständnis des Onkels. Und er wollte ihn auch nicht allein lassen bei den bevorstehenden Verhandlungen, die für Warmias Zukunft soviel bedeuteten.

Lucas begann sich mit einem Eifer für Nicolaus' Ideen zu interessieren, daß er fast den Ritterorden darüber vergaß. Er wußte, Selbstsucht war dabei, Nicolaus zu fesseln, doch die Sache selbst begann ihn zu faszinieren. Seine Neigung zum Wagnis, zum kühnen Unternehmen war herausgefordert.

Alles, was er bisher gedacht und unternommen hatte, erschien ihm plötzlich klein und unbedeutend im Vergleich zu dem, was Nicolaus ihm Abend für Abend vortrug.

Zuerst verblüfften ihn die merkwürdigen Beobachtungen seines Neffen mit dem Monde, den Wolken, dem Schiff und dem Ufer. Er mußte es selbst ausprobieren, und das erstaunte Gesicht des

General-Vikars über den bootfahrenden Bischof bedachte er mit dem Wort „Dummkopf“.

Dann erstaunte er über die Berichte alter Schriftsteller. Cicero hatte überliefert, daß griechische Philosophen glaubten, die Erde drehe sich mit sehr großer Geschwindigkeit um ihre Achse, wodurch sich der Himmel zu bewegen scheine. Lucas mußte das Spiel mit der Kerze probieren.

Nicolaus erzählte, daß Aristarch von Samos wegen Verachtung der Religion angeklagt war, weil er den heiligen Mittelpunkt der Welt verschob, den Fixsternhimmel fest stehen, die Erde sich auf einem geneigten Kreise bewegen und um ihre Achse drehen ließ. Dies alles, um die Himmelserscheinungen richtig zu erklären.

„Unwahrscheinlich aufregend“ fand der Bischof diese Dinge, „und überhaupt, dieser Aristarch!“

„Archimedes berichtete von ihm, daß er diese Welt viel größer sah als alle anderen“, ergänzte Nicolaus.

Watzenrode trank den Wein wie Wasser. „Das sind die schlimmsten Ketzereien, die ich je gehört habe. Lachen würde ich, wenn wir den falschen Glauben hätten!“ Er bekreuzigte sich. „Was denkst du, mein Sohn?“

Nicolaus schmeckte den Wein. Er war glücklich, daß ihn der Onkel zu verstehen suchte. „Ich denke, daß man alle Menschen lieben muß. Ptolemäus war überragend, Onkel, gewaltig, überzeugend. Er paßte in die Welt. Aristarch nicht. Er war ungeheuer, unbegreiflich. Doch er hatte mehr erkannt.“

Watzenrode trank. „Sag mir deine Grundsätze, Nicolaus, ich will wissen, wofür ich opfere.“

Nicolaus stand auf. „Das System Ptolemäus’ ist unsicher. Es gibt eine Möglichkeit, die Bewegung der Planeten einfacher herzuleiten, wenn man von anderen Grundannahmen ausgeht:

1. Es gibt nur einen Mittelpunkt für die Gestirne und ihre Bahnen;

2. der Erdmittelpunkt ist nicht auch der Mittelpunkt der Welt, sondern nur der der Mondbahn und der Schwere;
3. alle Planeten bewegen sich um die Sonne, die im Mittelpunkt ihrer Bahnen steht;
4. der Abstand der Erde zur Sonne verschwindet im Verhältnis zur Weite des Firmaments;
5. die Bewegung, die wir am Himmel beobachten, rührt von der Bewegung der Erde her. Sie dreht sich täglich um sich selbst;
6. die Bewegung der Sonne ist nur scheinbar. In Wirklichkeit läuft die Erde wie alle anderen Planeten um die Sonne;
7. die seltsamen Bewegungen der Planeten lassen sich durch die Erdbewegung erklären.

Also“, Nicolaus schloß seine Rede mit einem tiefen Atemzug, „also im Mittelpunkt steht die Sonne, um sie bewegt sich der Merkur auf sieben Kreisen, Venus auf fünf, unsere Erde auf drei, der Mond um sie auf vier, Mars, Jupiter und Saturn jeweils auf fünf Kreisen. Das sind vierunddreißig Kreise, bedeutend weniger, als Ptolemäus brauchte für sein System.“ Nicolaus sah seinen Onkel erwartungsvoll an.

„Nicht daß ich alles verstehe“, sagte dieser nach langer Pause. „Warum bist du dir so sicher?“

Nicolaus fachte die Glut im Kamin an und warf Buchscheite hinein. „Das ist unser Leben, das Feuer, die Sonne. Mit der Sonne erwacht und stirbt das Leben.“

„Amen“, ergänzte der Bischof frostig. „Ist das eine neue Religion?“

Keineswegs, Exzellenz, dachte Nicolaus, und beinahe hätte er es laut gesagt, denn er sah vor sich den Bischof und nicht den väterlichen Onkel. Aber nur für einen Augenblick. Lucas meinte seine Worte weder böse noch gehässig. Deshalb fuhr Nicolaus unbeirrt fort:

„Mit der Sonne kommt und geht das Licht und die Wärme.

Einige Gelehrte nannten sie deshalb das Herz oder den Lenker der Welt, andere den sichtbaren oder den alles sehenden Gott.

In dem herrlichen Bau der Welt kann diese Leuchte an keinem besseren Ort stehen als an einem, von dem sie das Ganze beleuchten kann. Die Sonne lenkt die sie umkreisende Familie der Planeten und die Erde.

Unter dieser Anordnung finden wir die wunderbare Symmetrie der Welt und den festen harmonischen Zusammenhang zwischen der Größe und der Bewegung der Bahnen.“

Watzenrode fand, daß Nicolaus weniger exakt als poetisch gesprochen hatte, aber Nicolaus wies den Einwand zurück.

„Ich habe begonnen, die Bahnen des Mondes und der Planeten zu beobachten und zu berechnen. Du siehst, ich komme mit halb so vielen Kreisen aus wie Ptolemäus. Alles wird einfacher und harmonischer.

Wie zweckmäßig ist die Natur eingerichtet! Warum sollte Gott das Weltall nicht nach den gleichen einfachen Prinzipien erschaffen haben?“

Der Onkel sah die Flammen um die Scheite züngeln. Das Holz krachte unter der Glut, und die Haut sog die Wärme in sich hinein. Er begriff die ungeheure Größe dieser Idee, und er vermochte die Begeisterung seines Neffen nachzufühlen.

Er ahnte, wie schwer es sein würde, die ganze Astronomie umzuwandeln, das in Jahrhunderten entstandene und seit fünfzehnhundert Jahren gültige System.

Welche Anstrengung würde es kosten, die komplizierten Berechnungen des Ptolemäus auf einer ganz anderen Grundlage auszuführen! Und das alles zu einem Zeitpunkt, wo der Kalender nicht mehr mit den Jahreszeiten übereinstimmte, wo die Planeten ganz andere Daten an den Himmel schrieben als die Schreiber auf die astronomischen Tafeln.

Der Bischof öffnete das Fenster und starrte auf den sternklaren

Himmel. Die Nacht war dunkel; der Mond befand sich irgendwo unterhalb des Horizontes.

Sollte das Himmelsgewölbe wirklich soviel größer sein, als man es sich bisher gedacht hatte? Was war das überhaupt für eine Vorstellung, daß die Erde auf einer riesigen Bahn um die Sonne herumliefe? Wo blieb der Himmel, das Paradies, der Sitz des Vaters, des Sohnes, der Mutter Maria?

„Mein Gott!“ Watzenrode fühlte sich in einen endlosen Raum stürzen, in dem es keinen Halt mehr gab. Alles um ihn löste sich auf in Dunst und Rauch. Er schüttelte sich, schloß das Fenster und wankte auf seinen Platz.

Nicolaus erschrak über den Ausdruck des Entsetzens und der Furcht auf dem Gesicht des Onkels.

„Du zerstörst unsere Welt“, hörte er Lucas mit brüchiger Stimme sagen. „Man wird dich verfluchen, in den finstersten Grund der Hölle und auf ewig verdammen. Man wird dich für den leibhaftigen Satan halten, man wird dich jahrelang foltern, jedes Glied einzeln, man wird dich zerquetschen, zerreißen, zerstechen, mit glühenden Kohlen verbrennen und in siedendem Wasser schmoren. Man wird eine Kommission beauftragen, herauszufinden, wie man dir unter den fürchterlichsten Qualen in einem möglichst langen Zeitraum einen Lebensnerv nach dem anderen herausreißen kann.“

Watzenrodes Gesicht drückte die Pein aus, die ihm seine Vorstellungen verursachten. Er sah dieses schreckliche Ende seines Neffen leibhaftig vor sich, die einzig mögliche Reaktion der Kirche auf diese ungeheure Sünde.

Nicolaus empfand unter den Worten seines Onkels die Wärme des Kaminfeuers wie die Hitze eines Scheiterhaufens. Unwillkürlich stieß er den Sessel ein Stück zurück. Die Glut brannte in seinen Wangen; der Glockenschlag der Turmuhr wimmerte durch die Nacht. Nach dem Zustand der Seele empfingen die Erlebnisse ihr

Licht, ihre Bedeutung; wie die Erlebnisse den Zustand der Seele bewegten.

„Denkst du wie die Pythagoreer, Onkel? Sollen wir unsere Erkenntnisse nur mündlich und nur unseren Vertrauten offenbaren?“

Der Teufel gibt es nicht auf, fuhr es dem Bischof durch den Kopf. „Beim heiligen Petrus!“ rief er unwirsch. „Willst du leben oder brennen?“

„Leben, aber nicht vegetieren!“ Nicolaus fühlte Sicherheit in sich aufsteigen. „Die Propheten haben auch gesagt, was sie für wahr hielten. Christus ließ sich für die Wahrheit seiner Lehre ans Kreuz schlagen. Viele flohen, aber sie nahmen die Wahrheit mit.“

Watzenrode umschloß sein Bischofskreuz. „Es ist vermessen, sich mit Christus zu vergleichen oder mit den Propheten. Hus fühlte sich als Prophet, Savonarola fühlte sich als Prophet! Wahrheit ist das, was die Kirche beschließt. Das Dogma der Unfehlbarkeit des Heiligen Vaters ist ein Grundpfeiler unserer Welt.“

„Ich streite nicht um Dogmen.“ Nicolaus erhob sich. „Der Aufbau des Weltalls ist es, um den es mir geht. Sind wir denn heute weniger berechtigt zu denken als die Heiden vor fünfzehnhundert Jahren? Mögen wir im Vergleich zu dem Riesen Aristoteles oder Ptolemäus Zwerge sein. Jedenfalls stehen wir auf ihren Schultern und sehen dadurch trotz unserer Winzigkeit zumindest ein bißchen weiter.“

Mein Gott, was für ein Bischof könnte er sein! Watzenrode wurde weich gestimmt. Dann packten ihn Schmerz und Empörung. Zum Teufel mit dieser Astronomie, die ihm seine Pläne zerstörte! Verflucht seien Brudzewski und Novara, Ptolemäus und der Kalender, Sonne, Mond und Sterne, die ihm seinen Neffen entrissen. Was gingen sie ihn an, ihn, den Bischof von Warmia? Er hatte ganz andere Sorgen, irdische, menschliche. Er stampfte mit dem Fuß auf, als könnte er die Dinge zertreten, die in sein Leben hineinpfuschten.

„Du streitest nicht gegen Dogmen“, entgegnete Lucas grollend. „Du wirfst sie nur völlig in den Staub. Du begehst eine schlimmere Todsünde als je ein Ketzer zuvor.“

Nicolaus starrte in das Feuer, das in sich zusammenkroch. „Ich glaubte, du würdest mich verstehen, Onkel, du würdest mir helfen oder Rat wissen. Gott sei uns gnädig. Gute Nacht.“

Watzenrode stierte vor sich hin. Er war unzufrieden mit sich. Es lag nicht immer in seiner Macht, dem Gespräch die gewünschte Richtung zu geben. Sollte er Nicolaus verbieten, seine Studien fortzusetzen? Lucas fühlte die Einsamkeit der Nacht und das Ungeheure der neuen Idee.

Wochen und Monate vergingen; Nicolaus und sein Onkel berührten das Thema nicht mehr. Kühle Sachlichkeit bestimmte ihr Verhältnis. Sie bereiteten sich auf eine Tagfahrt vor, veranlaßt von Kaiser Maximilian und König Sigismund. Kurz vor Johannis 1510 brachen sie auf nach Poznań. Dort sollte die Klage des polnischen Königs gegen den Hochmeister verhandelt werden, der sich nach wie vor weigerte, den Lehnseid zu leisten.

Gesandte des Kaisers, der Kurfürsten, des Königs von Ungarn, weltliche und geistliche Fürsten Polens übertrafen sich in der Pracht ihrer Gewänder und ihres Schmucks, aber auch in der Heftigkeit ihrer Worte. Der Ritterorden suchte den Spieß umzudrehen. So weigerte sich der Hochmeister nicht nur, dem polnischen König den Lehnseid zu leisten, er forderte das westliche Preußen zurück, das der Ritterorden in dem zweiten Frieden von Toruń 1466 an Polen verloren hatte. Sein Ordensmarschall, Wilhelm von Eisenberg, hieb auf sein Panzerhemd und schrie: „Wir sind gerüstet. Kaiser Maximilian ist auf unserer Seite. Was uns nicht freiwillig gegeben wird, werden wir erkämpfen.“ Er streckte sein Kinn vor, dessen spanischer Bart wie ein Dolch aus dem Gesicht stach.

Lucas Watzenrode trat vor die Gesandten. Dieser Tag war wie

noch nie einer geeignet, sein großes Ziel zu erreichen. Er klagte den Orden an, er stellte ihn bloß ob seiner Friedensbrüche, seiner Raubzüge, Plünderungen, Morde, seiner Vertragsbrüche, ja auch der Bedrückung und Ausbeutung der Bauern, Handwerker und Kaufleute in seinem Gebiet.

Eisenberg stieß gereizt mit dem Schwert auf den Boden, sein Gesicht wurde grau vor Haß, seine kleinen Augen suchten den Bischof zu verbrennen. Watzenrode hatte das Gefühl, gleich stürzt er sich auf dich, der Ordensmarschall von Eisenberg, trotzdem fuhr er fort:

„Die Städte Pruszys haben dreizehn Jahre lang die schwersten Kämpfe und Opfer ertragen, um die so edlen Kreuzritter loszuwerden. Sie und Warmia haben sich unter den Schutz des polnischen Königs gestellt. Auch der Ordensstaat untersteht dem König des polnischen Reiches; er ist ihm lehnspflichtig. Nach Recht und Gesetz muß er verurteilt werden!“

Die Stimme des Bischofs bekam einen beschwörenden Klang. „Was will der Ritterorden noch in unserm Land? Hier gibt es nur Christen. Möge er seine Aufgabe dort erfüllen, wo die Tataren und Mohammedaner unser Land bedrohen!“

Die Abgesandten Polens und der pruszischen Städte nahmen Watzenrode in ihre Mitte. Die Verwünschungen und Drohungen der Ordensbrüder zerschellten. Doch ihr Ruf nach Rache verstärkte die schlimmen Befürchtungen. Eine Entscheidung kam nicht zustande.

Nicolaus drängte auf eine schnelle Rückreise. „Die Verhandlungen führen zu keinem Ergebnis. Jeder beharrt auf seinen Forderungen.“

„Es wird erst Frieden geben, wenn der Ritterorden vernichtet ist.“

Auf den Wiesen weideten die Kühe. Das Getreide stand hoch und schwer auf dem Halm. In Wellen trieb der Wind den Pollen über die Ähren. Heufeimen umgaben die Gehöfte.

Auf der Höhe von Toruń holte der Troß des Hochmeisters die Kolonne des Bischofs ein, umzingelte sie von beiden Seiten und versperrte ihr die Weiterfahrt.

Eisenberg näherte sich dem Wagen des Bischofs, die Hand zum Zeichen des Friedens erhoben.

„Laßt ihn heran!“ befahl Watzenrode seiner Leibwache.

Eisenberg legte die Hand auf die Brust. „Wir haben eine Bitte an Eure Exzellenz.“ Seine Augen blinzelten unsicher. „Euer Neffe ist ein tüchtiger Arzt. Hochmeister Friedrich braucht ihn.“

Vielleicht wollten sie seinen Neffen in ihre Gewalt bringen, als Faustpfand, zum Erpressen.

„Der Arzt ist hier!“ rief der Bischof, und als Eisenberg die Schultern hob, ergänzte er: „Schickt Euren Herrn!“

„Er liegt im Wagen fest, hat Fieber.“ Eisenberg zog das Schwert und warf es vor sich hin.

„Ich gehe.“ Nicolaus sprang vom Wagen, sein Diener reichte ihm die Arznetasche.

Unruhig wartete Watzenrode auf die Rückkehr seines Neffen. Natürlich wußten die Ordensritter, daß Nicolaus sein Sekretär, sein Berater, sein Leibarzt und der Kronprinz für Warmia war, ein wertvoller Geisel, zu wertvoll für ein Risiko.

Lucas behielt den Ordensmarschall fest im Blick. Seine Wache umringte ihn. Aber Eisenberg war kein Geisel vom Wert seines Neffen. Das Herz krampfte sich ihm zusammen. War er in eine Falle gerannt? Er hätte zehn Eisenbergs zum Pfand verlangen müssen.

Aber da kehrte Nicolaus zurück, unangefochten, schwang sich auf den Wagen und sagte: „Sieht schlecht für ihn aus.“ Die Kolonne setzte sich schwerfällig in Bewegung. Eisenberg hob sein Schwert auf, fluchte über den Staub, den die Wagen aufwirbelten.

Der Bischof wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Wird es lange mit ihm dauern?“

„Einige Monate vielleicht. Aber es geht zu Ende.“

Wie anders die Menschen wurden, wenn sie krank waren; störrisch und einfältig wie Kinder, demütig oder aufgebracht, schließlich bescheiden und ergeben, einfach in ihren Wünschen, dankbar schon für ein Lächeln, einen Schluck Wasser, gläubig ergeben dem Wort des Arztes und seiner Arznei. Reiche und Arme unterschieden sich da kaum, abgesehen von dem Äußerlichen, dem Zimmer, dem Bett, der Kleidung. Das blieb auch nach dem Tode noch, der Sarg, der Grabstein, eine Weile wenigstens, die anderen Unterschiede aber schmolzen schon vorher unter dem Fieber und Verfall der Kräfte zusammen.

„Dann werden wir einige Zeit Ruhe behalten“, unterbrach Watzenrode Nicolaus' Grübeleien. „Ich möchte, daß du mich wieder einmal gründlich untersuchst.“ Es war doch eine verflixte Sache, immer wenn in seiner Nähe jemand erkrankte, begann er sich leidend zu fühlen.

In der Tat, der Onkel war gealtert, ergraut; erschlaft waren die Haut und das Gewebe. Trotzdem hielt er sich aufrecht, und seine Spannkraft schien unvermindert.

„Jede Woche ein Dampfbad mit Kamille und Salbei. Vor dem Frühstück ein Glas Wasser. Zweimal abends kein Fleisch. Und einmal täglich die Königspille. Dann wirst du so alt, daß du mich nicht mehr als Nachfolger benötigst.“

Immer wenn Nicolaus den Onkel behandelte, kehrten sich ihre Beziehungen um. Lucas war dann fast ängstlich ergeben, hörte aufmerksam zaghaft auf jedes Wort, beachtete lauernd jede Miene und Geste. Erst wenn er zu wissen glaubte, woran er war, gewann er seine alte Sicherheit und Haltung zurück.

„Im nächsten Jahr erwarten wir eine Mondfinsternis“, sagte Nicolaus, während sich der Onkel schnaufend und ächzend in seine Kleider hüllte.

„Wenn du wenigstens aus den Sternen weissagen könntest, wen

die Ordensbrüder nach Friedrichs Tod zum Hochmeister erheben werden.“

„Soll ich dich zum Narren halten?“

„Die Mondfinsternis kommt, ob du hinsiehst oder nicht.“ Lucas trat hinter dem Vorhang hervor, setzte die violette Kappe auf seine Tonsur und grinste boshaft.

Ende des Jahres gelangte die Nachricht vom Tod des Hochmeisters Friedrich nach Lidzbark. Das Rätselraten um den Nachfolger begann. Gerüchte überschwemmten das Land. Eines davon bestätigte sich: Albrecht von Brandenburg, ein Neffe des polnischen Königs, wurde gewählt.

Das war ein geschickter Schachzug des Ordens. Watzenrode begriff die Gefahr, daß sich Albrecht mit Sigismund auf Kosten Warmias einigen könnte.

Die Depeschenboten jagten über den frostharten Boden, durch eisige Winternächte und wilde Schneestürme nach Kraków und Gniezno.

Boten des neuen Hochmeisters wurden abgefangen. Sie kamen aus deutschen Ländern und trugen den Befehl an die Ordensmarschälle bei sich, auf den Krieg zu rüsten.

„Jetzt oder nie!“ sagte Watzenrode zu Nicolaus. „Auch Albrecht weigert sich, den Lehnseid zu leisten. Sigismund bleibt uns gewogen. Hoffentlich zögert er nicht!“

Eine starke Erregung ließ den Bischof nicht zur Ruhe kommen. Er sah sich kurz vor dem Ziel seiner Wünsche.

Nicolaus war von früh bis spät mit dem Entwerfen von Schriften, Depeschen, mit der Bewaffnung und Befestigung der Städte und Schlösser beschäftigt.

Jetzt mußte Sigismund den Ritterorden niederwerfen, auch wenn der Kaiser und die Herzöge von Mecklenburg, Pommern, Sachsen und der Kurfürst von Brandenburg dem Hochmeister Truppen

zu schicken versprochen. Polen war stark genug, und König Sigismund hatte den Rechtsanspruch auf den Lehnseid des Hochmeisters. Die Versprechen des Kaisers und der Herzöge besaßen nicht viel Gewicht. Sie waren mehr eine Pflichtübung, um Albrecht den Rücken zu steifen und den König abzuschrecken. Polen brauchte einen Waffengang nicht zu fürchten.

Die Entscheidung stand bevor. Jeder Gedanke, jede Handlung wurde davon bestimmt. Täglich erwartete der Bischof die Truppen des Königs. Endlich kam ein Meldereiter.

Watzenrode riß ihm die Depesche aus der Hand. Dann drehte er sich schroff herum, reichte Nicolaus das Schreiben und ging in sein Turmzimmer.

„Der Orden ist mit dem Teufel verbunden!“

Watzenrode war verbittert, seine Hoffnung erschüttert. Im Südosten waren die Tataren ins Reich eingefallen. Sigismund mußte sie zurückschlagen; die Bedrohung durch den Orden blieb bestehen.

Der Bischof spürte seine Ohnmacht, das Schwinden seiner Kraft, die er verbraucht hatte, jahrelang und doch vergeblich. Eines Tages vielleicht, wenn sich die Kreuzritter stark genug fühlten, gingen sie zum Angriff über. Warmia lag in ihrer Zange, die Truppen des Königs waren weit.

Das Eis der Tyna brach mit lautem Getöse in der Nacht zum einundzwanzigsten März. Regenböen trieben vom Südwesten über die mit Schneepolstern bedeckten Wiesen und Felder. Die dunkelroten Ziegel der hohen Mauern spiegelten sich in dem klaren Wasser des Schloßteiches. Wildenten zogen ihre Bahnen, Bachstelzen trippelten geschäftig pickend am Ufer entlang.

Länger als ein Jahr hatte Nicolaus wieder in Lidzbark zugebracht. Nur wenig Zeit und Muße waren ihm geblieben, seine astronomischen Studien fortzusetzen. Lange hatte er überhaupt ge-

zögert, denn das, was sein Onkel gesagt hatte, war kein leeres Gerede.

Einige Zeit war er geneigt gewesen, dem Weg zu folgen, den Lucas für ihn geebnet hatte. Auf die Dauer aber befriedigte ihn das politische Geschäft nicht, diese kleinen und großen Albernheiten der Macht und Eitelkeit.

Welch einen Unterschied bildeten dagegen die ewigen Bahnen des Himmels, die freundliche Wärme der Sonne, die Unendlichkeit, in der ein Menschenleben keine Sekunde zählte.

Nicolaus näherte sich dem vierzigsten Lebensjahr. Auch ihm hatte der Bader die ersten Zähne herausreißen müssen. Die vergangenen Jahre, die einmal wie ein unendlich weiter Weg vor ihm gelegen hatten, waren schneller als ein Traum vergangen. Verlebte Zeiten erschienen kurz wie ein Regenschauer, nur die Zukunft dehnte sich endlos lang. Aber jetzt wußte Nicolaus, daß sie nur noch kurz für ihn war und daß er keine Zeit mehr verlieren durfte, wollte er die Astronomie, das Gebäude des Weltalls, so wie er es sah, neu erfassen.

Watzenrode hatte es geahnt, daß Nicolaus eines Tages vor ihn treten würde, entschlossen, unbeirrbar. Er war sich aber nie klar geworden, wie er sich verhalten sollte, ablehnend, vorwurfsvoll, nachgebend. Und jetzt, da sein Neffe vor ihm stand, wußte er auch keinen Rat.

Du solltest mein Nachfolger werden, Nicolaus. Alles, wofür ich gekämpft habe, habe ich auch für dich getan. Wie soll ich meine alten Tage verbringen ohne dich, mein Freund, die langen einsamen Abende des Winters? Wie soll ich regieren ohne deinen Rat?

Gewiß, da waren auch egoistische Gedanken dabei. Aber er hatte doch schließlich auch etwas dafür gegeben. Natürlich konnte er verbieten, was die Warnung nicht vermocht hatte. Aber er besaß doch keine Krämerseele, er war doch kein jämmerlicher Feigling. Nicolaus wußte das alles. Er verließ nicht leichtfertig den gesicher-

ten Weg und nicht herzlos ihn, den Onkel, der sein Vater geworden war. Es war der Lauf der Natur; die Schwalben verließen das Nest. Er konnte Nicolaus nicht fesseln, ohne das Beste zu zerstören, das sie für immer verband, die Liebe.

„Geh, mein Sohn.“ Lucas wandte sich ab. Er vermochte kein Wort mehr zu sagen. Seine Ohren sausten, er kniete nieder und verfluchte den Tag, an dem er dem Ruf der Macht gefolgt war.

Nicolaus blickte entsetzt auf den Onkel, der wie zusammengebrochen vor dem kleinen Altar hockte. Eine heiße Welle des Mitleids überschwemmte seine Seele. Natürlich hatte er sich das ausmalen können, aber es war doch ein bitterer Unterschied zwischen der Vorstellung und der Wirklichkeit.

Er zögerte, er spürte das Verlangen, den Onkel aufzurichten, aber dann wandte er sich schroff ab und verließ hastig das vertraute Turmzimmer, in dem kein Gespräch belauscht werden konnte.

Wer das Schwert zieht, wird durch das Schwert umkommen. Dem neuen Hochmeister schien dieses Bibelwort etwas zu bedeuten. Ruhe lag über dem fruchtbaren Land, und Nicolaus zog in Frieden von Dorf zu Dorf, um die Besitzungen des Domkapitels zu inspizieren. Die Domherren schienen nur auf seine Rückkehr gewartet zu haben, um ihm sogleich das Amt des Visitators anzuwählen, der kirchliche Angelegenheiten zu überprüfen und Gebühren einzunehmen hatte.

Nun gut, den Aufgaben, die sich aus seiner Domherrnstelle ergaben, wollte er sich nicht entziehen. Es blieb ihm trotz allem nun mehr Zeit für die Astronomie. Und während der Fahrten an den heiteren Sommertagen gab es viel Muße zum Nachdenken.

Jetzt lag die Zukunft im Licht seines Zieles klar vor ihm. Er wußte, was er zu tun hatte, um sein Werk auszuführen, und er

hatte sich ausgerechnet, daß die Zeit dafür ausreichen mußte, wenn er gesund und dem Land der Friede erhalten blieb.

Selbst die Wünsche seines Onkels, ihn zu beraten und auf Tagungen zu unterstützen, konnte er ohne Bedenken erfüllen, was ihn sehr froh stimmte, denn er war dem alten Herrn dankbar und verbunden wie nie zuvor.

Watzenrode beschäftigte sich wieder lebhafter mit Nicolaus' astronomischen Theorien, und am fünften Oktober reiste er nach Frombork, um am nächsten Tag die Mondfinsternis gemeinsam mit Nicolaus zu beobachten. Er begutachtete das Triquetrum, das der Tischler des Domkapitels nach Nicolaus' Angaben gearbeitet hatte, ließ es sich erklären und probierte es aus.

„Hier, der Visierstab und dieser vertikale Stab bilden die Schenkel eines gleichschenkligen Dreiecks, dessen Grundlinie dieser dritte Stab bildet. Das Triquetrum ist ein sehr nützliches Instrument. Mit seiner Hilfe kann man den Höhenwinkel ablesen und durch trigonometrische Berechnungen die Höhe des anvisierten Gestirns bestimmen.“

Lucas sah durch die Diopter, kratzte sich am Hinterkopf und brummte: „Und damit willst du die Astronomie umstürzen.“

„Nein, nein.“ Nicolaus lachte. „Nicht allein damit. Schließlich habe ich mir im Garten noch ein Quadratum errichtet, mit dem sich die Äquinoktien und Solstitien bestimmen lassen.“

Lucas ging um den senkrecht in einem Viereck angebrachten Stab herum wie ein Zauberer um ein geheimnisvolles Zeichen. „Eine Sonnenuhr, nicht wahr?“ sagte er mit Kennerblick.

Nicolaus nickte, pflückte einen Apfel und reichte ihn dem Onkel, der vorsichtig hineinbiß. „Die Zähne“, fluchte er. „Sie müßten nachwachsen.“

Der Bischof blieb eine Woche. Die Domherren, die seinen Besuchen meist mit gemischten Gefühlen entgegensahen, waren erstaunt, wie mild und freundlich Watzenrode sein konnte.

Nachmittags, wenn die Sonne noch wärmte, ging er mit Nicolaus am Haff entlang. Der Wind trieb die Wellen an den Strand, Möwen trippelten vor ihnen im Sand, die Luft war feucht und schmeckte nach Salz.

„Willst du deine Theorie nicht bekanntmachen?“

Nicolaus war erstaunt. „Fürchtest du keine Schwierigkeiten?“

Lucas hob einen Stein auf und betrachtete die bizarren Formen und tiefen Höhlungen. „Wir leben schließlich in Polen“, antwortete er stolz. „Außerdem bin ich auch noch da.“

Nicolaus sah den Möwen nach, die vor ihnen aufflogen und sich hundert Schritte entfernt wieder niederließen.

„Wenn du meinst. – Aber vorläufig fehlen noch die mathematischen Berechnungen.“

Watzenrode blieb stehen. „Gedanken sind wie Samen“, sagte er eindringlich. „Man muß sie ausstreuen, daß sie fruchtbar werden. Schreib einen Kommentar und verteile ihn an deine Freunde.“ Er warf den Stein ins Wasser und blickte den Kreisen nach.

Als Nicolaus Weihnachten zum Onkel reiste, übergab er ihm eine Abschrift seiner ersten Aufzeichnungen.

Lucas blätterte die lose gebundenen Seiten durch, fand die ihm bekannten Grundsätze und sagte bewegt: „Du heftest deinen Namen an das Firmament. Was ist ein Papst gegen einen Ptolemäus?!“

Nicolaus fand den Onkel verändert. Sein herbes Äußeres schien gemildert, sein Starrsinn gelöst.

„Sigismund heiratet am achten Februar. Begleitest du mich?“

Das war ein Wunsch, den Nicolaus schwer abschlagen konnte.

Watzenrode hielt noch eine Überraschung bereit. Er reichte Nicolaus ein Heft und sagte bissig: „Eisenberg hetzt die prusischen Städte gegen mich auf. Ich habe es satt.“ Er stützte den Kopf in die Hände und stierte auf das Kaminfeuer.

Nicolaus las: „Wenn irgendwo ein Schaden durch Raub oder Mord geschieht, dann schreit der Bischof, dieser Jammer kommt von dem Orden. Es würde ihm nicht sonderlich zu Herzen gehen, wenn Danzigs und Elbings Vorstädte samt allen Häusern seiner Domherren in Flammen aufgingen, um damit das Kriegsfeuer zu schüren.“

Nicolaus wunderte sich, daß sein Onkel so empfindlich reagierte. Jeder wußte, daß die Kreuzritter ihre Raubzüge irgendwelchen Banden und Heiden andichteten. Watzenrode unterschied sich von manchem Bürgermeister und Burggrafen nur dadurch, daß er den Mut hatte, die Schuldigen beim Namen zu nennen.

„Eisenbergs Libell fällt auf den Orden selbst zurück. Das wissen deine Freunde ebenso wie deine Feinde.“

Nicolaus gab seiner Stimme Festigkeit. Er hatte das Gefühl, seinen Onkel aufmuntern zu müssen.

Die Hochzeit des Königs reizte Nicolaus nicht, aber das Wiedersehen mit Wapowski und Corvinus, die ihn feierten, als würde er und nicht Sigismunds Braut gekrönt.

„Du hast es gewagt!“ Corvinus in seiner schwärmerischen Art verglich Nicolaus mit Ptolemäus und Prometheus. „Die Welt geht aus den Angeln“, rief er begeistert. „Wir sausen durch den Kosmos auf den Bahnen des Copernicus!“

Nicolaus wehrte sich, obgleich die Worte ihm schmeichelten und ihn bestärkten. Wapowski milderte erst Corvinus' Überschwang. Er sagte: „Schrecklich, diese Dichter.“ Aber dann fuhr er fort: „Und doch spricht er wahr, Nicolaus. Du rüttelst an dem Bau der Welt.“ Seine dunklen Augen glühten unter den buschigen Brauen. Unruhig wanderte er hin und her, die Schultern hochgezogen, den Kopf nach vorn gestreckt.

„Wie lange wirst du brauchen, um dein System auszuarbeiten?“ Wapowski blieb mit einem Ruck vor Nicolaus stehen.

„Du überfällst mich immer, Bernhard. Jahre, vielleicht Jahrzehnte. Noch kann ich es nicht beurteilen.“

„Mein Gott!“ stöhnte Corvinus. „Ich kann es nicht fassen, ich kann es nicht fassen!“

Wapowski riß ihn in die Wirklichkeit zurück. „Was? Bist du ein Dichter oder ein Phantast? Die Erde drehte sich, als du es noch nicht wußtest, und trotzdem wurde dir nicht schwindlig. Komm, trink und träume. Unser Freund soll leben!“ Er reichte Corvinus den Pokal, stieß mit Nicolaus an und stürzte den Portwein auf einen Zug hinunter.

Nicolaus kam sich vor wie ein Arzt, der eine neue Medizin verabreicht hat und der nun darum bangt, wie sie anschlägt. Was würden die Astronomen sagen, die das Weltall ganz anders zu sehen gelernt hatten? Was die Astrologen, die nach dem ptolemäischen System die Zukunft voraussagten? Was schließlich die Theologen, die obersten Richter über die Wahrheit?

Er konnte allein auf die Kraft seiner Argumente bauen, auf die Bereitschaft der anderen, sie vorurteilsfrei zu durchdenken. Wenn er jedoch an die politischen Geschäfte dachte, an die Streitereien der Theologen, dann wurde ihm angst. Wer verließ schon den festgefahrenen Boden, die allen verbindlichen Grundsätze, die geheiligte Lehre?

Der Onkel zerstreute seine Bedenken. „Nichts ist offiziell. Du hast deine Schrift lediglich einzelnen Personen überreicht.“ Er lächelte hintergründig. „Nur einen Stein ins Wasser geworfen.“

Die Schlittenkolonne des Bischofs kam nur langsam voran. Ein heftiger Sturm aus Nordwest peitschte nassen Schnee über die weiten Ebenen bei Łódź.

Watzenrode schauderte unter den dicken Pelzen. Er fror, seit er Kraków verlassen hatte. Sein Magen war überlastet worden von den Gelagen; er war kein Jüngling mehr.

Nicolaus wollte ihn untersuchen, aber der Onkel wehrte ab. „In Lidzbark haben wir mehr Ruhe.“

Die Übelkeit verlor sich nicht. Im Gegenteil, sie ergriff den ganzen Körper. Die Beine und Arme wurden ihm schwer wie Blei, die Zunge stumpf und schwerfällig.

Plötzlich überfiel ihn ein Schüttelfrost, und dann rann das Blut wie glühende Lava durch den Körper. Das Herz raste, der Atem flog.

In Łęczycza an der Bzura mußten die Diener den Bischof ins Quartier tragen.

Nicolaus war ratlos. Keine Medizin schlug an. Erschrocken bemerkte er den matten, trüben Blick des Onkels, die graue Haut, die kraftlosen Arme.

„Weiterreisen!“ Niemand wagte, sich dem Befehl zu widersetzen. Die Pferde gaben das letzte. Reglos lag der Bischof neben Nicolaus. In Włocławek stieg das Fieber. Der Onkel war so geschwächt, daß Nicolaus ihn füttern mußte.

„Ich bleibe in der Nacht bei dir“, suchte Nicolaus den Onkel zu beruhigen. Ihn erschütterte das traurige, ergebene Gesicht, die schnell verfallenen Züge des kräftigen Mannes, der nie verzagt hatte. Alles kam so unerwartet und so schnell, daß Nicolaus wie in einer Ohnmacht lebte. Unfaßbar war die Erkrankung und unfaßbar ihre Art. Er wagte nicht, an ihren Verlauf zu denken; alles, was er unternahm, zerrann wie Sand im Wind.

Am Morgen des fünfundzwanzigsten März schien das Fieber erloschen. Die Augen glänzten matt, die Züge waren erschlafft, aber gefaßt.

„Setz dich.“ Seine Stimme war leise und fest. Er tastete nach Nicolaus' Hand. Dieser umschloß die abgemagerten kalten Finger.

„Ich will nach Toruń. Dort war ich einmal sehr glücklich.“ Er lächelte versonnen. „Du fährst sofort nach Lidzbark.“ Er schwieg, um Kraft zu gewinnen. „Du mußt dort sein, bevor man erfährt,

daß ich tot bin. Ihr müßt schnell handeln, meinen Nachfolger wählen. Lossainen ist gut.“

Vor Nicolaus' Augen verschwamm das Gesicht des Onkels. Er biß sich auf die Lippen, er blickte in das Licht des Fensters, ihm wurde übel vor Schmerz.

„Laß dich segnen, mein Sohn.“

Mechanisch kniete Nicolaus nieder, legte die Stirn auf den Bett-
rand und spürte die Hand des Bischofs auf dem Kopf.

„Führe dein Werk zu Ende, Nicolaus. Grüße meine Lieben, für die ich so gerne gesorgt habe.“

Nicolaus wollte sich der Abreise widersetzen. Aber der Onkel gab nicht nach. „Zum Sterben brauche ich keinen Arzt.“ Er war wieder ganz Hoheit und duldete keinen Widerspruch. „Niemand kennt mein Land so gut wie du. Es wäre in großer Gefahr, wenn du es nicht in die Hand nimmst, bis ein anderer Bischof da ist.“

Die Schlittenkolonne teilte sich. Schneeflocken verkürzten die Sicht und den qualvollen Blick auf einen geliebten Menschen, den man nicht wiederssehen würde.

5.

Das Haff lag hell und ruhig unter dem weiten Himmel. In der Ferne verlief weißbrötlich glänzend die Nehrung, ein schmaler Sandstreifen, hinter dem sich das dunkle Wasser der Ostsee scharf gegen den Horizont absetzte.

Nichts hatte sich gegenüber dem Jahr zuvor geändert. Die Wolken trieben hoch über dem Domhügel ins Land. Gleich mächtigen Lanzen flankierten die vier spitzen Türme die Stirnseiten der Kathedrale. Dohlen umsegelten wie eh und je den Glockenturm.

Die gelbgepuderten Weidenkätzchen waren von Bienen umschwärmt. Blattspitzen drängten aus den prallen Knospen. Das Gras prangte in saftigem Grün. Sonne und Schatten wechselten unter dem schnellen Flug der Wolken.

Wie immer und zur gleichen Stunde rief die Glocke zum Gottesdienst. Gebete wurden gemurmelt; Worte und Lieder verhallten wie seit hundert Jahren unter dem Sterngewölbe. Unverändert blickte Jesus Christus von dem großen Kreuz des Hochaltars auf die Andächtigen.

Für Nicolaus Copernicus war jedoch alles anders geworden. Täglich wurde er daran erinnert, wenn er an der Grabplatte aus grauem Stein vorüberging, in die der Name Lucas Watzenrode von Allen und sein Wappen eingemeißelt worden waren.

Jetzt residierte im Schloß Lidzbark Fabian von Lossainen, ein besonnener und friedlicher Mann, der keine hochfliegenden Pläne verfolgte. Mit ihm würden die Domherren wenig Schwierigkeiten haben. Es war leicht gewesen, sich über den neuen Bischof von Warmia zu einigen.

Nicolaus hatte seine restlichen Bücher und Sachen einpacken lassen, während Fabian von Stadt zu Stadt zog, um die Huldigung entgegenzunehmen.

Niemand drängte ihn, aber Nicolaus beeilte sich. Der Abschied

von Lidzbark war endgültig. Er sah sich nur noch als Gast. Die Bibliothek, das Turmzimmer, auch seine eigenen Räume erschienen ihm fremd. Einsamkeit umfing ihn. Hier war er ebensowenig mehr zu Hause wie Lucas Watzenrode, dessen frisch gemaltes Porträt an der Wand unter denen der anderen Bischöfe hervorstach wie ein neu aufgeworfener Grabhügel auf einem Friedhof.

Selbst die Vikare, Kaplane, Kämmerer, Fischmeister, Waldmeister, Küchenmeister, Turmwächter, Leibdiener, Roßlenker, die mehr oder weniger vertraut mit Nicolaus waren, erschienen ihm fremd, obgleich er sie seit Jahr und Tag kannte. Man richtete sich auf die neuen Verhältnisse ein, überrascht und verwundert, daß der Nachfolger Watzenrodes nicht Nicolaus Copernicus hieß.

Es gab dennoch kein Gemunkel, jedenfalls wurde nichts laut, wohl aber Bedauern, Traurigkeit, Tränen, gute Wünsche und hin und wieder auch ein wohlüberlegtes Geschenk. Und alle baten ihn, sie nicht zu vergessen, wenn der neue Leibarzt allein nicht helfen konnte.

Nicolaus war darob erstaunt. Er hatte ärztlichen Rat erteilt, gewissenhaft nach sorgfältiger Untersuchung, einige bewährte Medicinen bereitet und verordnet, aber nicht wie in einer beruflichen Tätigkeit, sondern mehr nebenbei als Freundschaftsdienst. Es war ihm gar nicht so bewußt geworden, daß seine Kuren oft geholfen hatten.

Endlich waren die Wagen zur Abreise bereit; dem persönlichen Abschied folgte die offizielle Verabschiedung, steif und fremd durch amtliche Würde. Man umfing alles mit einem letzten Blick, hörte ergriffen das Abschiedsmadrigal im Schloßhof, verneigte sich, sprang auf den Wagen, fuhr über den Hof und die Brücke, hörte das Rasseln der Ketten und den Schall der Trompeten.

Glocken ertönten aus der Ferne, in den Bäumen rauschte der Wind. Kraniche schwirrten pfeilschnell unter den Wolkenhügeln gen Norden.

Sie erinnerten ihn an Andreas, an ihren Abschied von Italien. Wie würde sein Bruder die Nachricht vom Tod des Onkels aufnehmen? Würden die Domherren ihm weiterhin Urlaub gewähren?

Einige hatten seine Rückkehr gefordert. Man wußte jetzt, daß er krank war, aber man stellte sich dumm. Einige spekulierten auf seine Pfründe und suchten Gründe, um ihn um seine Einkünfte zu bringen.

Sie machten Stimmung gegen Andreas. Was hatte er schon für das Kapitel getan? Warum trieb er sich noch in Italien herum?

Wattenrode war tot, jetzt brauchte man keine Rücksicht mehr zu nehmen.

Nicolaus hatte sich eingerichtet. Noch war alles neu für ihn, die Menschen, ihre Gewohnheiten, die Kathedrale mit ihrem Geläute, das Haff und die Bauda mit dem kleinen Hafen und auch sein bescheidenes Haus unterhalb der Domburg mit dem kleinen Garten, in dem er schon gewohnt und gearbeitet hatte.

Trotzdem, er fühlte sich freier; es war sein Haus, sein Gut, sein Vorwerk, das er in Besitz nahm; er bestimmte nun selbst den Rhythmus seines Lebens.

Natürlich oblagen ihm auch in Frombork Verpflichtungen. Er lebte nicht allein. Man traf sich beim Gottesdienst, man besuchte sich privat. Klatsch und Gerüchte liefen in einem Tag über den Domberg.

Beratungen wurden angesetzt; man mußte die Einkünfte und Ausgaben des Kapitels kennen, die Beschwerden, Rechtsverletzungen, Strafen; man mußte über die Besetzung der Ämter entscheiden. Man stritt sich, und man stimmte ab. Wer nicht da war, entschied mit der Mehrheit.

Wenn er seine Kollegen auch kannte, die Domherren von Cleetz, Delau, Johannes Sculteti, Stockfisch, Snellenberg, Crapitz und Zander, er sah sie jetzt täglich und mußte sich auf sie einstellen. Nicht jeder war ihm sympathisch. Am besten gefiel ihm Sculteti, seine

ungezwungene Heiterkeit, sein freier Sinn und seine umfassende humanistische Bildung.

Mit dem zehn Jahre jüngeren Tiedemann Giese war er so gut wie befreundet, aber Tiedemann Giese lebte leider in Olsztyn als Statthalter. Neuerdings, seit er Nicolaus' Ideen kannte, beschäftigte sich auch Giese mit Astronomie.

Die Domherren Bernhard Sculteti, Albert Bischof und Christoph von Suchten würde Nicolaus so bald nicht zu sehen bekommen, denn sie vertraten Warmia beim apostolischen Stuhl in Rom.

Andreas hatte eine Depesche geschickt; er befand sich auf dem Weg nach Frombork. Und diese Nachricht zerstörte Nicolaus' Ruhe. Er fürchtete das Wiedersehen. Vergeblich hatte er seine Kollegen bestürmt, Andreas' Urlaub zu verlängern. Die Mehrzahl folgte dem gehässigen Antrag Snellenbergs, der formell recht hatte.

„Die Statuten des Domkapitels sehen es nicht vor, daß ein Domherr wegen Krankheit jahrelang beurlaubt werden kann. Unser Bruder Andreas reiste in einem Auftrag Watzenrodes nach Rom. Als er krank wurde, gaben wir ihm Urlaub, aber doch nicht für sein ganzes Leben.“

Jeder wußte, daß Snellenberg egoistisch war. Er lebte ständig in dem Gefühl, mehr als andere zu arbeiten, und er hatte immer Angst, seine Einnahmen könnten sich verringern. Gefälligkeiten führte er gern aus, aber er ließ sie sich bezahlen.

Nicolaus' Warnung wurde nicht ernst genommen. Woher wollte er schon wissen, daß Andreas sehr sehr krank wäre? Seine Briefe machten einen anderen Eindruck, sie waren stets munter und eher frech als bedrückt.

Sollte Nicolaus die Krankheit beim Namen nennen? Das Wort würde schockieren, aber nichts retten. Es würde andere Einwände wecken. Nicolaus hätte Andreas gern die anstrengende Reise er-

spart, aber es würde besser sein, wenn er an den Verhandlungen teilnahm.

Die Erwartung, die man an ein Ereignis knüpft, bestimmt oft das Erlebnis. Nicolaus kannte das Aussehen Leprakranker. Er war auf das Schlimmste gefaßt.

Als Andreas aus dem Wagen gestiegen war und vor ihm stand, hätte er ihn beinahe umarmt.

Andreas' Gesicht und auch seine Hände waren noch so weit verschont geblieben, daß nur der aufmerksame Beobachter die Zeichen der Lepra entdeckte.

„Laß dich nicht täuschen“, hörte er Andreas' Stimme, die sich rau und belegt anhörte. „Ich grüße dich mit den Augen. Ich bin glücklich, dich noch einmal zu sehen. Doch ich beneide dich um deine Gesundheit.“

Andreas hinkte. Er betrat nur sein Haus, besuchte keinen Freund und keinen Gottesdienst. Nur einmal folgte er der Einladung seines Bruders, das Arbeitszimmer zu besichtigen, das sich Nicolaus in dem breiten, viereckigen Turm der Festungsmauer eingerichtet hatte.

Andreas setzte sich nicht und berührte keinen Gegenstand. „Ich habe deinen Kommentar gelesen. Sculteti hat ihn gelesen und dem freisinnigen Bischof von Middelburg übergeben, dessen Rat am päpstlichen Stuhl geschätzt wird. Man muß den Kalender in Ordnung bringen. Schaffst du das mit deinem System, dann hast du gewonnen.“

Nicolaus führte seinen Bruder auf den Balkon. „Erst muß ich die genaue Länge des Jahres bestimmen, also den Umlauf der Erde um die Sonne. Die Schwierigkeit besteht darin, daß die Erde sich nicht genau dreihundertfünfundsechzigviertelmal um sich dreht, während sie die Sonne umrundet. Sie muß sich etwas langsamer drehen, einige Stunden vielleicht nur, aber mit dem Gnomon ist es sehr schwer, die genaue Zahl zu ermitteln.“

Kleine Boote schwammen über das glitzernde Haff. Einige hatten Segel gesetzt, andere wurden gerudert. Auf den Weiden dösten schwarzweiß gefleckte Kühe vor sich hin. Ein Ochsengespann quälte sich über den Hügel im Südwesten.

„Ich beneide dich um diesen Ausblick. Ein schönes Land. Aber es bekommt mir nicht. Ich muß zurück.“

Die Beratung im Domkapitel war angesetzt. Andreas blieb vor seinen Kollegen stehen und musterte sie abschätzend.

„Wir haben die Zeugnisse deiner Ärzte gesehen, Bruder Andreas.“ Der Domkustos Cleetz machte einen hilflosen Eindruck. „Wir verstehen dich, aber wir können dich nicht lebenslang beurlauben.“

Andreas trat zwei Schritte vor. „Soll ich hier vor euren Augen verrecken?“

Unwillkürlich zuckten die Domherren zusammen. Jeder fürchtete die Ansteckung. Seit sie wußten, daß Andreas leprakrank war, machten sie einen weiten Bogen um ihn.

Snellenberg schwankte zwischen Gier und Angst. Er wünschte Andreas fort bis ans Ende der Welt, aber nicht mit den Einkünften. Schließlich mußte auch er etwas für seine Pfründe tun!

„Warum geht Andreas nicht in ein Leprosenheim? Eine kleine Rente könnten wir ihm zahlen.“ Snellenberg erheischte Zustimmung, aber nur Cleetz und Crapitz billigten seine Idee.

Andreas humpelte an den Tisch. „Nun gut“, sagte er bitter, „dann bleibe ich hier. Welches Amt soll ich übernehmen?“ Er starrte verächtlich auf seine Kollegen, die schnell von ihm abrückten und in sich zusammenkrochen.

„Wir vertagen uns!“ Cleetz entfuhr die Worte wie ein Hilferuf.

Der Sommer verging, der Streit blieb unentschieden. Snellenberg fand heraus, daß Watzenrode Andreas zwölfhundert Gold-

gulden übergeben hatte zwecks Förderung eines Kirchenbaus. Wo war die Abrechnung?

„Das geht nicht einmal die Raben etwas an.“ Andreas wurde wütend. „Wie kannst du das fragen?“ Er stützte den Kopf in die Hände.

„Weißt du, wie das ist, ausgestoßen zu sein, ein Toter unter Lebendigen? Jeder flieht dich, Männer und Frauen, reiche und arme. Die Diener verlassen dich, es bleibt dir nur noch das Leprosenheim, der Anblick des hundertfachen Elends und der Qualen, die dir noch bevorstehen.“ Er nahm die Hände vom Gesicht. Seine verquollenen Augen irrten durch den Raum. „Lucas hat es als einziger bedacht. Er wußte, daß Ekel und Angst nur von Geld überwunden werden. Das war seine Kirche, die er einzig und allein für mich gebaut hat. Rausgeschmissenes Geld für einen Unwürdigen!“ Er stand auf und verließ wie ein Verfolgter den Raum.

Sculteti unterstützte Nicolaus, aber es half nichts, am 4. September 1512 faßte die Mehrzahl den Beschluß, jede Gemeinschaft mit Andreas Copernicus aufzugeben.

Andreas lachte in einer Mischung von Hohn und Verachtung. „Ich könnte jedem von Euch mein Schicksal anhängen. Krämerseelen, Judasse, Feiglinge!“ Seine Kollegen zuckten wie unter Rutenschlägen zusammen. „Ihr seid erbarmungslos wie Ratten, aber ich gebe meine Rechte nicht für ein Almosen her.“

Snellenberg sprang auf. „Und wo bleibt der Beleg für die zwölfhundert Goldgulden?“ Er blickte wie ein Geldwechsler in die Runde. „Wenn Andreas Copernicus unser Entgegenkommen mißdeutet, dann sollten wir seine Einkünfte beschlagnahmen.“

Bevor er das letzte Wort herausgebracht hatte, stand Andreas vor ihm, der entsetzt an die Wand taumelte.

„Soll ich dir mal über dein gieriges Gesicht fahren“, sagte Andreas seltsam gelassen. „Oder du schlägst mir ins Gesicht, daß uns der Eiter um die Augen spritzt.“

„Reißt ihn weg!“ schrie Snellenberg, aber niemand wagte es, Andreas anzufassen.

„Kommt nur“, fuhr Andreas böse fort. „Ihr habt mich jetzt so weit, daß es mir Spaß bereitet, euch täglich mit meinem Anblick zu erfreuen.“

Nicolaus war halb ohnmächtig vor Entsetzen. Sein Herz hämmerte gegen seine Brust, die irren Blicke um ihn her betäubten seinen Verstand. Er stand auf, legte seinen Arm über Andreas' Schulter und führte ihn ins Freie.

Die Septembersonne schien warm in den Domhof. Ein Keil Wildgänse schwirrte über den Hügel. Das Weinlaub leuchtete in gelben und roten Farben.

„Wir geben nicht auf“, sagte Nicolaus leise. „Jetzt bist du formell im Recht. Aber du mußt noch hierbleiben, es ist ohnehin schon spät für die Reise.“

Worte über Barmherzigkeit und Nächstenliebe konnten nichts ausrichten. Ihr Sinn wurde einfach verdreht. Sollten denn alle unter einem leiden? Daß der eine niemanden leiden lassen wollte, wurde übergangen. Andreas wollte seine Einkünfte behalten und in Italien leben; aber der Preis war den Snellenbergs zu hoch.

„Dann wird Andreas den Statuten des Kapitels gemäß in Frombork bleiben und sein Einkommen hier verbrauchen.“ Nicolaus machte eine Pause. „Keines der Statuten berechtigt einen Ausschluß von Kranken.“

„Und die zwölftausend Goldgulden!“ rief Snellenberg erbost.

„Ja, ja“, pflichteten ihm einige bei.

Nicolaus sah Snellenberg ironisch an. „Das ist wohl eine Angelegenheit zwischen Bischof Watzenrode und Andreas.“

„Unerhört!“ Das Wort verhallte im Raum.

„Meine lieben Brüder.“ Scultetis Stimme nahm einen salbungsvollen Ton an. „Ich verstehe den Eifer, aber nicht den Grund. Andreas will uns schonen. Sollten wir dafür nicht auch ein Opfer

bringen, ein unbedeutend kleines eigentlich; denn stellt euch vor, ihr wäret an seiner Stelle und müßtet das bittere Brot der Fremde essen und dem Tod fern der Heimat entgegensehen.“ Bitterkeit und Ironie schlangen in den Worten mit, dennoch wirkten sie auf einige ergreifend, denen der Streit ohnehin lästig wurde.

„Gott weiß allein, wie lange der arme Teufel noch zu leben hat.“ Stockfisch wandte sich an Nicolaus. „Ich verstehe den Zorn deines Bruders. Wird er nach Italien zurückkehren, wenn wir alles beim alten lassen? Schließlich“, er sah den Kustos beschwörend an, „schließlich könnte er auch in Rom noch etwas für unser Kapitel tun.“

Es gab keinen Einspruch mehr. Als Nicolaus seinen Bruder unterrichtet hatte, sagte dieser mit müdem Lächeln: „Den Winter über sollen sie zappeln, unsere lieben Brüder in Christo. Meine Antwort erhalten sie erst im Frühling.“

Diesen Abschied würde Nicolaus nie vergessen. Er hatte sich gegen dieses schreckliche Gefühl gewehrt, aber es kam immer wieder. Wie ein zum Tode Verurteilter erschien ihm Andreas.

Vor zwanzig Jahren war er mit ihm nach Kraków, vor fünfzehn Jahren zum ersten Male nach Italien gezogen. Blitzschnell wechselten die Bilder gemeinsamer Erlebnisse: die Mondnacht und ihr Streit mit den Radaubrüdern; die Abende mit Brudzewski und ihr tastendes und ungestümes Fragen; die wilde Fahrt auf der Weichsel und der Spaß mit der Astrologie; Tilmann von Allen und die Audienz beim Bischof; Pirckheimer schließlich und Dürer, die inzwischen berühmt geworden waren; die Tour über die Alpen, Bologna, Florenz und Savonarola, Padua – Pomponazzi lebte noch –, Ferrara und die Silbernächte von Venedig.

Mit der gleichen Gewißheit, mit der die Sonne die Jahresbahn der Erde beschrieb, verging das Leben. Nicolaus' vierzigster Geburtstag würde der letzte gewesen sein, an dem Andreas noch zu ihm hatte sprechen können.

Drei Monate später, am 19. Mai 1513, verließ Andreas' Wagen Frombork. Störche standen reglos auf ihren Nestern. Habichte kreisten hoch unter den Wolken im Wind.

Ein Rest von Unternehmungslust wilderte noch in Andreas' Augen. Sonst herrschte Traurigkeit und Resignation. Er hatte nie das tun können, was er gern getan hätte, er hatte nie der sein können, der er gern gewesen wäre.

Damit hatte er sich schließlich abgefunden und seine Aufgaben zuverlässig, wenn auch ohne Eifer erfüllt. Er war leichtfertig, doch nicht leichtsinnig. Wer ein unbekümmertes Leben liebte, konnte sich in seiner Gesellschaft wohl fühlen. Er war stets ein guter Kamerad gewesen.

Dieser hoffnungslose Blick war das entsetzlichste für Nicolaus. Alles andere ließ sich übergehen.

„Ich werde deine Astronomie in Rom vertreten, Nicolaus. Was kann mir schon geschehen?“ Er lachte triumphierend. „Der Prälat übrigens, der dich damals nach deinem Vortrag angriff, ist in Ungnade gefallen. Er merkte zu spät, daß er eine Ansicht verfocht, die mit der des Papstes nicht übereinstimmte.“

Andreas versuchte, Nicolaus in den letzten Minuten noch einmal zu erfreuen. „Girolamo hält große große Stücke auf dich, Bruderherz. Er meinte allerdings, du solltest mehr die Natur als die Sterne befragen. Er hält alle Sterngucker für Astrologen.“

Sie lachten, und für einen Augenblick spürten sie keinen Schmerz. „Ich kann mir nur nicht ganz erklären, warum du so sicher bist, daß sich die Erde bewegt?“ Andreas versuchte mit seiner Frage den endgültigen Abschied hinauszuzögern.

„Stell dir vor“, Nicolaus zog einen kleinen und darum herum einen hundertmal größeren Kreis, „die riesige Himmelskugel mit der Sonne, den Planeten und den tausenden Sternen soll in einem Tag um die Erde herumsausen. Das wäre eine Mühle, die sich um den Mühlstein dreht. Ptolemäus sagt, alles müßte von der Erde

wegfliegen, wenn sie sich dreht, wie der Dreck von einem Rad. Aber dann würde doch der Himmel, der sich ob seiner Größe viel viel schneller drehen müßte, viel viel schneller auseinanderfliegen.“

Andreas' Miene, erst nachdenklich ernst, gewann einen verschmitzt-heiteren Ausdruck. „Wie sich doch die größten Denker irren können“, sagte er voll Genugtuung. „Gott verdammt noch mal, daß da seit fünfzehnhundert Jahren noch kein Mensch, kein Papst, keiner der großen Scholastiker draufgekommen ist auf diesen einfachen logischen Schluß!“

Er hob die Hände zum Gruß. Die Pferde scharrtten im Sand und schnaubten. Die Sonne verlor an Farbe und sandte helle, warme Strahlen. Andreas stieg auf den Wagen.

„Man wird ein Konzil einberufen: Kalenderreform. Es wäre schön, dich in Rom wiederzusehen.“

Die Pferde zogen an. Nicolaus ging neben dem Wagen her. Spinnweben glitzerten zwischen den taufrischen Blättern.

„Hü, hol!“ rief Andreas.

Die Pferde fielen in Trab. Andreas wandte sich noch einmal um, dann blickte er starr geradeaus, und Nicolaus blieb zurück.

Das Rollen der Räder verlor sich. Leise säuselten die hellgrünen Blätter in der frischen Morgenbrise. Eine Drossel flötete auf der Windfahne des Dachreiters. Die Glocke schlug zur Andacht.

Das war ein Abschied wie bei einem Begräbnis. Vergeblich wehrte sich Nicolaus dagegen. Denn noch lebte sein Bruder, noch. Aber was war das für ein Leben! „Mein Gott, steh ihm bei, erlöse ihn von seinem Übel, laß ein Wunder geschehen!“

In den Monaten nach Andreas' Abreise hatte Nicolaus endlich mehr Muße, sich über seine große Arbeit klarer zu werden. Es gab außer den religiösen und ideologischen Einwänden auch sachliche, die er widerlegen mußte.

Seine Idee erschien widersinnig, der Augenschein allein sprach gegen sie. Wie schwer war es ihm und seinen Freunden gefallen, sich eine Bewegung der Erde um sich selbst und um die Sonne vorzustellen. Wieviel schwerer würde es für alle anderen sein, sich in ein neues System hineinzudenken.

Immerhin, von Eudoxos bis Ptolemäus und bis dato hatten sich die Astronomen die Freiheit erlaubt, beliebig viele Kreise zu verwenden, um die Bahnen der Sterne darzustellen.

Daher dürfte ihm wohl die Freiheit zustehen, zu prüfen, ob nicht die Bahnen der Himmelskörper dadurch besser erklärt werden könnten, daß man von der Bewegung der Erde ausging.

Diese Prüfung war seine Aufgabe, ihre Lösung der Beweis, daß in Wirklichkeit die Erde und die anderen Planeten von der Sonne regiert wurden.

Was mußte er tun, um diesen Beweis zu erbringen?

Wochen vergingen, ruhige und nachdenkliche. Wenn man ein System überwinden wollte, mußte man es genau studieren.

Die Sommertage waren lang; es las sich gut im Garten, umgeben von dem Duft der Blumen und Kräuter, während der Schatten des Gnomonstabs langsam über die Marken des Steins hinwegwanderte.

Ein System ging wie ein Lehrsatz von einer Voraussetzung aus. Diese mußte er prüfen. Damit hatte er in seinem Kommentar begonnen. Und er hatte auch die Gründe dargelegt, die ihn zu seiner neuen Voraussetzung geführt hatten.

Jetzt mußte er sein System darauf aufbauen. Aber mit welchen Bausteinen?

Er hatte die Sternenkataloge, in denen die Beobachtungen des Ptolemäus und anderer aufgeführt waren. Sie waren nicht immer zuverlässig, doch er mußte sie benutzen. Unmöglich konnte er auf diese Daten verzichten. Durch Berechnungen ließen sich die Fehler vielleicht ausgleichen.

Zugleich mußte er die überlieferten Kenntnisse durch eigene Beobachtungen erweitern, hin und wieder auch prüfen, um Zweifel zu beseitigen.

Am 1. Januar 1512 hatte er den Ort des Mars bestimmt, am 5. Juni des gleichen Jahres die Opposition des Mars beobachtet. Es wurde Zeit, die Beobachtungen fortzusetzen.

Frombork war kein idealer Ort dafür. Es lag ziemlich hoch im Norden. Viele Nächte waren kalt und feucht. Oft trieben Seenebel vom Haff über den Berg. Breite Wolkenbänke überquerten endlos langsam den Himmel, und oft war er völlig bedeckt.

Erst am 25. Februar des folgenden Jahres gelang ihm wieder eine Beobachtung: er bestimmte den Ort des Saturn. Und einhalb Monate später, am 5. Mai 1514, konnte er die Opposition des Saturn beobachten.

Diese Stunden tiefer Einsamkeit auf seinem Turm waren ihm qualvoll und beglückend zugleich. Schmerzlich wurde ihm bewußt, daß er unmöglich so viele Beobachtungen würde machen können, wie sie sein Werk erforderte. Dennoch ging eine große erhebende Ruhe auf ihn über, wenn er den Himmel betrachtete und in seiner Phantasie dem Lauf der Erde und der Planeten folgte, die in riesigen unterschiedlichen Bahnen und daher auch in verschiedenen Zeiträumen um die Sonne herumliefen. Nichts erschien ihm vergleichbar mit dieser Weite und Harmonie, mit dem Wunder von Nacht und Tag und den Jahreszeiten.

Im September wurde er durch eine Depesche aus seinen beschaulichen Gedanken und astronomischen Berechnungen herausgerissen. Sein Bruder und Bernhard Sculteti schrieben ihm aus Rom, daß der Bischof von Fossombrone, Paul von Middelburg, den Papst gewonnen habe, auf einem Konzil die dringend nötige Kalenderreform zu beraten.

„Du bist eingeladen, alter Junge, offiziell, wie du dem beiliegenden Schreiben Middelburgs entnehmen wirst. Middelburg kennt

Deinen Commentariolus und ist sehr interessiert. Laß Dich hier sehen! Dein unglücklicher Andreas und Bernhard Sculteti, der seinen Bruder Johannes grüßen läßt.“

Die Schreiben versetzten Nicolaus in eine ungewöhnliche Aufregung, die ihm noch größere Qualen bereitete als jene, die ihn vor vierzehn Jahren in Rom überfallen hatte. Aber welch eine veränderte Szene! Nach seinem Vortrag hatte der Prälat seine zaghafte Frage abgekanzelt. Wie dankbar wäre er damals für ein Wort oder nur eine Geste der Ermunterung oder auch nur der Anerkennung gewesen.

Nun lud man ihn ein zum Vortrag über seine Theorie. Der Stein hatte weite Kreise gezogen; sein Commentariolus schien von Hand zu Hand gegangen, natürlich inoffiziell. Er schien viel weiter verbreitet, als Nicolaus zu hoffen wagte, ja wünschte.

Wie glücklich wäre er vor einigen Jahren gewesen, wenn sich einige wenige Astronomen zu seinem Commentariolus geäußert hätten. Das Schweigen der Fachgelehrten war schlimmer als Kritik. Niemand hatte den Mut, ihm auch nur eine private Mitteilung zu geben. Was verbarg sich hinter dem Schweigen? Die Mißachtung eines Narren? Oder Angst?

Lucas hatte recht behalten; inoffiziell nahm man die neue Theorie zur Kenntnis, und so war sie bis zur höchsten Autorität der Kirche vorgedrungen. Dort trafen sich in wenigen Monaten die angesehensten Astronomen der katholischen Welt von Polen bis Spanien. Dort sollte der Domherr Copernicus seine Gedanken zur Kalenderreform vortragen und damit seine Theorie gegen die allgemein anerkannte, herrschende und geheiligte des Ptolemäus stellen. Welch eine Gelegenheit und welch entsetzliche Versuchung.

Nicolaus blätterte mechanisch in seinen Manuskripten. Was war eine Theorie wert, die offiziell verurteilt wurde? Nichts, weniger als nichts. Dieser Gefahr mußte er sie aussetzen; denn wenn er sie

in Rom vortrug, würde sie zu einer offiziellen Angelegenheit werden.

Nicolaus lächelte traurig, dennoch fühlte er sein Herz wieder ruhiger schlagen. Der schlimmste Feind des Menschen war die Eitelkeit. Es gab zum Glück zwingende Gründe, ihr zu widerstehen. Er faltete die Hände und legte seinen Kopf darauf. Das Gezänk der Möwen und Dohlen durchdrang die Stille, aber Nicolaus hörte es nicht. Erst als die Treppe unter schweren Schritten knarrte, hob er den Kopf. Die Tür öffnete sich, und der nach der Art römischer Senatoren frisierte Kopf seines Freundes Johannes Sculteti erschien.

„Heute bin ich ausnahmsweise nicht neugierig“, sagte Johannes verschmitzt lächelnd. „Ich weiß schon alles.“ Sculteti trat ins Zimmer. Er war so groß, daß er die dunkelbraunen Deckenbalken mit dem Kopf erreichen konnte, wenn er sich auf die Zehenspitzen erhob.

Über keinen Besuch freute sich Nicolaus mehr als über den Johannes Scultetis, dessen Schritt er nun schon erkannte, sobald er den Turm betrat und die Treppen hinaufstieg in sein Arbeitszimmer. Er war neugierig, ohne aufdringlich zu sein, er gewann dem Leben die heiteren Seiten ab und legte danach die Lehren der Kirche für sich zurecht.

„Würde die Natur die Ehe erfordern, hätte ich da Vater werden können?“ Er lachte über sich und die vielen dummen Regeln, mit denen sich die Menschen gegenseitig das Leben schwer machten. „Nie werde ich mich zum Priester weihen lassen, es sei denn, die Kirche hebt das naturwidrige Zölibat auf.“

Sculteti gefiel an Copernicus sein freundlicher Ernst und seine „kühne Idee“. Was er über die Erde, das ketzerte Copernicus über den Himmel.

„Mit deinem System fällst du ein Gottesurteil.“ Johannes Sculteti liebte großartige Vergleiche, aber er brachte sie nicht mit Pa-

thos, sondern mit witzigem Ernst hervor. „Natürlich kann das auch halsbrechend werden, wenn es dem Papst nicht passen sollte.“ Er drohte Copernicus mit dem Finger und lachte.

Er setzte sich auf den Tisch, unbekümmert ob der sorgsam geordneten Manuskriptseiten und des ängstlichen Blicks seines Freundes.

„Ich habe eine Neuigkeit für dich, streng geheim noch.“ Er flüsterte die letzten Worte, um dann laut fortzufahren: „Was hältst du von Dantiscus, Nicolaus?“

„Ein fröhlicher Humanist und ein geschickter Diplomat“, antwortete Nicolaus, erstaunt über die Frage.

„Snellenberg hat keine Ruhe gegeben. Dantiscus soll Koadjutor für Andreas werden.“

„Stellvertreter für Andreas?“ Nicolaus spielte mit dem Federkiel. Einen Stellvertreter für einen erkrankten oder altersschwachen Domherrn zu ernennen war üblich. „Ist Dantiscus denn nicht mehr Sekretär des Königs?“ Er blickte fragend zu Sculteti auf.

„Das ist es ja gerade. Er soll gar nichts von Andreas' Pflichten übernehmen, sondern auf diese Weise – entschuldige bitte – als Nachfolger Andreas' vorbestimmt werden.“ Sculteti baumelte mit seinen langen Beinen, verwundert, daß Nicolaus keinerlei Empörung zeigte.

„Du magst Dantiscus nicht?“

Was für eine Frage, kruzitürken! Sculteti durchmaß den Raum mit drei Schritten. „Er ist ein Diplomat, ein Höfling.“

„Aber als Berater des Königs wäre er uns eine Stütze gegen den Ritterorden.“

„Er wäre uns eine Laus im Pelz.“ Sculteti setzte sich in die Fensternische. „Dantiscus ist ein Schleimscheißer, mit Verlaub zu sagen. Er ist freisinnig, er ist großzügig, er lebt weltmännisch, aber er billigt das alles nur sich selbst zu. Andern gegenüber ist er wie eine Schnake, die Blut aussaugt und dafür sticht.“

Nicolaus lächelte über den Eifer seines Freundes. „Du nimmst es mir nicht übel, wenn ich deinem Urteil nicht folgen kann. Allerdings soll ein Koadjutor ein wirklicher Gehilfe oder Vertreter sein. Wen schlägst du vor?“

Sculteti sah so verblüfft aus, daß Nicolaus lachen mußte. „Mein Lieber“, antwortete Sculteti schließlich und stetzte fröhlich an den Tisch, „also, sagen wir Bernhard Korner aus Kulm, ein zuverlässiger und munterer Geselle. Jetzt müssen wir uns beeilen, daß wir diese Sache noch vor deiner Abreise nach Rom durchbringen.“

„Rom?“ Nicolaus hob verwundert den Blick, doch gleich darauf erriet er, daß Johannes natürlich auch eine Depesche erhalten hatte. Also brauchte er ihm nicht alles zu erzählen, sondern ihn nur seinen Entschluß wissen zu lassen. „Paul von Middelburg meint es sicher gut, aber selbst wenn die Einladung vom Papst ausginge, ich bliebe dem Konzil fern.“

Sculteti war mehr als überrascht und verstand Nicolaus nicht. Julius II. war schließlich tot; ein kriegerischer Papst, interessiert noch an der Kunst, aber kaum an der Wissenschaft. Leo X. war dagegen ein friedlicher Mann, ein Freund der Gelehrten.

„Mein Bruder schreibt, es bestünde keine Gefahr für dich. Würde ich dir sonst zuraten?“ Er warf schmollend die Lippen auf. „Bedenke, was du dort für ein Forum hast! Ein vom Papst angesetztes Konzil! Welch eine seltene Gelegenheit, deine Ideen zu demonstrieren.“

„Middelburg ist ein in der Astronomie und Mathematik bewandter Bischof und Vertrauter des Heiligen Vaters“, entgegnete Nicolaus. „Vielleicht – dein Bruder und Andreas deuten es in ihrem Schreiben an –, vielleicht würde er meine Theorie sogar unterstützen, zumindest aber wohlwollend bedenken. Andernfalls hätte er mich kaum eingeladen.“

„Also, was zögerst du?“ fragte Sculteti verwundert. „Scheust du

den Streit mit denen, die dir entgentreten werden? Fürchtest du das Urteil der Dogmatiker?“

Nicolaus hatte geglaubt, mit der Angelegenheit fertig zu sein, doch jetzt mußte er Sculteti ohne Antwort lassen. Er durchlebte unruhige, aufreibende Wochen. Er mußte unbedingt mit sich ins reine kommen! Sein Entschluß konnte ihm auch persönlich zum Verhängnis werden. Nicht einmal seinen Freund hatte er überzeugen können. Wenn er nicht den Mut aufbrachte, für seine Anschauung einzustehen, war er gezwungen, sie aufzugeben.

„Ich habe dich immer für einen tapferen Mann gehalten“, hatte Sculteti gesagt, nicht vorwurfsvoll, aber die Worte trafen Nicolaus und fraßen an seinen Nerven. War er feige?

Aber was geschah, wenn seine Idee verlacht wurde? Noch waren seine Beweise nicht zwingend genug. Spott war nicht angenehm, wenn man ernst genommen werden wollte. Und es würde genug Schwätzer geben, deren Geltungssucht ausreichte, ihn zu verhöhnen. Und es würde noch mehr Theologen geben, deren Unkenntnis groß genug war, um unbedenklich den Papst aufzufordern, Nicolaus Copernicus mit dem Bann zu belegen.

„Hältst du es für tapfer“, fragte er anderthalb Monate später auf einem Spaziergang am Haff Sculteti, „allein gegen ein Heer von Kreuzrittern zu kämpfen?“

„Unsinn“, antwortete dieser in einem Ton, der sagen wollte, wie kannst du so etwas fragen. Doch er blieb ruckartig stehen, als Nicolaus fortfuhr: „Du erwartest aber, daß ich allein mit einem halbfertigen System gegen alle Astronomen antrete.“—

Tiefliegende Fischerboote segelten dem Hafen entgegen, umschwärmt von wild durcheinanderfliegenden Möwen. Ihre ungeduldrigen Schreie hallten schrill in die Nachmittagsstille.

Sculteti starrte über das Haff. Leise schwappte das Wasser gegen den angespülten Seetang. „Viele Hunde sind des Hasen Tod. Das ist wohl so. Entschuldige bitte, daß ich dich zum Selbst-

mord überreden wollte.“ Er legte seinen Arm auf Nicolaus' Schulter.

„Ich selbst wäre vielleicht nicht in Gefahr“, antwortete Nicolaus, erleichtert, daß ihn sein Freund endlich verstand. „Aber die neue Astronomie könnte abgetötet werden, noch bevor sie richtig entwickelt ist und stark genug, sich zu behaupten.“

„Schade um die schöne Gelegenheit“, sagte Sculteti nachdenklich, und er träumte von seiner Studienzeit in Italien. „Was wirst du Rom antworten?“ fragte er unvermittelt.

„Daß der Kalender erst reformiert werden kann, wenn der Lauf der Sonne und des Mondes bis auf die kleinsten Zeiteile bestimmt worden ist.“

Sculteti lachte. „Worüber du dir Sorgen machst. Komm, die Elbinger haben mir einen guten Wein geschickt. Ich glaube, du kannst einen Tropfen gebrauchen.“

Er zog Nicolaus zum Domberg zurück. „Überhaupt“, sagte er aufgeräumt, „ohne dich wäre mir die Zeit in diesem öden Nest ziemlich lang geworden. Wie sagten die alten Lateiner noch, leben und leben lassen! Schaff dir so ein liebes Weib an wie ich. Zölibat hin, Zölibat her. Wen kümmert das noch? Ob Frau oder Haushälterin; man lebt nur einmal. Und ich sage: wenn schon, dann auch richtig.“

Den ganzen Oktober über hing das Laub noch auf den Bäumen, und die milden Tage ließen ihm Zeit, in satten Farben auszureifen.

Der Domhügel lag auf einer Palette von gelben, orangefarbenen, roten und violetten Tönen. Ganz Warmia prangte wie ein Regenbogen in dem schräg fallenden Licht der Sonne.

Bis zum Martinsfest am 11. November 1516 blieb die leuchtende Pracht erhalten. Nicolaus Copernicus genoß sie auf der Fahrt nach Olsztyn und vom Turm des Schlosses, auf dem er ein Jahr als Administrator tätig sein sollte.

Sein Blick schweifte über die Hügel oberhalb der Tyna, in deren Wasser die Farben zu einem bunten Band zusammenflossen. Von der schnellen Strömung war nur ein leichtes Rauschen zu hören. In dem kleinen Schloßhof herrschte tiefe Stille, und der runde Turm an seiner Südwestecke verlieh ihr Sicherheit.

Von ihm sah man weit über die sumpfige Ebene im Nordwesten, aber er bot keinen Platz für astronomische Beobachtungen. Damit war es vorerst ohnehin vorbei. Das Leben war gegen ihn. Kaum hatte er etwas Zeit für die Astronomie gefunden, wurde sie ihm wieder entrissen.

„Christoph von Suchten schafft es nicht“, hatte der Domkustos gesagt. „Wir finden niemanden unter uns, der unser wichtigstes Gebiet besser verwalten könnte als unser Bruder Nicolaus Copernicus.“

Man war sich selten so einig gewesen; man hielt es für ausgemacht; auch unter versteckter Anspielung darauf, daß zwei Kopernicks Domherren waren und doch wenigstens einer dem Kapitel ganz zu Diensten sein müsse.

Astronomie? Nun ja, jeder hatte schließlich ein Steckenpferd. Niemand wollte ihm das seine nehmen. Sculteti hatte verlegen die Hände gehoben, während Giese ihm zuflüsterte: „Auch dort findest du Zeit.“

Zuletzt hatte ihn die Eitelkeit gelockt, dieser Ehrgeiz, zu beweisen, daß man ihm zu Recht vertraute. „Du bist Arzt, man weiß im ganzen Land, daß du auch Armen hilfst. Die Leute glauben, daß alles, was du tust, gut für sie ist.“

Für den Martinsschmaus war die Tafel im Schloßhof und auf dem Kreuzgang im Nordteil der Burg gedeckt. Über dem offenen Feuer brieten Ochsen und Gänse. Würziger Duft strömte durch die Gänge und Zimmer. Selbst den Wachposten und dem Ausgucker auf dem Turm lief das Wasser im Munde zusammen.

Auch aus den Häusern der Stadt Olsztyn und der umliegenden

Dörfer stiegen Rauch und Bratendüfte in den blanken Nachmittags-himmel. Am Martinsfest, an dem das Erntejahr und das Wirtschaftsjahr beendet, die Abgaben entrichtet und neue Dienstverträge geschlossen wurden, durfte niemand Hunger leiden. Selbst der Geizigste entdeckte an diesem Tag ein mildtätiges Eckchen in seinem Herzen. Auf Mildtätigkeit durften auch die Kinder rechnen, die bettelnd und musizierend von Haus zu Haus zogen und sich ihre Säcke mit Fleisch und Brot, Kuchen, Äpfeln und Nüssen füllen ließen.

Als sie zum Schloß zogen, ließ der Burggraf zu ihrer Überraschung sogar die schweren Tore öffnen. Der neu angekommene Hausherr Copernicus wollte, daß ihnen die Geschenke im Hof gereicht wurden. Der freundlich-ernste Mann mit den wallenden Haaren flößte den Mädchen und Jungen Vertrauen ein, die erst schüchtern, dann munter und keck ihre Bettellieder sangen, während die Nasen von dem Duft gekitzelt und die Augen von den Feuern unter den Bratspießen geblendet wurden.

Gegen Mitternacht schlug das Wetter um. Die Sterne verschwanden hinter einer Wolkenschicht. Aus dem Norden strömte kühle Luft heran, und plötzlich tobte der Sturm über dem Land. In den Morgenstunden prasselte der Regen auf die Dächer, und als die Dämmerung heraufzog, standen die Bäume kahl und naß in dem fahlen Licht.

Während Hieronymus, Copernicus' junger Diener, noch schlief, hatte der alte Albertus schon Feuer entfacht. „Ich konnte nicht schlafen“, sagte er müde, „so ein Wetter plötzlich. Aber es steckte mir schon tagelang in den Knochen.“ Er ächzte und kniff die Augen zusammen, bis Copernicus ihm sagte: „Mußt wieder mal schwitzen, Albertus, und jetzt koch uns Tee.“

Nicolaus kannte das ausgedehnte Gebiet, dem er nun vorstand, aus seiner Lidzbarker Zeit. Dazu gehörten Stadt und Burg Pieniężno, einhundertzwanzig Dörfer, Domänen, Mühlen, Braue-

reien, Bäckereien, Wälder und Fischgründe. Er war verantwortlich für die Bewirtschaftung, Rechtsprechung und Sicherheit, für die Einnahmen und Ausgaben. Wenn er seine astronomische Arbeit fortsetzen wollte, mußte er Zeit und Kräfte gut einteilen. Deshalb war er entschlossen, alle überflüssigen Förmlichkeiten abzuschaffen.

Der Burggraf verstand Copernicus nicht gleich. „Eine andere Schloßordnung?“ Sein Kopf erschien für den massigen Körper zu klein. Die Arme hingen ihm wie Greifer vor dem Bauch.

„Ja. Keine Zeremonie außer an Feiertagen. Zu den Mahlzeiten kommt jeder, wie es ihm am besten paßt.“ Nicolaus sah ihn freundlich gewinnend an. „Und überprüfen Sie bitte die Befestigungen und die Waffen.“

„Geht seinen Gang, Landpropst.“ Der Burggraf fühlte sich in seinem Element, denn Förmlichkeiten lagen ihm wenig.

Der Schloßkaplan verzichtete nicht so gern auf die Nachahmung des Lidzbarker Residenzstils, er mußte jedoch Nicolaus' Gründe anerkennen. „Wir haben einfach Wichtigeres zu tun. Über hundert Bauernhöfe sind neu zu besetzen. Ich würde mich freuen, wenn Sie mich ab und zu auf meinen Reisen begleiten könnten.“ Das spitze Gesicht des Kaplans senkte sich zustimmend.

Schneller als Nicolaus' Wagen eilten die Gerüchte von Dorf zu Dorf. Er hört dich an. Er läßt dir Gerechtigkeit widerfahren. Er holt dir nicht das Letzte aus dem Haus. Wenn du einen Bauernhof übernimmst, läßt er dir zwei, drei Jahre Zeit, bis er Abgaben verlangt.

„In Frombork wird man nicht erbaut darüber sein.“ Der Kaplan lächelte sanft. „Man rechnet dort sicher mit steigenden Einnahmen.“

„Wer Abgaben leisten soll, muß erst einmal seine Wirtschaft in Gang bringen können.“ Nicolaus wies auf ein verfallenes Haus. „Wo nichts ist, da hat selbst der Papst sein Recht verloren.“

Woche für Woche bereiste Nicolaus das Land. Sechs Pferde

zogen mühsam den Wagen über die aufgeweichten Wege. Endlich gefror der Boden. Schnee trieb über die verkrusteten Furchen, anfangs spärlich in dünnen Flocken, später dicht und unaufhörlich.

Mit dem Schlittengespann fuhr Nicolaus in die weit entfernt liegenden Dörfer des Kreises Pieniężno. Die Bauern und Dorfschulzen waren beunruhigt. „Wir sind nicht sicher vor den Überfällen der Ritter.“ Das waren Klagen und Vorwürfe zugleich. Die Grenze zum Ordensland war nahe. Proteste allein nützten nichts.

„Ihr müßt zusammenhalten und euch bewaffnen. Der Burggraf wird von nun an täglich eine Reiterpatrouille ausschicken.“

Bauernfamilien zogen ins Land, und als der Frühling mit Regen und Südwind den Schnee zu schmelzen begann, schloß Copernicus einigermaßen zufrieden das Register. Für zweiundzwanzig verlassene Gehöfte hatte er neue Bewirtschafter gefunden; ein guter Anfang. Endlich fand er wieder Zeit für seine Astronomie.

Das Schloß von Olsztyn war allerdings für Beobachtungen wenig geeignet. Copernicus hatte schon überall vergeblich nach einem geeigneten Platz gesucht. Gerade hatte er sich damit abgefunden und den Berechnungen zugewandt, da fiel ihm eine Spiegelung auf. Sie ging von einer mit Wasser gefüllten Schale aus, die auf der Brüstung des Kreuzganges stand. Das Wasser reflektierte das Sonnenlicht gegen die Wand im Innern des Kreuzgangs. Der helle Fleck wanderte wie die Sonne langsam über die Wand.

Auf diese Weise mußte sich der Lauf der Sonne verfolgen lassen. Erreichte der Fleck den höchsten Punkt, stand die Sonne im Zenit. Da die Sonne täglich höher stieg, würde auch der Fleck höher rücken bis zu dem Tag, an dem die Sonne wieder tiefer sank. Dann ließen sich die Äquinoktien ermitteln, die Tage, an denen Tag und Nacht gleich lang waren. Dann konnte er seine letzten Berechnungen aus Frombork kontrollieren. Er ließ die Wand frisch weißen, besorgte sich braune Farbe und markierte mit ihr den Lauf des Lichtflecks in Punkten und Strichen.

Die kleine Entdeckung gab Nicolaus neuen Auftrieb. In wenigen Stunden erledigte er die Verwaltungsarbeiten, die er vereinfacht und von allen überflüssigen Förmlichkeiten befreit hatte. Endlich kam er wieder mit den Sternen voran.

Er vertiefte sich so in seine Berechnungen, daß er einige Wochen lang taub blieb gegenüber den bösen Nachrichten, die als Gerüchte über das Land liefen. Der Hochmeister Albrecht warb Söldner an. Sie schlichen in kleinen Trupps über das Land oder kamen in Booten über die See.

Als Nicolaus im Spätsommer nach Frombork reiste und das Gebiet um Pieniężno erreichte, kamen ihm flüchtende Bauernfamilien entgegen, darunter zwei, die er im Winter angesiedelt hatte.

„Ihr wart sehr gütig, Herr, aber unser Leben wollen wir nicht auch noch verlieren. Kehrt um, Pieniężno brennt.“

Hieronymus blickte erschrocken auf Copernicus. Sollte er nicht schnell die Pferde wenden? Vielleicht saßen die Raubreiter den Fliehenden dicht auf den Fersen?

„Treib die Pferde an. Wir fahren nach Lidzbark.“

Bischof Fabian von Lossainen umarmte Nicolaus und bat ihn ins Turmzimmer.

„Böse Dinge geschehen. Albrechts Söldner plündern wieder, Leute von Stand und Adel darunter. Er streitet alles ab, als wenn das Raubvolk in der Luft schwebt und seine Pferde aus der Erde rupft.“ Fabian machte ein hilfloses Gesicht, das krank und verfallen wirkte. „Ja, mir geht es schlechter.“

Nicolaus untersuchte den Bischof, der über seine körperliche Schwäche, über die Mühen seines Amtes und den Undank des Hochmeisters klagte, dem er nie wie Watzenrode feindlich begegnet sei.

„Ich werde nicht wieder gesund, ich weiß es, aber du kannst mein Leiden mildern, Nicolaus.“

Der Bischof gab ihm am Tage darauf bewaffnete Reiter mit. Von

weitem sahen sie den Rauch über Pieniężno. Hieronymus trieb die Pferde an und beobachtete ängstlich den Waldrand, jeden Augenblick eines Angriffs aus dem Hinterhalt gewärtig.

Mit leerem Gefühl starrte Nicolaus auf die schwelenden Trümmer. Die Häuser vor der Stadtmauer waren niedergebrannt. Langsam schwenkte die Zugbrücke über den Graben. Ein Hauptmann führte Nicolaus zum Burggrafen und zum Bürgermeister.

„Neunzig Reiter griffen uns an. Als sie abzogen, hinterließen sie uns diese Botschaft.“ Der Bürgermeister reichte Nicolaus ein halbes Hufeisen, an dem ein Zettel befestigt war.

„Wenn ihr von Pieniężno in vier Tagen nicht den Burggrafen ausliefert, so werden wir die Stadt mit einem Sturm begrüßen und alles darin morden und verbrennen, und ebenso alle Dörfer des Kapitels.“

Nicolaus steckte die Botschaft mit unbewegter Miene ein. „Laßt uns die Wehranlagen besichtigen.“

Er blieb fünf Tage in der Stadt. Die Ratsherren und Bewohner wurden ruhiger, ihre Entschlossenheit, sich zu behaupten, gefestigt.

Dieses Mal empfand Nicolaus die Gefahr so stark wie noch nie. Bischof Fabian war krank und schwach. Die Kreuzritter fürchteten ihn nicht. Seine Kollegen in Frombork blieben sorglos, obgleich auch in der Nähe bei Braniewo Dörfer niedergebrannt wurden. Nicolaus' Rat, Waffen anzuschaffen, wurde nicht befolgt.

Unzufrieden und in zermürenden Sorge kehrte er nach Olsztyn zurück. Viel von dem, was er vor einem Jahr aufgebaut hatte, war von den Raubreitern zerstört worden. Erstaunlich, daß dennoch Familien ins Land kamen, um eine wüste Bauernstelle zu übernehmen. Schutz brauchten die Menschen, wenn sie nicht verzweifeln sollten; es wurde Zeit, daß König Sigismund eingriff.

Die Unruhen blieben. Albrecht warb Söldner und verbot seinen Untertanen, ihre Verwandten und Freunde in Warmia zu be-

suchen. Er rüstete und schloß ein Bündnis mit dem russischen Großfürsten. König Sigismund schickte die ersten Truppen. Jeden Tag konnte der Krieg ausbrechen.

Nicolaus wurde zum dritten Male als Statthalter gewählt. Er ließ das Schloß weiter befestigen und Vorräte anlegen. Aber die erwarteten Kämpfe blieben aus.

Dennoch konnte Nicolaus seine astronomischen Forschungen kaum fortsetzen. Die pruszischen Stände und Bischof Fabian baten ihn um ein Gutachten über die Währungswirren.

Seit Jahren verringerte sich der Wert der Geldmünzen. Hatte man zuerst aus einem Pfund Silber acht Markstücke geschlagen, so prägte man jetzt schon zwanzig und vierundzwanzig Markstücke daraus. Der wirkliche Wert eines neuen Geldstücks betrug nur noch ein Drittel des alten.

Nicolaus hatte diese Entwicklung seit Jahren aufmerksam verfolgt. Er machte die Obrigkeit verantwortlich, die sich dadurch bereicherte. Sie bezahlte mit Geldstücken, deren Metallwert sie verringert hatte. Aber das war nicht der einzige Schaden, den sie anrichtete. Die wertvolleren Markstücke wurden gehortet, das schlechte Geld verdrängte das gute vom Markt. Die Preise stiegen, das Wirtschaftsleben geriet in Unordnung.

Wie sollte man das ändern? Nicolaus Copernicus dachte lange darüber nach. War es richtig, daß allein in Pruszy drei Städte, Elbląg, Gdańsk und Toruń, das Münzrecht besaßen? Eine Münzanstalt im ganzen Königreich mußte genügen, und sie mußte eine Münze von gleichbleibendem Wert prägen und alle anderen Münzen dagegen eintauschen.

Bischof Fabian hatte Bedenken. „Alle, die das Recht hatten, Münzen zu prägen, werden dagegen sprechen.“

„Aber doch nur, weil sie sich jetzt auf Kosten aller anderen bereichern“, antwortete Nicolaus.

„Eben, eben.“ Fabian wiegte seinen Oberkörper. „Es ist immer leichter, Privilegien zu vergeben als zu tilgen. Die Städte sollen uns helfen gegen den Orden. Was werden die Räte tun, wenn wir ihnen ihr Münzrecht bestreiten?“

Nicolaus wurde ärgerlich. „Wenn ich einem Kranken helfen soll, muß er auch bereit sein, meine Verordnungen zu befolgen. Ein Gutachten kann sich nicht nach den Wünschen der Privilegierten, es muß sich nach der Sache richten.“

Der Bischof lächelte verlegen. „Warten wir noch, Nicolaus, wer weiß, ob nicht doch noch Krieg kommt.“

Im Augenblick blieb alles ungewiß. Hochmeister Albrecht zögerte mit dem Angriff. Sein Vetter, der Erzbischof von Mainz, hatte ihn gewarnt. Kaiser Maximilian war gestorben; es war besser, den Nachfolger abzuwarten.

Der polnische König Sigismund aber mußte mit seinen Truppen wieder gegen einfallende Tataren und später gegen ein russisches Heer ziehen. Wie ein Damoklesschwert hing der Krieg über dem Land.

Als Nicolaus Copernicus im Herbst 1519 von Johann Crapitz in Olsztyn abgelöst wurde, warnte er seine Kollegen. Nur wenige Domherren brachten ihre Bücher und andere Kostbarkeiten hinter die starken Mauern der Domburg. Einige spöttelten über den ängstlichen Sterngucker, der fast seinen ganzen Haushalt in den Turm verlegt hatte.

Anfang Dezember zog König Sigismund mit eintausendsechshundert Reitern und zwanzigtausend Fußleuten nach Pruszy. Als Hochmeister Albrecht, ermutigt durch den neuen Kaiser Karl V., der Aufforderung des polnischen Königs, den Lehnseid zu leisten und Frieden zu halten, nicht folgte, schickte der König ihm den Absagebrief.

Der Krieg begann. Warmia lag mitten im Kampfgebiet. Am

2. Januar 1520 überlisteten die Ordensritter Philipp Teschner und besetzten die größte und reichste Stadt Warmias: Braniewo. Der Hochmeister schickte dem Bischof eine Depesche:

„Im Auftrage des Papstes, um die Stadt vor den Polen zu behüten, also im beiderseitigen Interesse.“

Bischof Fabian war wütend wie noch nie. Er eilte nach Frombork, rief die Domherren zu sich und sagte: „Albrecht überläßt es gnädigerweise mir, Zeit und Ort zu bestimmen, wo ich ihm alle unsere Städte ausliefern darf. Das ist mehr als empörend.“

Im nächsten Augenblick schwankte er wieder. „Vielleicht wäre es doch gut, einen Unterhändler zu schicken.“ Ermattet suchten seine Augen Halt bei den Domherren, die über seinen Besuch ebenso überrascht wie über den Fall Braniewos entsetzt waren.

Nicolaus und Sculteti fuhren zur Verhandlung nach Braniewo. Der Hochmeister verlangte die Unterwerfung, während die Domherren ihn aufforderten, unverzüglich seine Truppen hinter die Grenzen zurückzuführen. Ergebnislos ging man auseinander.

Ende Februar läuteten alle Glocken der Kathedrale von Frombork Sturm. Späher hatten gemeldet, daß der Feldhauptmann Friedrich von Heideck mit einem Trupp gegen die Stadt zog. „Sie wollen das Nest so zerstören, daß während des Sommers kein Vogel mehr darin nisten kann.“

Nicolaus sah die Domherren mit ihren Dienern, Haushälterinnen und Knechten, schnell gegriffene Habseligkeiten in den Armen, ihre Häuser fliehen und die Domburg aufsuchen. Hinterdrein drängten die Bewohner des Ortes mit voll beladenen Wagen und Tieren.

Dann tauchten sie auf, die Ritter mit dem weißen Mantel und dem schwarzen Kreuz darauf. Unsagbar mutig traten sie gegen die wehrlosen Häuser an, plünderten sie aus und setzten ihnen den roten Hahn aufs Dach.

Die Leute im Domhof hörten das wilde Geschrei und das Pras-

seln der Flammen. Sie rochen den Brandrauch und stöhnten über die furchtbare Gewißheit, daß sie ihre Hütten nicht wiedersehen würden.

Nicolaus sah, wie sein Haus mit den anderen in Flammen aufging. Ringsum schmolz der Schnee, schwarze, häßliche Flecke schändeten die teilnahmslose Landschaft. Hühner, Katzen, Schweine, Schafe und Ziegen rannten ziellos umher, bis sie von den edlen Rittern eingefangen wurden.

Weder Haß noch Trauer ergriff Nicolaus' Seele. Er fühlte nichts als eine endlose Leere. Da hatte er vor wenigen Tagen erst den Ort des Jupiter bestimmt, um nun tatenlos auf seinem Turm zu hocken und dem irrsinnigen Treiben tollwütiger Räuber zuzusehen, Christen, die ihren Brüdern Haus und Nahrung stahlen.

„Gebt uns eure Schätze raus, oder wir stürmen euer Nest.“ Der Feldhauptmann ritt dicht an den Turm heran.

„Antworte ihm“, flüsterte Sculteti, während Snellenberg seine Ringe zählte.

„Mit Erpressern verhandeln wir nicht.“ Nicolaus' Stimme war kalt und schneidend. Drohend richtete er die Hakenbüchse auf den Feldhauptmann.

„Schieß ihm eine Kugel um die Ohren“, rief Sculteti voller Empörung.

Einen Augenblick zuckte es Nicolaus in den Fingern. Dann zog er die Hand zurück. „Später, wenn sie angreifen.“

Nicolaus beobachtete die Manöver der Ordensritter. Im Domhof dampften über großen Feuern die Pechkessel. Auf den Zinnen lagen die geladenen Hakenbüchsen und Armbrüste. Der Burggraf ließ das Haupttor der Domburg mit Stämmen und Steinen verbarrikadieren.

Als die Ritter heransprengten, empfing sie ein Hagel von Kugeln und Pfeilen. Reiter kippten aus dem Sattel, Pferde stürzten. Wer den Türmen zu nahe kam, verbrannte unter dem siedenden Pech.

Der Angriff brach in wilder Panik zusammen. Unter Mittag sprengte der Trupp gegen Braniewo zurück.

Noch in der gleichen Nacht wurden die Schätze des Domes in eisenbeschlagene Truhen verpackt und versiegelt. Nicolaus Copernicus übernahm den Transport nach Olsztyn, der stärksten Burg des Kapitels.

Eine kleine Eskorte schneller Reiter begleitete die Schlitten, mit denen Nicolaus im frühen Morgengrauen die Domburg verließ, während sich die meisten anderen Kollegen nach Elblag und Gdańsk in Sicherheit brachten. Der Burggraf versprach, die Domburg auch bei einer schweren Belagerung zu verteidigen. Boten sollten König Sigismund um Verstärkung bitten.

Auf geschützten Waldwegen führte Nicolaus seine Kolonne voran. Freies Gelände überquerten sie erst, nachdem es seine Reiter erkundet hatten. Pieniężno mußten sie weit umgehen, denn es war belagert. In versteckt gelegenen Vorwerken rasteten sie.

Nicolaus empfand Angst. Die tödliche Gefahr, der sie ausgesetzt waren, erschien ihm wie eine drohende Mahnung. Alles, was er bisher geschaffen hatte, war nur ein Anfang. Eine einzige Brandfackel konnte seine Aufzeichnungen vernichten, eine Kugel sein Leben zerstören.

Der Krieg aber hatte gerade erst begonnen. Söldner aus Dänemark und dem Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation waren auf dem Weg zum Ritterorden. Albrecht verlangte erneut von Fabian, sich zu unterwerfen.

Nicolaus sprach sich Mut zu. Er mußte es durchstehen wie die vielen anderen auch, denen der Krieg wie die Pest ins Haus drang. Der Gewalt durfte das Recht nicht weichen. Die Gefahren sollten ihn nicht unterkriegen, aber die Angst blieb, die Angst um sein Leben und seine Astronomie. Wann endlich würde er seine ganze Kraft darauf verwenden können, wann endlich ohne Furcht und andere große Pflichten?

Gegen Abend des dritten Tages trafen sie in der Nähe von Dobrze Miasto überraschend auf zwei Späher des Ritterordens. Sie entkamen den Reitern Nicolaus'. Die Gefahr, verfolgt und überfallen zu werden, war jetzt erheblich gestiegen. Nach kurzer Pause in einem Dorf entschied Nicolaus, die Fahrt bei Nacht fortzusetzen.

Der Himmel stieg klar aus der Dämmerung des Abends. Die Sterne funkelten links und rechts der scharf gestochenen Mondsichel. Querfeldein gab Nicolaus die Richtung an, orientiert an einem Stern, der südsüdöstlich am Firmament in ungewisser Weite prangte.

Noch nie war ihm das Himmelsgewölbe so tief und grundlos vorgekommen. Vielleicht waren die Fixsterne so weit entfernt, wie es sich niemand vorstellen konnte. Wenn die Erde allein dreihundertfünfundsechzig Tage brauchte, um einmal um die Sonne herumzusausen.

Der Schnee knirschte unter den Kufen. Die Pferde schnaubten müde. Ab und zu nickte ein Reiter im Sattel ein, um erst im letzten Augenblick zu merken, daß er nicht auf einem Strohsack lag.

Endlos dehnte sich die Zeit. Unmerklich erst veränderte sich das Licht am Horizont.

Feuerschein verwischte die Spuren des wandernden Himmelslichts; irgendwo brannte ein Dorf.

Langsam ging die Nacht zu Ende. Fahlgrau hob der Morgen den dunklen Schleier. Die Sterne erloschen unter den Strahlen einer kalten Sonne.

Endlich tauchten im glitzernden Dunst des Rauhrefs die dunklen Massen des Schlosses und der Kathedrale auf.

Sie überquerten die eisbedeckte Tyna. Auf dem steilen Weg zur Zugbrücke strauchelten die Pferde. Eins stürzte und mußte aus dem Zaumzeug herausgeschnitten werden. Endlich umgab sie das Dämmerlicht des vertrauten Schloßhofs von Olsztyn.

Allen Warnungen zum Trotz kehrte Nicolaus nach Frombork zurück. Die Sorge um seine Aufzeichnungen und die Aussicht, an seinem astronomischen Werk weiterarbeiten zu können, ließen ihn die Gefahr mißachten.

Er erreichte die Domburg und fand sie unverändert. Brandstätten unterhalb der Mauern waren aufgeräumt. Die ersten Gerüste standen nackt im Frühlingswind.

Zuerst kümmerte sich Nicolaus um den Aufbau, dann fand er Zeit für die Astronomie und viel Ruhe, denn die anderen Domherren blieben in Elbląg und Gdańsk. Das Glück war ihm einige Monate hold. Im April beobachtete er die Opposition des Jupiter mit der Sonne und im Juli die Opposition des Saturn mit der Sonne.

Ab und zu näherten sich versprengte Reitertrupps dem Domhügel. Sie zogen jedesmal schnell ab, wenn sie beschossen wurden. Gegen Ende des Sommers verstärkten Truppen des Königs Frombork; man fühlte sich wieder sicherer, und einige Domherren kehrten zurück.

Hochmeister Albrecht fürchtete trotz aller Verstärkung eine offene Entscheidungsschlacht. Seine Truppen operierten getrennt. Sie überfielen Dörfer und Städte, plünderten und zerstörten sie. Die Gebiete, die sie jetzt heimsuchten, lagen um Pieniężno, Orneta, Lidzbark, Dobre Miasto und Olsztyn.

Diese Gebiete mußte Nicolaus Copernicus im November 1520 passieren. Crapitz hatte gebeten, ihn abzulösen. Er schaffte es nicht, und er hatte Angst. Immer mehr Söldner durchstreiften das Land. Die Überfälle mehrten sich. Schloß Lidzbark wurde belagert und mit Feuerkugeln bombardiert. Die meisten Domherren flohen wieder in die festen Städte Elbląg und Gdańsk. Copernicus schien allen der Geeignetste, die wichtigste Festung des Kapitels zu behaupten.

Lidzbark wehrte sich erfolgreich, aber Pieniężno, Orneta und Dobre Miasto wurden erobert. Große Teile von Warmia lagen

unter dem Schwert der Kreuzritter. Viele Menschen flohen das ausgeraubte Land. Hochmeister Albrecht konzentrierte seine Truppen im Raum Olsztyn. Die Armee des polnischen Königs war weit; sie zog gegen die Hauptstadt des Ordens, Königsberg.

Ob seine Briefe den polnischen König erreichen würden? Die Boten konnten abgefangen werden. Nicolaus Copernicus war entschlossen, Olsztyn auch ohne Hilfe zu verteidigen.

Aber er war nicht gewillt, dabei mehr als irgend nötig aufs Spiel zu setzen. Alle Reichtümer bedeuteten in diesen Wochen wenig; jetzt mußten die Schätze und Einkünfte aller Domherren für Befestigungen, Waffen und Munition verwendet werden. Sculteti, der in Elbląg weilte, bestärkte ihn und schickte Hakenbüchsen und andere Waffen. „Halt die Hände fest zusammen, und öffne sie nicht zur Übergabe des Schlosses.“

Nicolaus würde den Ordensrittern die gleiche Antwort geben, die sie von den Gdańskern erhalten hatten. Als der Rat die Verhandlung mit dem Söldnerführer abbrach, rief dieser wütend und böse: „O ihr hochmütigen Danzger, ihr habt jetzt viele gebratene Gänse an den Spießen; die müssen wir mit euch aufessen.“

„O Herr“, antwortete ein Ratsherr sarkastisch, „das Zugemüse ist auch schon fertig. Ihr möget zur Mahlzeit kommen, wann es euch beliebt. Kommt ihr nicht, müssen wir es allein essen.“

Der Burggraf fühlte sich ganz in der Rolle der Gdańsker und schlug eine Abschrift des Gesprächs ans Tor. Copernicus war nach seinem Geschmack. Der wußte, was er wollte; mit dem gingen seine Leute durchs Feuer.

Crapitz hatte zu viele Bedenken gehabt. Er hatte in einem Jahr nicht die Hälfte von dem geschafft, was Copernicus in zwei Monaten durchsetzte. Die Burg war gerüstet. Sollten die Ritter nur versuchen, ungeladen mit ihnen zu speisen.

Hochmeister Albrecht hatte Lidzbark vergeblich berannt und sich an den umliegenden Ortschaften schadlos gehalten. Er war

unzufrieden. Der Papst und der ungarische König hatten ihn zum Frieden gemahnt. Kaiser Karl V. hatte viel versprochen und wenig gehalten. Der russische Großfürst hatte mit König Sigismund Frieden geschlossen. Die pruszischen Städte unterstützten den polnischen König. Weder Gdańsk noch andere Städte hatten seine Söldner einnehmen können.

Albrecht wollte noch ein Faustpfand erobern: Olsztyn. Dobre Miasto hatte er im Februar durch List überrumpelt. Dabei war ihm der Domherr Fabian Emmerich entkommen, der die Stadt verteidigt und sich nach Olsztyn durchgeschlagen hatte. Die Rechnung war auch noch offen. Zweiundsiebzig Ritter hatte Albrecht verloren.

Die Meldungen seiner Späher klangen nicht ermutigend. Olsztyn starre von Waffen. Daß sie auch die geschwärzten und lackierten Baumstämme auf den Zinnen für Kanonen gezählt hatten, ahnte er nicht. Albrechts schrägstehende Augen musterten argwöhnisch die ängstlichen Gesichter einiger Hauptleute. Er konnte sich auf die zugezogenen Söldner kaum verlassen. „Wir sehen uns das Schloß persönlich an.“

Lange betrachtete er die hohen Mauern mit den überstehenden Wehrgängen und Schießscharten, aus denen so viele Rohre ragten, daß er unwillkürlich den Kopf einzog. Vom Turm schmettete ein Horn. In der Ferne erscholl ein anderes.

„Das ist das Signal der königlichen Reiter!“ Hauptmann Greusing riß sein Pferd herum. Er war aus polnischer Gefangenschaft entlassen worden und gegen sein Versprechen wieder in Waffen. Darauf stand ein martervoller Tod.

Albrecht sah ihm verdrießlich nach. Schließlich wendete er sein Pferd und ritt mit den anderen Hauptleuten zurück.

Die Ankunft polnischer Truppen bot ihm einen willkommenen Grund, den Angriff auf das waffenstarrende Schloß Olsztyn aufzugeben.

6.

Plötzlich war alles ganz anders. Die Spannung, der Nicolaus monatelang ausgesetzt gewesen war, löste sich. Aber mit ihr verlor er an Kraft, und so sehr er sich auch anstrengte, sein Wille und sein Körper blieben schwach und matt.

Teilnahmslos verfolgte er die Verhandlungen des Hochmeisters mit dem König. Albrecht hatte um Waffenruhe gebeten, und Sigismund gewährte sie ihm, ohne durchzusetzen, daß der Ritterorden die eingenommenen Gebiete Warmias räumen mußte. So blieben viele Dörfer und Städte von Söldnern besetzt. Es war zum Verzweifeln!

Dennoch durfte Copernicus sich keinen Mißmut anmerken lassen, wenn er nun wieder Dörfer aufsuchte, um wüste Bauernhöfe mit Siedlern zu besetzen. Nur wenn die Felder bebaut wurden und neues Vieh heranwuchs, konnte sich das Land erholen.

Nicolaus' Kräfte verfielen von Tag zu Tag. Die Anstrengungen der vergangenen Jahre, die körperlichen Strapazen, die seelischen Qualen und die harte geistige Arbeit hatten seine Gesundheit untergraben.

Obgleich er wußte, daß er sofort ausspannen mußte, glaubte er seine Schwäche bezwingen zu können.

Eines Abends aber mußten ihn seine Diener aus dem Wagen heben. Er war ohnmächtig geworden; die langen Tage, die ermüdenden Fahrten, die zähen Verhandlungen mit den Dorfschulzen forderten Tribut. Vor allem aber hatte ihn der Ärger mit einigen Domherren zermürbt, die ihm und Sculteti vorwarfen, ihre Einkünfte für Befestigungen und Waffen vergeudet zu haben.

Er wollte sich darüber nicht aufregen, schließlich hätte er gar nicht anders handeln können. Nicht einmal die Statuten des Kapitels hatte er verletzt, denn nur wer sich in Warmia befand, konnte über die Angelegenheiten des Kapitels entscheiden. Das wußten

auch diejenigen, die nach Gdańsk geflüchtet waren, aber gerade sie waren unverfroren genug, Nicolaus Copernicus mit Vorwürfen zu überhäufen.

Sicherlich wäre ihm die Anerkennung, Olsztyn behauptet zu haben, angenehm gewesen, obgleich er sich nicht deswegen eingesetzt hatte. Er wollte das Leben der sich ihm anvertrauenden Menschen und ihre Güter schützen. Daraus hatte er Tatkraft und Ideen gewonnen. Diejenigen aber, die nichts als nur ihre Haut in Sicherheit gebracht hatten, nörgelten herum, als wären sie tödlich beleidigt worden. Darüber wollte er sich keine Gedanken mehr machen, doch er war zu schwach, um sich gegen diesen bohrenden Verdruß erfolgreich zu wehren.

Als er aus der Bewußtlosigkeit erwachte, fühlte er sich leichter und gelöst. Lauwarme Luft wehte ins Fenster, von dem Duft unzähliger Maiglöckchen gesättigt, die in dem tief eingeschnittenen Flußtal blühten. Fröhlich klang das helle Schlagen der Kohlmeisen und Finken.

Nicolaus brauchte keinen ärztlichen Beistand; seine Medizin hieß Ruhe. In Gedanken folgte er den Vögeln und den Wolken, dem glitzernden Wasser der Tyna, den Schmetterlingen und Käfern. Die Natur erwachte, unbekümmert um die engherzigen Streitereien, den albernen Tanz um Macht und Gewinn. Wer sich darin erschöpfte, grub sein eigenes Grab; dessen Sinne stumpften ab, sie wurden unempfänglich für die Schönheiten des Lebens.

In zwei Jahren wurde er fünfzig Jahre alt. Die Jahre vergingen viel schneller, als er gedacht hatte. Es wurde höchste Zeit, sich auf sein astronomisches Werk zu konzentrieren. Wie lange würde er noch zu leben haben? Andreas war nun schon drei Jahre tot.

Im Juni konnte er nach Frombork zurückkehren. Doch erst im September des folgenden Jahres war es Nicolaus möglich, seine astronomischen Forschungen intensiv fortzusetzen. Er hatte im Oktober 1521 und noch einmal im März 1523 Warmia bei den

Verhandlungen in Grudziadz vertreten müssen und seine Klagschrift wider den Orden vortragen.

Auch seine Arbeit über die Münzreform hatte Nicolaus Copernicus vorgelegt. Und es schien, als habe er viele Delegierte der pruzischen Städte, des Königs und sogar des Ritterordens überzeugen können, daß eine Regierung, die den Wert der Münzen verringert, wie ein geiziger Bauer handelt, der schlechten Samen sät und sich wundert, noch schlechtere Frucht zu ernten.

Dennoch hatte man sich nicht geeinigt. „Vielleicht ist es mir nur nicht gelungen, den andern klar genug zu sagen, was mir geistig vor Augen steht. Natürlich ist es auch möglich, daß ich mich irre und Dinge übersehe, die andere besser erkennen.“ Nicolaus blickte Giese fragend an.

„Ja“, antwortete Giese bestimmt. „Du übersiehst wirklich, was andere besser erkennen, daß sie auf Bequemlichkeiten und Gewinne verzichten müßten, wenn sie deine Vorschläge ausführen sollten. Die meisten, die reich sind, werden zu träge, um noch etwas Nützliches zu tun. Geiz und Gier bestimmen ihr Leben.“

Giese legte seinen Arm um Nicolaus. „Ich bin zehn Jahre jünger und glücklich, daß du mir deine Freundschaft schenkst. Wenn ich dich um etwas bitten darf, arbeite nicht für diese Wanzen, arbeite an deiner Astronomie.“

„Ich habe nicht für, sondern gegen die Wanzen gesprochen“, antwortete Nicolaus, „und gearbeitet habe ich für diejenigen, die mit dem wertlosen Geld betrogen werden.“

Giese zog ihn an sich. „Entschuldige, nichts anderes habe ich gemeint.“ Giese und Nicolaus sahen sich an und lachten. Ermahnungen brauchte Nicolaus nicht, dennoch bestärkten sie ihn. Er hatte sich damit abfinden wollen, die Astronomie für sich allein zu vollenden, und an eine eigentliche Unterstützung war auch nicht zu denken. Aber es tat ihm doch gut, daß Wapowski, Giese und auch Sculteti diese Arbeit verfolgten, ja sogar wünschten, daß sie ihm gelänge.

Er kam jetzt gut voran, obgleich er immer wieder von anderen Aufgaben verfolgt wurde. Im September 1522 gelangen ihm zwei Beobachtungen, aber im Oktober bat ihn Lossainen um ärztlichen Beistand. Als der Bischof Anfang Januar verstarb, wählten die Domherren Nicolaus zum Generaladministrator, so daß er bis zur Bestätigung des neuen Bischofs dessen Geschäfte führen mußte. Er hatte gerade noch im Februar die Opposition des Planeten Mars mit der Sonne beobachten können, einige sehr kalte Stunden auf dem Balkon seines Turmes zugebracht, als er wieder nach Lidzbark aufbrechen und dort sechs Monate lang residieren mußte, ohne das steife und alberne Zeremoniell abschaffen zu dürfen.

Endlich löste ihn der neue Bischof Mauritius Ferber ab, ein strenger, eigenwilliger Mann, von dem Nicolaus nicht sagen konnte, wie er regieren würde. Er war darüber besorgt, denn die Kirche stand vor schwierigen Problemen, denen mit viel Geduld und Klugheit begegnet werden mußte. Die Reformation der Kirche durch Martin Luther breitete sich auch in Pruszy aus.

Als Nicolaus nach Frombork zurückgekehrt war und am 25. August eine Mondfinsternis beobachtet hatte, erhielt er ein Schreiben Ferbers, in dem dieser allen, die der „lutherischen Seuche“ verfallen sollten, schwerste Strafen androhte.

Nicolaus war darüber bestürzt. Er hatte es sehr bedauert, daß Luthers reformatorische Bestrebungen von dem Papst zurückgewiesen und schließlich verdammt worden waren. Luther hatte in vielem recht. Die Kirche hatte sich weit von Jesus Christus entfernt. Päpste und Priester waren selbstsüchtig, genußsüchtig, eitel, arrogant und machtgerig geworden.

Luthers Kritiken erschollen nun in Tausenden von Stimmen, und jeder griff sie auf und trug sie weiter von Stadt zu Stadt und von Land zu Land. Aber mußten deswegen gleich Bilder und Statuen verbrannt und das geistige Leben noch enger an die Bibel gefesselt werden? Glaubenseifer machte nur blind, wer auch immer ihm

huldigte. Nur die Vernunft machte sehend: Wie wenige Menschen jedoch zu sehen wünschten!

Was alle brauchten, war die Freiheit des Denkens. Im Glauben sollte man sich in Liebe vereinen, brüderlich zueinander sein, sich nicht bekämpfen, sondern gegenseitig helfen. Und den Armen sollte man endlich mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sollte, sollte!

Ferbers Vorgehen widersprach den Auffassungen Nicolaus'. Er sprach darüber mit Giese, der ebenso besorgt war und ihm eine Schrift vorlegte, in der er die streitenden Parteien ermahnte, sich zu verständigen.

Nicolaus bestärkte ihn, sie zu veröffentlichen. „Ferber wird darüber zwar nicht erfreut sein, allein wir müssen dem Geist der Unuldksamkeit entgegentreten, von wem er auch immer verbreitet wird.“

„Ich wollte, ich könnte beide Parteien versöhnen“, antwortete Giese nachdenklich, „allein ich fürchte, sie werden nun beide über mich herfallen.“

Es geschah wie erwartet, und dann geschah, womit niemand gerechnet hatte.

Der Hochmeister Albrecht einigte sich mit König Sigismund. Er leistete den Lehnseid, löste den Orden auf, erhielt das Ordensland dafür als Herzogtum und führte die lutherische Kirche ein.

Der Papst warf den Bannstrahl auf Albrecht, und Kaiser Karl V. ächtete ihn, so daß der neue Herzog sich gut mit Sigismund stellte.

Bischof Ferber aber bebte vor Angst und Wut. Ringsum herrschten die Lutheraner, heirateten Priester, wurden Klöster aufgelöst, und in den pruszischen Städten liefen die Menschen zuhauf, hörten die Predigten der Ketzler und verweigerten die Beichte.

Im September erhoben sich die Bauern im neuen Herzogtum, in Pruszy und Warmia, angeregt von den revolutionären Kämpfen in

deutschen Ländern. Sie wollten keine Leibeigenen mehr sein, schmiedeten aus Sensen Spieße, verwandelten Dreschflegel in Morgensterne und sangen das Lied vom Bundschuh.

Herzog Albrecht und Bischof Ferber vergaßen, daß sie lutherisch und katholisch waren. Luthers Worte wider die räuberischen und mörderischen Bauern galten nun für beide. Jetzt diente ein Fürst dem Himmel besser mit Blutvergießen denn mit Beten. Und als die vereinigten herzoglichen und bischöflichen Truppen die Bauern besiegt und genügend zur Abschreckung hingerichtet hatten, gab Albrecht die besetzten Gebiete in Warmia frei.

Nicolaus Copernicus und Tiedemann Giese hatten die Ereignisse aufmerksam verfolgt. Sie ließen sich weder von den Lutheranern noch von deren Gegnern mißbrauchen. Sie blieben fest in der Überzeugung, daß im Glauben die Liebe, in der Wissenschaft die Vernunft und im Leben die Gerechtigkeit regieren mußten.

Als Warmia den Frieden erhielt, fand Nicolaus endlich Muße, sein astronomisches Werk fortzusetzen. Er beteiligte sich zwar noch an den Verhandlungen über die Münzreform, er übernahm auch verschiedene Ämter des Kapitels, er folgte dem Hilferuf Erkrankter, aber er konnte sich jetzt vor allem auf die Sterne konzentrieren.

Gab es etwas Schöneres als den Himmel, etwas Wissenswerteres als den wahren Lauf der Gestirne? Die Astronomie war für Copernicus die Königin der Wissenschaften, der die Arithmetik, Geometrie, Optik, Geodäsie, Mechanik dienten.

Unter den Wissenschaften schien Copernicus keine so gut geeignet, den Menschen zum Besseren hinzuleiten, wie die Astronomie, die zugleich einen hohen geistigen Genuß spendete. Welch einen erhabenen Anblick bot der Himmel, Welch eine tiefe Ruhe ging von ihm aus! Ptolemäus hatte zu ihm aufgesehen, Aristoteles und Plato, Aristarch und Pythagoras; Generationen betrachteten

den ewigen Kreislauf der Gestirne, gegen den ein Menschenleben so ungeheuer kurz war.

Und wenn die Menschen auch das, was sie einmal entdeckt und erfunden hatten, ihren Nachgeborenen überlieferten, so hatten die Jahrtausende doch nicht ausgereicht, die Rätsel des Himmels zu lösen. Der Alexandriner Claudius Ptolemäus schien es geschafft zu haben. Mit bewunderungswürdiger Umsicht und Sorgfalt hatte er die Beobachtungen aus vielen Jahrhunderten fast zur höchsten Vollendung geführt. Aber schon Plutarch wußte, daß der Sternenlauf die mathematische Einsicht besiegte.

Nun war es ihm, Nicolaus Copernicus, vergönnt, das Geheimnis des Sternenlaufs zu entschlüsseln.

Nicolaus vertiefte sich so in seine Arbeit, daß er sich wunderte, wie schnell die Jahreszeiten ineinander übergingen.

Ein Domherr starb, ein anderer übernahm die Stelle. Im Jahre 1528 wurde auf Drängen des Königs und mit Unterstützung Ferbers Dantiscus Domherr. Er gab sich freundlich, gebildet, tolerant.

Einige Zeit später wurde Nicolaus von Ferber zu sich gerufen. „Es ist wieder mein Magen.“

„Weniger essen, Exzellenz, weniger Wein. Ärger schadet, Milde hilft, und dreimal täglich einen Becher von diesem Tee.“

Ein Jahr später bat man Nicolaus, ein Gutachten über den Brotpreis zu schreiben. Die Waren verteuerten sich, die Armen litten Hunger.

„Man muß einen festen Preis für Brot festsetzen. Es ist nicht gut, wenn das Gebet: Unser täglich Brot gib uns heute! kein Gehör findet.“

Bis zu seinem sechzigsten Geburtstag wollte er sein astronomisches Werk vollendet haben. Er kam gut voran, das Glück war ihm hold. Doch nach und nach bemerkte Copernicus Unstimmigkeiten. Seine Berechnungen entsprachen nicht, wie erwartet, den

Beobachtungen. Das begann ihn zu beunruhigen, erst wenig, dann immer stärker. Die Erde ließ sich ebensowenig wie die Planeten auf Kreisbahnen um die Sonne als Mittelpunkt herumführen. Die Rechnung seines Systems ging nicht auf.

Zweifel bestürmten seine Seele. Konnten all die unzähligen anderen im Irrtum gewesen sein? Hatten so viele Generationen vor ihm unrecht? Lag der Irrtum nicht bei ihm?

Da wollte er die größte, erhabenste, kühnste Entdeckung machen, aber der Himmel strafte ihn Lügen.

Jetzt, wo er sechzig Jahre alt war, wo zwischen den Zähnen Lücken klafften, wo sein Haar ergraute und ihm die Kräfte erlahmten, wo es Zeit wurde, mit seinem Leben ins reine zu kommen, da stand er fassungslos vor seiner Arbeit, da war alles, was er gedacht und berechnet hatte, in Frage gestellt.

Er wollte den wirklichen Lauf der Planeten erfassen, und er war überzeugt, daß sie um die Sonne kreisten. Nicolaus starrte auf das Modell seines Systems. Auf dem weißen Papier sah es gut und harmonisch aus.

Wo lag der Fehler? Er zweifelte keinen Augenblick, daß der Fehler in seinem System lag. Denn die Wissenschaft hatte die Aufgabe, die Erscheinungen so zu erfassen, wie sie wirklich waren.

Ob die Planeten vielleicht gar nicht auf Kreisen um die Sonne liefen, sondern auf Ellipsen? Aber konnten die Gestirne sich anders als auf der vollendeten Rundung eines Kreises bewegen? Daran konnte er nicht glauben, und er strich diesen Satz wieder aus. Ihn zu prüfen würde ohnehin jahrelange Arbeit erfordern, und dazu war es zu spät.

Giese hatte nicht wissen können, wie bitter es für Nicolaus war, ihm mitzuteilen, daß jetzt alle Welt von seinem System sprach. Giese wollte ihm damit eine Freude bereiten, doch er konnte auch kein Wort zurücknehmen, so gern er seinem Freund Kummer erspart hätte.

Papst Clemens VII. hatte sich und seinen Beratern von Johann Albert Widmannstadt die copernicanische Theorie erklären lassen. „Er hat deine Lehre nicht ungnädig aufgenommen, Nicolaus. Widmannstadt erhielt für seinen Vortrag eine kostbare griechische Handschrift überreicht.“

Der gute, sanfte Giese, der gern jeden Menschen glücklich sah. Nicolaus wurde es warm in der Brust. Es war ein Trost, diesen Freund zu haben, der trotz seiner Güte ein festes Herz besaß. Und er verstand genug von Astronomie, um fachgerecht urteilen zu können.

Bisher hatte sich Nicolaus auf die Angaben verlassen, die von Ptolemäus und anderen Astronomen über die Planeten gemacht worden waren. Er hatte sogar den Nürnberger Astronomen Werner vor zehn Jahren getadelt, weil dieser die Beobachtungen der alten Astronomen fehlerhaft genannt hatte. Vielleicht war es aber überhaupt nicht möglich, den Lauf der Planeten genau genug zu beobachten?

Was konnte er noch tun? Unruhe packte ihn, daß er in eine verzweifelte Hast geriet. Viele Jahre hatte er nicht mehr zu leben, und wenn er sich auch noch rüstig fühlte, so wie vor zehn oder zwanzig Jahren konnte er nicht mehr arbeiten.

Unmöglich war es, alle die Beobachtungen zu wiederholen, die er für den Ausbau seines Systems verwendet hatte. Er würde sich mit einigen wenigen begnügen müssen, um seine Berechnungen zu überprüfen.

Seine Haushälterin, Anna Schillings, spürte, daß Nicolaus Copernicus unglücklich war. Sie liebte ihren ernsten, freundlichen Herrn, für den sie umsichtig sorgte. Er brauchte sich um die Hauswirtschaft keine Gedanken zu machen.

Je älter Copernicus geworden war, desto wohltuender empfand er die Ordnung, mit der Anna ihn umgab. Er hatte sich an die

ruhige, freundliche Atmosphäre gewöhnt, die sie ihm zu bereiten verstand, und er mochte ihr frisches, ungekünsteltes Wesen.

Mancher Domherr beneidete Nicolaus um diese tüchtige Frau, ganz besonders Plotowski, dem jede Haushälterin nach einem Dienstjahr wieder davonlief.

Anna Schillings und Copernicus waren einander vertraut geworden, und so wie er sich ab und zu gern ihr humorvolles Geplauder über die Bauern und Fischer anhörte, fragte sie ihn bisweilen über die Sterne aus.

Seit einigen Wochen aber war er wortkarg und zerstreut. Schließlich fragte sie ihn geradeheraus, was ihn bedrücke.

Er blickte sie, wie aus einem Traum erwachend, an, ohne ein Wort zu sagen. Da beschloß sie, auf den Busch zu klopfen. „Waren es die Elbläger Fastnachtsspiele? Daraus würde ich mir gar nichts machen. Einige sind wütend, weil Sie ihnen ihr Münzrecht weggeredet haben. Aber die Possen haben damit nichts zu tun. Sie verspotten einen jeden, der was gilt, den Papst wie den Luther, den König, den Bischof oder die eigenen Herren vom Rat.“ Ihre Wangen hatten sich gerötet. Sie lächelte gewinnend, und Nicolaus nahm ihre Hand und sagte:

„Nein, nein. Auch Jesus ritt auf einem Esel und war sich nicht zu schade. Jeder versteht die Welt auf seine Art. In Königsberg lacht man über mich, wenn Albrecht dem Mundschenk zuruft: ‚Paß auf und verschütt mir die Kanne nicht.‘ Andere finden es witzig, zu sagen, ich hätte die Erde auf den Bratspieß gesteckt und würde sie über dem Feuer rösten. Aber das ist es nicht.“

Als er Anna den eigentlichen Grund genannt hatte, drückte sie seine Hand und meinte: „Ich verstehe nur, was Sie mir in all der Zeit erklärt haben. Doch warum fügen Sie nicht noch einige Epizykel hinzu?“

„Aber Anna!“ Der Vorwurf in seiner Stimme traf sie hart. Unwillkürlich zog sie ihre Hand zurück, aber Nicolaus beachtete es nicht.

„Ptolemäus brauchte die vielen Epizykel, weil er den Himmel um die Erde kreisen ließ, weil er die Erscheinungen seinem System unterordnete. Ich bin mir aber sicher, daß sich die Erde bewegt und nicht der Himmel, also müßten die Rechnungen aufgehen, schließlich habe ich schon vierunddreißig Epizykel verwendet.“

Sie sah ihn an und dachte: Er wäre ein guter Mann für mich gewesen. Mit der Priesterschaft hat er doch unrecht, da sind die Lutheraner besser.

Sie stand auf und schenkte ihm Wein ein. „Warum muß denn alles so genau sein. Kein Ei gleicht dem andern, wenn man das auch immer behauptet. Vielleicht torkeln die Planeten ein bißchen oder tanzen auch mal aus der Reihe, wer kann das schon wissen. Und Sie zerbrechen sich damit den Kopf.“ Sie gab ihm einen Kuß auf seine Stirn und rannte aus dem Zimmer.

„Aber Anna!“ Dieses Mal klangen die Worte überrascht und froh. Er folgte ihr in den Garten. Der Holunder trug schwer an seinen weißen Blütendolden. Es duftete nach Kamille, Schafgarbe, Melisse und Liebstöckel. Nicolaus zog Anna in seine Arme. „Ich hab dich gern, Anna, aber ich bin ein alter Mann.“

Er wußte nicht, ob sie weinte oder lachte. Sie barg ihren Kopf an seiner Brust, während seine Hand über ihr rotblondes Haar strich. Sie waren ganz versunken und bemerkten die neidischen und gehässigen Blicke Plotowskis nicht.

Annas leichthin gesprochene Worte von den Eiern, die sich entgegen der sprichwörtlichen Behauptung nicht glichen, ließen ihm keine Ruhe. Wie nun, wenn die Planeten sich auf ihren weiten Bahnen wirklich hin und wieder einige Unregelmäßigkeiten erlaubten? Dieser Gedanke widerstrebte ihm allerdings sehr, denn im Weltbau sah er die Vollkommenheit göttlicher Schöpfung. Und für die Bahn der Planeten erschien ihm der Kreis als die geometrisch gemäße Form.

Aber vielleicht waren es doch Unregelmäßigkeiten der Planeten?

Dann würde es natürlich gerechtfertigt sein, weitere Epizykel einzuführen. Aber die vollendete Schönheit seines Systems wäre gestört.

„Gibt es das überhaupt, vollendete Schönheit?“ Anna blickte ihn zweifelnd an.

„Ich glaube schon.“ Nicolaus umarmte sie.

„Ich hätte es nicht sagen dürfen“, seufzte Anna, „jetzt sitzt du wieder fest in deinem Turm wie in einem Gefängnis.“

„In diesem Gefängnis entsteht eine neue Welt, Anna.“ Er küßte ihre Stirn. „Du kannst mich besuchen, wann immer du magst.“

Tiedemann Giese hatte den Brief des Kardinals Nicolaus von Schönberg aus Rom gelesen und wunderte sich über Nicolaus' Hartnäckigkeit. „Warum willst du ihm dein Werk nicht schicken? Er schreibt von deinen Verdiensten und deinem Ruhm, von seiner Verehrung für dich. Er kennt die Grundsätze deines Systems. Er scheint überzeugt, daß du mit wissenschaftlicher Gründlichkeit die Bahnen der Planeten errechnet und in Tafeln zusammengestellt hast. Er bittet dich, dein neues System den Freunden der Wissenschaft nicht vorzuenthalten. Er bezeichnet sich als einen dir wohlgesinnten Mann, der nichts sehnlicher wünscht, als deinen großen Verdiensten Anerkennung zu verschaffen.“

Gieses hellblaue Augen leuchteten vor Freude. Er blickte stolz auf Copernicus, auf Sculteti und auf Dietrich von Rheden, einen jungen Domherren, der den Brief aus Rom mitgebracht hatte.

Nicolaus entgegnete ruhig: „Was sagt Dietrich von dem neuen Papst Paul III.? Hochgebildet und eifrig in der Verfolgung aller Ketzer. Ich bin zwar alt, aber ich will nicht lebendig verbrannt werden, auch mit einem wohlwollenden Kardinal an der Seite nicht.“ Nicolaus legte seine Hand auf sein sechs Bücher umfassendes

des Manuskript. „Außerdem will und muß ich es verbessern, solange ich kann.“

„Ich verstehe dich nicht, Nicolaus.“ Giese hob hilflos die Hände. „Der Brief riecht doch nicht nach Feuer, und während dein Manuskript abgeschrieben würde, könntest du doch weiterarbeiten.“

Nicolaus stand auf. „Du hast ein zu gutes Herz, Tiedemann, um die Bosheit der Mächtigen zu verstehen. Wie viele Unschuldige haben sie im Namen Christi, im Namen eines Glaubens oder einer Idee gefoltert und getötet. Selbst vor Greisen im Alter von achtzig Jahren schreckten sie nicht zurück.“

Luther ist ein gebildeter und kluger Mann, aber er sagt: „Es ward gedacht eines neuen Astrologen, der wollte beweisen, daß die Erde bewegt würde und umginge, nicht der Himmel oder das Firmament, Sonne und Mond; gleich als wenn einer auf einem Wagen oder in einem Schiff sitzt und bewegt wird und meint, er säße still und ruhet, das Erdreich aber und die Bäume gingen und bewegten sich. Der Narr will die ganze Kunst Astronomie umkehren. Aber wie die Heilige Schrift zeigt, hieß Josua die Sonne stillstehen und nicht das Erdreich.“ So urteilt Luther.“

Copernicus' Stimme wurde bitterer. „Und Melanchthon, der Gelehrteste unter den Lutheranern, schreibt: „Aufs deutlichste versichert uns ein Psalm, die Erde stehet ewiglich, die Sonne gehet auf und unter. Die Wahrheit ist von Gott, man soll sie ehrfürchtig aufnehmen.“

Diejenigen aber, die aus Eitelkeit oder Neuerungssucht anderes behaupten, solle die Obrigkeit bestrafen.““

Die Freunde bedrängten Copernicus vergeblich, sein Werk über die Umdrehungen der Himmelskörper drucken zu lassen. Sie verstanden seine Bedenken, nicht sein Zögern.

Nicolaus aber wußte, noch war seine Zeit nicht gekommen. Und die Ereignisse gaben ihm recht.

Nicolaus legte die Nachricht vom Tod Schönbergs langsam aus

der Hand. Der Kardinal hätte die Abschrift seiner Bücher nicht einmal mehr lesen können. Und in wessen Hände wären sie dann geraten?

Im gleichen Jahr starb der Bischof Ferber, und sein Nachfolger wurde Dantiscus. Er gab sich loyal, aber er war falsch. Nach der Wahl beim festlichen Gelage sagte er zu Nicolaus: „Schade eigentlich, daß du nie Zeit hattest für mich. Ich weiß, du hättest lieber Giese als Bischof von Warmia gesehen. Tröstet es dich, daß Giese dafür Bischof von Kulm geworden ist?“

„Wir haben einstimmig gewählt, Hochwürden.“

„Hoffentlich in der Erwartung eines Bischofs, der Schluß macht mit der Ketzerei.“

Dantiscus' Gesicht war gedunsen, seine Augen von schweren Lidern halb verdeckt. Er hatte um diese Mitra gekämpft. Sie stand ihm zu als Altersrente, als Dank des Königs für ergebene Dienste. Er war königlicher Sekretär und Diplomat gewesen und galt als einer der geistreichsten Humanisten.

Gottlob, er hatte seine Jugend genossen und die Welt gesehen. Er war Gast des Kaisers gewesen, er hatte den Papst unter vier Augen gesprochen und Luther auch und Melanchthon. Nun war er Bischof von Warmia und vielleicht der erste hier, dem der Kardinalshut verliehen würde.

Copernicus und Sculteti schienen die einzigen zu sein, die seine Größe nicht erkennen wollten. Sie hatten es damals erreicht, daß ihm ein anderer vorgezogen wurde, aber jetzt war er ihr Herr.

Dantiscus war Nicolaus gleichgültig. Höflich, aber bestimmt hielt er sich zurück. Nur als Dantiscus ihn um ärztlichen Beistand bat, reiste er nach Lidzbark.

Eine Magenverstimmung! Bei dem Appetit und Durst wahrlich kein Wunder.

Dafür hatte Copernicus ein Woche lang seine astronomischen Arbeiten unterbrechen müssen.

Dann raubte ihm Dantiscus den halben Sommer.

Mit fünfundsechzig Jahren mußte er den aufgeblasenen Höfling auf seiner Huldigungsreise durch Warmia begleiten. „Ich gewinne den Eindruck, daß Ferber die Zügel sehr locker gelassen hat“, näselte Dantiscus. „Ich werde ein Edikt gegen die Ketzerei erlassen. Wer nicht katholisch sein will, soll binnen eines Monats das Bistum verlassen. Und wer sich widersetzen sollte, wird als Volksverführer bei Leib und Leben bestraft.“

Vergeblich forschte er in Nicolaus' Gesicht, ob ihn seine Drohung beeindruckte. Befragt danach, antwortete Copernicus: „Druck erzeugt Gegendruck, Hochwürden.“

Der Abschied war formvollendet und frostig. Dantiscus' Antwort ließ nicht auf sich warten. Sie begann mit einer Klage gegen Nicolaus' Freund Sculteti, für die Stanislaus Hosius das Material geliefert hatte, ein ehrgeiziger Glaubenseiferer, der durch Dantiscus gegen die Stimme Scultetis Domherr geworden war.

Sculteti betrieb historische und geographische Forschung. Er war lebenslustig und blieb mit seiner Meinung nicht hinter dem Berge. Von seiner Haushälterin hatte er zwei Kinder. Dagegen richtete sich der Angriff Dantiscus' und Hosius', wegen mangelnder Reinheit des Lebens. Allen Domherren verbot der Bischof, mit Sculteti zu verkehren.

Nicolaus Copernicus mißachtete das Verbot, und als Dantiscus ihn väterlich ermahnte, wies er ihn zurück.

„Bei dieser Schnake gibt es keine Gerechtigkeit.“ Sculteti baumelte mit den Beinen. „Gib mir eine Abschrift deines Werkes mit, Nicolaus. Ich gehe nach Rom und werde gegen ihn klagen. Gott beschütze dich vor dieser Wanze. Sie gehört zu den seltenen Exemplaren, die auch sattgefressen gierig sind.“

Sculteti hatte recht. Der nächste Schlag des Bischofs richtete sich

gegen Copernicus direkt. Dantiscus befahl ihm, seine Haushälterin zu entlassen, um den Verdacht wegen intimer Beziehungen zu entkräften.

Verdacht? Nicolaus fühlte sich gedemütigt. Er war in seinem tiefsten Innern verletzt. Er mochte Anna gern. Sie gab seinem Alter die Wärme, die er viele Jahre entbehrt hatte. Und er gab ihr etwas von dem Glück, das einer Frau Geborgenheit verlieh.

Nicolaus hatte trotz seiner freien Gesinnung die sittlichen Gebote der Kirche ernst genommen, ganz im Gegensatz zu vielen Zeitgenossen, darunter auch Dantiscus, der Geliebte besessen und Kinder gezeugt hatte. Seit seiner frühen Jugend hatte er ohne die Liebe einer Frau auskommen müssen. Er hatte zärtliche und be rauschende Begegnungen erlebt, aber sie waren nicht von langer Dauer gewesen; das Studium, seine Pflichten und seine Astronomie hatten seine Zeit und Kraft mehr als genug gefordert. Und trotzdem hatte ihm das Glück, das aus der Gemeinsamkeit mit einer verständnisvollen Frau erwachsen kann, gefehlt.

Anna Schillings war ihm in gereiftem Alter begegnet. Sie war durch eine unglückliche Heirat eine leidgeprüfte Frau. Sie und ihre Kinder waren verzweifelt gewesen, bevor er sie zu sich nahm. Ihre Dankbarkeit hatte sich in Liebe, ihre Liebe in Verständnis verwandelt. Sie hatten sich aneinander gewöhnt und lebten zufrieden und glücklich. Und jetzt, wo sein Freund Sculteti abgereist war, packte Anna ihre Sachen.

„Du mußt den Weisungen Seiner Bischöflichen Gnaden nachkommen, Nicolaus. Wenn ich auch nichts von deiner Astronomie verstehe, ich wäre eine Gefahr für dich. Der guten Sitten wegen würden dich Dantiscus und seine Günstlinge hindern, dein Werk zu vollenden.“

Tiefe Einsamkeit umgab Copernicus. Das Haff lag unter Eis, bitter kalt wehte der Wind um seinen Turm. Öde war der Abend, schlaflos die Nacht, trübe der Morgen und freudlos der Tag. Nico-

laus fühlte sich alt und verlassen wie noch nie. Kein Stern gewährte ihm Trost.

Giese lud ihn ein, nach Löbau zu kommen. Doch erst eine Depesche, daß sein Freund krank sei, riß ihn aus seiner Lethargie.

Als Copernicus nach Frombork zurückgekehrt war, suchte ihn ein junger Mann auf.

„Ich heiße Georg Joachim von Lauchen; man nennt mich Rheticus.“

Er machte einen unbekümmerten und selbstbewußten Eindruck.

„Um es gleich zu sagen, ich komme aus Wittenberg und bin befreundet mit Luther und Melanchthon, aber ich bin Mathematiker.“

Nicolaus musterte seinen Besucher. Rheticus war in dem gleichen Alter, in dem er selbst vor einundvierzig Jahren Novara kennengelernt hatte. Rheticus wollte sein Werk studieren, er machte einen aufrichtigen und klugen Eindruck. Glaubensbekenntnisse interessierten ihn nicht.

„Jeder hat ohnehin seinen eigenen Himmel.“

Rheticus verstand erstaunlich viel von Astronomie, und er war dankbar für jede Erklärung. Etwas von dem jugendlichen Schwung übertrug sich auf Nicolaus, und während Rheticus ein Buch nach dem anderen durcharbeitete, setzte Nicolaus seine Beobachtungen und Rechnungen fort.

Im Forst rief der Kuckuck, die Saat ging auf, das Graubraun der Felder verschwand unter einem hellen Grün. Klar und munter floß das Wasser aus den Quellen. Die neuen Beschuldigungen, sich heimlich mit Anna getroffen zu haben, berührten Nicolaus kaum, doch waren sie ihm wegen seines Gastes peinlich.

Giese suchte ihn aus dieser Verlegenheit zu befreien und lud ihn und Rheticus zu sich in seine Residenz nach Löbau ein. Aber auch dorthin folgten die albernen Briefe, die nur aus der Phantasie

des Neides und der Mißgunst wuchern konnten. Dantiscus forderte jetzt Giese auf, Copernicus vorzuhalten, daß er sich noch mit Anna Schillings träfe. Väterliche Ermahnungen nannte Dantiscus sein Geschwätz.

„Ich werde ihn zum Schweigen bringen.“ Giese lachte. „Ich habe eine Erleuchtung. Du wirst sehen, Nicolaus, Dantiscus wird noch froh sein, als Fliege im Bernstein zu überleben.“

Giese war nicht darin geübt, Ränke zu schmieden. Er wollte Dantiscus auch nur erschrecken. „Euer Hochwürden sollten den Zuträgern nicht zuviel Glauben schenken; diese scheuen sich ja nicht einmal, gegen Eure Hochwürden selbst Verdacht zu erheben.“

Der Schuß traf. Dantiscus hielt sich zurück. Auch mit Sculteti hatte er Pech, den man in Rom von allen Beschuldigungen freisprach und wieder in alle Rechte einsetzte.

Die Begeisterung, mit der Rheticus seine Astronomie aufnahm, beflügelte Copernicus' Energie. Anfangs hatte er Zweifel, ob der junge Mann genügend Mathematik beherrschte, um sein Werk zu verstehen. Doch bald wußte er, daß Rheticus ihm darin ebenbürtig war.

Es waren aufregende Monate für Copernicus. Zum ersten Male setzte er sein gesamtes Werk der Kritik eines Mannes aus, dessen Urteil er vertraute. Nicht daß er sich unsicher fühlte, doch er war seltsam gespannt, voller Erwartung und Freude, wie vor einem besonderen Ereignis.

Copernicus fühlte sich von seinem arbeitswütigen Gast mit fortgerissen, der in vier Monaten sein gesamtes Manuskript durchgearbeitet hatte und ihm im Oktober einen Auszug daraus vorlegte.

Nicolaus fand seine Hauptgedanken wieder, und es war ein glückliches Gefühl, sich verstanden zu wissen.

„Mit deiner gütigen Erlaubnis möchte ich diesen Auszug als einen ersten Bericht von deiner Arbeit drucken lassen.“

Rheticus hatte sein Werk bestätigt. Gab es noch einen Grund, zu zögern? Nicolaus blätterte die Seiten des Auszugs langsam um. Ab und zu fiel ihm eine Zeile auf.

– Könnte Ptolemäus wieder in das Leben zurückkehren, er würde seinen eigenen Hypothesen nicht mehr treu bleiben.

Es kann keine richtigere Anschauung über die Bewegung der Himmelskörper geben als die meines verehrten Lehrers.

Im Mittelpunkt der Welt hat die Sonne ihren Platz. Wahrhaftig, es ist etwas Göttliches, daß die Himmelserscheinungen von den regelmäßigen und gleichförmigen Bewegungen der Erdkugel abhängen.

Zum Philosophieren gehört ein freier Geist. Das Urteil von tüchtigen Gelehrten wird mein verehrter Lehrer niemals scheuen. Er will sich ihm vielmehr aus eigenem Antrieb unterziehen.–

„Ich möchte noch in diesem Jahr nach Gdańsk fahren, um den Druck dieses Berichts zu besorgen.“

Er war mutig, dieser junge Protestant, Professor an der Wittenberger Universität, wo Luther und Melanchthon herrschten. Copernicus blickte Rheticus lange nachdenklich an.

Die erste Kunde, die er von seiner Astronomie gegeben hatte, lag bald dreißig Jahre zurück. Er hatte damals gewußt, daß er viele Jahre brauchen würde, um sie so zu begründen, daß sie die ptolemäische ersetzen könnte.

Er war auf große Hindernisse gestoßen. Der Lauf der Planeten ließ sich auch mit seiner Theorie nicht so einfach und klar darstellen, wie er einst angenommen hatte. Der Mittelpunkt der Planetenbahnen war nicht genau die Sonne; sondern er hatte ihn etwa drei Sonnendurchmesser von ihr entfernt annehmen müssen.

Auch die vierunddreißig Kreisbewegungen, mit denen er im Commentariolus noch geglaubt hatte die Erscheinungen am Himmel erklären zu können, hatten nicht ausgereicht. Er hatte noch doppelt soviel Epizykel hinzufügen müssen.

Ärgerlich war auch, daß er keine Fixsternparallaxe nachweisen konnte, die eindeutig beweisen würde, daß sich die Erde um die Sonne bewegte. Man sah daraus allerdings, wie unendlich weit der Weltraum war, so daß man die riesige Erdbahn nicht am Fixsternhimmel wahrnahm. Wieviel größer als gedacht war doch auch die Erde, seit die Expedition des Fernão de Magalhães um sie herumgesegelt war.

Insgesamt war Nicolaus Copernicus jedoch zufrieden. Er hatte die Planetentheorie sehr vereinfacht und vor allem die rätselhaften Stillstände und Rückläufe der Planeten erklärt. Seine Astronomie war der ptolemäischen weit voraus, das durfte er wohl sagen; sie schuf ein völlig neues Bild vom Weltall, in dem die Erde den Erscheinungen des Himmels zugeordnet war. Es gab keine Logik im Denken, wenn es keine Logik im Verhalten der Dinge gab.

Es hatte ihn lange gequält, daß seine Astronomie noch kein völlig klares Bild der Planetenbahnen gab. Das würde ihn bis zu seinem Tod beschäftigen, andererseits war er bescheiden geworden.

Sein Werk über den Weltbau, das er „De revolutionibus“ nannte, war so umwälzend, daß er allein es unmöglich vollenden konnte. Andere Astronomen würden kommen und es weiterführen.

Dafür mußte er sein Manuskript publizieren. Giese und Rheticus hatten recht, wenn sie ihn drängten. Aber er selbst hatte auch recht, wenn er noch wartete. Solange seine Manuskripte nicht gedruckt waren, solange konnte er sie verbessern.

Dennoch war es gut, wenn ein anderer über sein Werk schrieb. Und als Rheticus seine Frage wiederholte, sagte er: „Ich bin einverstanden, Joachim. Ich habe dir zu danken.“

Die Narratio prima oder Der erste Bericht, wie Rheticus seine Schrift genannt hatte, zog viel weitere Kreise als der Commentario-

lus. Die Narratio prima war ja auch die Botschaft von dem ausgeführten Werk, eine achtungsvolle, begeisternde und zündende Botschaft.

„Die Astronomie meines Lehrers kann mit Recht ewig genannt werden; dies bestätigen die Beobachtungen der vergangenen Jahrhunderte und werden zweifellos die Beobachtungen der Nachwelt bestätigen. Es siege die Wahrheit, es siege die Tüchtigkeit! Möchten die Wissenschaften immer geachtet bleiben!“

Ein zweiter großer Stein war ins Wasser geworfen worden. Es war gut, ihm einen dritten folgen zu lassen, eine Schrift aus seinem Werk, die die neuen trigonometrischen Sätze enthielt, die er entwickelt und für seine Berechnungen genutzt hatte. Das würde auf den mathematischen Rang seines Werkes hinweisen.

Rheticus fand die Idee gut, obgleich er viel lieber gleich das ganze Werk zum Druck befördert hätte.

„Die Narratio prima haben sie in Basel nachgedruckt. Viele Gelehrte sind ungeduldig, sie brennen darauf, dein Werk zu studieren. Johannes Petrejus würde es sofort drucken. Warum zögerst du noch, Nicolaus?“

Copernicus war sich selbst darüber nicht richtig im klaren. Die Zustimmungen, die er von vielen Seiten erhielt, kamen so überraschend, daß er fürchtete, unvorsichtig handeln zu können. Selbst Dantiscus schickte ihm ein Epigramm mit der Bitte, es seinem Werk voranzustellen.

Gieses große Augen funkelten empört. „Erst wollte er mehr sein als du; nun, wo er merkt, daß man in Rom, Nürnberg, Kraków oder Königsberg von dir spricht, möchte er sich mit deinem Ruhm zieren. Aber schon morgen würde er Steine auf dich werfen; es bräuchte dich nur ein Dummkopf von König oder Papst zu verurteilen.“

Copernicus faltete das Epigramm und den Brief, drückte sein Siegel darauf, legte es unter seine Papiere und sagte: „Dantiscus

gehört zu denen, die mit ihren geistigen Anlagen statt der Wahrheit ihrem Ehrgeiz dienen.“

Sie verloren kein Wort mehr darüber, doch sie stritten, was mit Nicolaus' Werk geschehen sollte. Giese fühlte seine Geduld auf die Folter gespannt.

„Warum willst du nur die Planetentafeln drucken lassen und nicht das ganze Werk? Niemand kann jetzt noch verstehen, wenn du zögerst. Rheticus hat deinen Auftritt angekündigt. Das Publikum ist voller Erwartung und bereit, dich begeistert zu empfangen.“

Copernicus lachte über den theatralischen Vergleich und deutete auf einen Brief Osianders, Hauptprediger von Nürnberg und ein Freund des Druckers Petrejus, bevor er sagte:

„Es ist nicht so weit her mit der Begeisterung. Man ist wohl neugierig auf mein Werk, man hofft, für den Kalender und für die Schifffahrt Nutzen daraus zu ziehen, aber man fürchtet zugleich die neue Welt, die Vorstellung von der Bewegung der Erde und von der Größe des Himmels.“

Deshalb möchte Osiander, daß ich die Philosophen und Theologen von vornherein beschwichtige und mein Werk als eine Hypothese ausbebe.“

Giese gab nicht nach. „Eben darum mußt du es jetzt veröffentlichen! Und du solltest es dem Papst widmen, der es vielleicht gerade deshalb günstig aufnehmen wird, weil Luther und Melancthon es in ihrer Blindheit ablehnen.“

Im tiefsten Innern wußte Nicolaus Copernicus, daß er handeln mußte. Er wurde neunundsechzig Jahre alt, jeden Tag konnte ihn der Tod niederstrecken. So wie er es sich wünschte, würde er sein Werk nicht mehr abrunden können.

Giese und Rheticus schrieben jeder für seine Konfession einen Artikel, daß Copernicus' Werk nicht im Widerspruch zur Bibel stehe. Ob das viel nützen würde, wagte Nicolaus nicht zu

glauben. Aber er war jetzt entschlossen, sein Werk aus der Hand zu geben.

Wie verabredet, übergab er sein Manuskript Giese, der es an Rheticus sandte, um es dem Nürnberger Drucker Petrejus zu übergeben.

Seine Gedanken folgten seinem Manuskript, mit dem er einen Teil seines Lebens aus der Hand gegeben hatte, vielleicht den letzten Teil. Er wußte, daß sein Lebensfaden aufs äußerste gespannt war.

Im späten Frühjahr 1542 genoß Copernicus die Sonnenwärme. Er trank den Duft der frischen Erde, der Blätter und Blüten. Jeder Grashalm, jedes Tier, Farben und Töne erregten seine Sinne. Noch nie hatte er das Wunder, zu leben, zu atmen, zu sehen, zu hören, zu fühlen, zu denken, so stark erlebt.

Sein Lebenswerk lag in der Fremde, aber gute Freunde überwachten es. Die Fähigkeit des Menschen, die Wahrheit zu erkennen, würde siegen, mußte siegen, die Vernunft, die Klugheit und Güte, Verstehen und Liebe umschloß.

Copernicus hatte das Gefühl, sein Werk schützen zu müssen gegen die Überfälle der Schwätzer und Verleumder, der Glaubenseiferer in beiden Lagern, die nicht nach ihrer Vernunft, sondern nach dem Wort eines Apostels oder Vorgesetzten reden würden. Und es schien ihm am besten, sich direkt an den Papst zu wenden, ihm sein Werk zu widmen als Zeichen seines Vertrauens, aber auch als sein Bekenntnis zur Wissenschaft.

Je widersinniger seine Lehre von der Erdbewegung jetzt den meisten auch erschien, der Nebel würde durch die Beweise schon verschwinden. Dieser Meinung waren auch seine Freunde, gelehrte Männer wie der Kardinal Schönberg oder der Bischof Giese, die ihn alle ermahnt hatten, sein Buch herauszugeben.

Schließlich war er, Nicolaus Copernicus, nur dadurch zu seinen

Untersuchungen veranlaßt worden, daß die Vorstellungen der Astronomen die wahren Bewegungen der Himmelskörper nicht wiedergeben konnten. Es war, als wollten sie Hände, Füße, Kopf und andere Glieder von unterschiedlicher Größe zusammensetzen. Die nicht zueinander passenden Teile stellten ein Ungeheuer, aber kein harmonisches Ganzes dar.

Ganz anders aber erschien das Weltall, wenn die Bewegungen der anderen Planeten auf einen Kreislauf der Erde bezogen und nach ihm berechnet wurden. Dann ließen sich die Erscheinungen, die man am Himmel beobachten konnte, gut erklären.

Rang und Ansehen des Papstes unter den Wissenschaftlern konnten sein Werk gegen den Biß der Verleumder schützen, wenn es auch im Sprichwort hieß, gegen den Biß der Verleumder gäbe es kein Mittel.

Deshalb mußte Copernicus die Grenze seines Vertrauens abstecken. Er durfte sein Werk zwar der Gunst des Papstes anvertrauen, es ihr aber nicht ausliefern.

Es war ja wohlbekannt, daß Lactantius, ein berühmter Schriftsteller, aber ein schlechter Mathematiker, recht kindisch von der Form der Erde gesprochen und die verspottet hatte, welche die Kugelgestalt lehrten. Darum wäre es sicher nicht verwunderlich, wenn solche Leute auch ihn, Nicolaus Copernicus, verlachen würden.

Nicolaus schmunzelte über sein Vorwort. Es war eine spitze Waffe gegen alle, die der Wahrheit entgetreten würden, die aus vorgefaßten Meinungen die Welt nicht sehen konnten oder wollten, wie sie wirklich war. Das aber war und blieb die höchste Aufgabe des Forschers: die Welt zu erklären, wie sie war. Daraus leitete sich alles andere ab, das Verständnis für die Dinge und das richtige Handeln.

Dieses Vermächtnis hörte sich einfach an, aber es war nicht leicht, ihm zu folgen. Wünsche, Hoffnungen, viele Leidenschaf-

ten stellten sich dem Streben nach ruhiger Sachlichkeit entgegen. Er selbst hatte ein glückliches Naturell gehabt. Trotzdem war sein Leben nicht frei von Irrungen, und es war vielen Einwirkungen ausgesetzt gewesen.

Wenn er sich dennoch zurechtgefunden hatte, oft unter Schmerzen, dann nur, weil er sich immer wieder darauf besonnen hatte, daß die Dinge ohne ihn da waren. Ob als Arzt oder Ökonom, als Verwalter oder Astronom, stets hatte er versucht, die Erscheinungen zu befragen, in ihre Geheimnisse einzudringen.

Ein Leben war kurz, das Gedächtnis eines Menschen nicht so stark, um alles zu behalten und zu bedenken. Er war stolz auf sein Werk, aber er empfand zugleich Ehrfurcht vor dem, was vor ihm geschaffen worden war.

In tiefer Ruhe erlebte er den ausgehenden Sommer, den Zug der Vögel nach dem Süden und Südwesten. Noch einmal jung sein können und aufbrechen, wohin der Wunsch ihn trieb, zusehen, wie Buchstabe um Buchstabe gesetzt und sein Buch gedruckt wurde.

Ob er es noch zu sehen bekam?

Rheticus schrieb ihm, daß die Arbeit gut voranschritte. Osiander würde jetzt den Druck überwachen, da er in Wittenberg Vorlesungen halten mußte.

Osiander? Das war keine gute Nachricht, denn er hatte ihn vor einem Jahr überreden wollen, sein Werk als eine Hypothese auszugeben. Aber Rheticus hielt viel von ihm. Nicolaus Copernicus kannte ihn nur durch Briefe. Er mußte ihm vertrauen.

Epilog

Als Rheticus im Januar 1543 erfuhr, daß Nicolaus Copernicus einen Schlaganfall erlitten hatte und rechtsseitig gelähmt war, bat er Osiander und Petrejus, den Druck des Werkes so schnell wie möglich fertigzustellen und das erste Exemplar durch einen Boten nach Frombork zu schicken wie auf den Flügeln des Windes.

Osiander hatte gegenüber dem großen Astronomen kein reines Gewissen. Er hatte zwar den Druck mit besten Kräften unterstützt, aber ein Vorwort in das Werk hineingeschmuggelt, das Copernicus nicht billigen würde.

Damit wollte er den Angriffen der Theologen und Philosophen den Wind aus den Segeln nehmen. Er hatte es so hingestellt, daß die eigentliche Aufgabe des Astronomen darin bestand, den Verlauf der Himmelsbewegungen aus genauen Beobachtungen zu ermitteln und nach den Ursachen zu forschen. Konnte er diese in voller Wahrheit auf keinerlei Weise finden, so mußte er beliebige Hypothesen ausdenken, die eine Berechnung jener Bewegungen nach den Sätzen der Geometrie ermöglichten.

Beiden Aufgaben hatte der Meister ausgezeichnet genügt. Es war nämlich nicht nötig, daß diese Hypothesen wahr waren, es genügte schon allein, wenn sie eine Rechnung ermöglichten, die zu den Beobachtungen paßte.

Osiander hatte das Vorwort nicht mit seinem Namen unterzeichnet. Dem aufmerksamen Leser mußte es trotzdem auffallen, daß es nicht von Copernicus stammte. Das würde den Gelehrten vielleicht besänftigen. Aber es konnte auch der Eindruck entstehen, Copernicus habe nur eine richtige Grundlage für die Berechnung der Planetenbahnen schaffen wollen.

Osiander selbst hielt sein Vorwort für ebenso genial wie die Erfindung des Trojanischen Pferdes durch Odysseus, denn es würde die Aufnahme dieses so unwahrscheinlich kühnen und umwälzen-

den Werkes erleichtern. Doch er hatte es ohne Zustimmung von Copernicus drucken lassen.

Außerdem hatte er noch eine zweite Sünde begangen, nämlich Copernicus' Einleitung zu seinem ersten Band herausgenommen. Dort hatte Copernicus der Astronomie den höchsten Rang unter den Wissenschaften angewiesen, den seit erdenklichen Zeiten die Theologie innehatte. Das würde die Theologen und Philosophen in Wut und Panik versetzen, die katholischen ebenso wie die lutherischen, und sie würden ob dieser Anmaßung Copernicus' Werk verdammen.

Osiander war sich bewußt, daß er trotz bester Absicht eigenmächtig gehandelt hatte, und er fühlte sich gegenüber Copernicus schuldig. Giese und Rheticus würden ihm ebenfalls Vorwürfe machen, aber sie waren schließlich nicht die Verfasser. Vielleicht war es ganz gut, wenn Copernicus die ganze Geschichte nicht mehr erlebte.

Andererseits fühlte er sich dem großen Astronomen verpflichtet, und so folgte er dem Wunsch seines Freundes Rheticus und drängte Petrejus, den Druck zu beschleunigen.

Als der Bote am 24. Mai 1543 den Domberg hinauftritt, läutete die Totenglocke. Sonnenstrahlen drangen durch die leicht bewegten Blätter; Licht und Schatten spielten auf dem Weg. Das Wasser des Haffs lag glatt wie ein Spiegel.

Der Domherr Donner, der für Copernicus in den letzten Monaten gesorgt hatte, öffnete das Paket, nahm das Buch heraus und betrachtete es, ohne es aufzuschlagen. Er führte den Boten in das Zimmer, in dem Copernicus aufgebahrt war.

Zwei Kerzen brannten neben seinem Kopf, der bleich und gelöst auf dem Kissen lag. Während der Bote eine Kerze anzündete, legte der Domherr das Buch Copernicus unter die gefalteten Hände auf die Brust.

Draußen zankten sich die Möwen mit den Dohlen. Die Schatten wurden länger. Langsam drehte sich die Erde in die Nacht. Der Sonnenkörper versank in gelbroter Glut. Die Mondsichel stieg aus dem Meer. In dem dunklen Blau des Himmels glitzerten unverändert die Sterne.

Zeittafel

- 1473 19. Februar Nicolaus Copernicus geboren
- 1476 Bauernaufstand unter dem „Pfeifer von Niklas-
hausen“.
Weitere Bauernaufstände in Holland (1491), im
Elsaß (1493), in Baden (1502), im Breisgau
(1513), in Württemberg (1514), in Österreich und
in der Schweiz (1515)
- 1477 Gründung der Universitäten in Upsala, Mainz,
Tübingen
- 1482 Vordringen der Türken auf dem Balkan
- 1484 Papst Innozenz VIII. verlangt verstärkte Verfol-
gung von „Hexen“ in der „Hexenbulle“. Drei Jahre
später werden in dem Buch „Hexenhammer“ die
Kennzeichen für „Hexen“ beschrieben
- 1486 Maximilian I. wird deutscher Kaiser
Bartholomeo Diaz umsegelt das Kap der Guten
Hoffnung
- 1488 Vasco da Gama umsegelt Afrika
- 1489 Der Nürnberger Holzschnitzer Veit Stoß voll-
endet den Altar der Marienkirche in Kraków
- 1491–1494 Studium N. Copernicus' an der Universität Kra-
ków
- 1492 Christoph Kolumbus entdeckt Amerika.
Alexander VI. wird Papst für den Preis von
150 000 Dukaten.
Martin Behaim schafft den ersten Erdglobus
- 1493 Die illustrierte Weltgeschichte von Hartmann
Schedel erscheint in Nürnberg
Leonardo da Vinci entdeckt die Ursache des räum-
lichen Sehens

- 1494 Sturz der Medici durch einen Volksaufstand in Florenz
- 1495 Die Werke von Aristoteles werden in griechischer Sprache in Venedig gedruckt
- 1496–1500 Studium N. Copernicus' in Bologna
- 1497 Privileg für die Leipziger Messe durch Kaiser Maximilian I. erteilt
- 1497 N. Copernicus erhält ein Kanonikat (Domherr) des Domkapitels in Frombork
- 1498 Der Seeweg nach Indien durch Umschiffung Afrikas von Vasco da Gama entdeckt
Savonarola wird in Florenz als Ketzer verbrannt
- 1499 Küste Südamerikas durch Amerigo Vespucci entdeckt. Nach ihm wird Amerika benannt
- 1500–1501 N. Copernicus verlebt einige Monate in Rom und Lidzbark
- 1501–1503 N. Copernicus studiert in Padua Medizin und beendet in Ferrara sein Rechtsstudium mit der Doktorprüfung
Anschließend kehrt er nach Warmia zurück und arbeitet als Sekretär und Leibarzt seines Onkels, des Bischofs Watzenrode, bis 1511
- 1509 N. Copernicus läßt seine Übersetzung der Episteln des Theophylaktos Simocatta in Kraków drucken
- 1509 Erasmus von Rotterdam verspottet in dem Buch „Lob der Torheit“ kirchliche Vorurteile
- 1510 Erfindung der Taschenuhr durch Peter Henlein
- 1511–1512 N. Copernicus arbeitet den Grundriß „Commentariolus“ seiner heliozentrischen Theorie aus und verschickt einige Abschriften an Freunde
- 1512 Michelangelo Buonaroti beendet das Deckengemälde in der Sixtinischen Kapelle

- 1514 N. Copernicus lehnt es ab, an der in Rom stattfindenden Konferenz zur Kalenderreform teilzunehmen
- 1516 Thomas More schreibt sein Buch „Utopia“ (Über die beste Staatsform und die neue Insel Utopia)
- 1516–1519 N. Copernicus übernimmt im Auftrag des Domkapitels das Amt des Statthalters (Landpropst) in Olsztyn
- 1517 Martin Luther schlägt 95 Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg – Beginn der Reformation
Der Papst erlaubt den Handel mit schwarzen Sklaven
- 1518 Raffaello Santi arbeitet an seinem Gemälde „Sixtinische Madonna“
Chinesisches Porzellan kommt nach Europa
Ulrich Zwingli beginnt die Reformation in der Schweiz
- 1519–1521 Krieg zwischen dem Ritterorden und der polnischen Krone, in dem große Teile Warmias erobert und verwüstet werden
N. Copernicus übernimmt erneut das Amt des Statthalters von Olsztyn und organisiert die Verteidigung der Stadt
- 1519–1522 N. Copernicus verfaßt eine Schrift über die Münzreform
- 1519 Fernão Magalhães beginnt die erste Weltumseglung
Ihr Ergebnis ist der praktische Beweis für die Kugelgestalt der Erde
Karl V. wird deutscher Kaiser
- 1522 Martin Luther übersetzt die Bibel in Deutsche
- 1522 Beginn des Bauernkrieges

- 1523 N. Copernicus übernimmt für sechs Monate das Amt des Generaladministrators bis zur Bestätigung des neuen Bischofs
- 1524–1533 N. Copernicus erarbeitet sein Hauptwerk „De revolutionibus“, in dem er das heliozentrische Welt-system begründet und die ptolemäische Theorie widerlegt
- 1525 Martin Luther wendet sich in zwei Schriften gegen die deutsche Revolution (Bauernkrieg)
- 1525 Nach dem Friedensvertrag von Kraków wird das Ordensland in ein Herzogtum umgewandelt, das der ehemalige Hochmeister vom polnischen König als Lehen empfängt
- 1526 Ende des deutschen Bauernkrieges
Der Reichstag zu Speyer erkennt den Protestantismus an
Hans Holbein schnitzt den „Totentanz“
- 1528 Wiedertäufer fordern revolutionäre Verwirklichung des Urchristentums
- 1529 Die Reformation wird vom Reichstag verboten
- 1530 Das Tretspinnrad wird erfunden
- 1532 Auf dem Nürnberger Reichstag wird der Religions-frieden beschlossen
- 1533 Die Kunde von Nicolaus Copernicus' neuem Welt-system verbreitet sich durch mündliche Berichte
- 1533–1535 Aufstand der Wiedertäufer von Münster
- 1535 Karl V. erobert Teile von Nordafrika
- 1537 Handelsbörsen entstehen in Nürnberg und Augsburg, drei Jahre darauf in Hamburg und anderen Städten
- 1538 Der Kaffee gelangt nach Europa
- 1539–1541 Joachim Rheticus studiert unter Anleitung von

- Nicolaus Copernicus das Werk „De revolutionibus“
und veröffentlicht darüber 1539/40 einen Bericht
und kurze Zeit später ein Kapitel aus Copernicus’
Buch über Trigonometrie
- 1541–1542 N. Copernicus schließt die Arbeit an seinem Werk
ab und gibt die Erlaubnis zum Druck
- 1543 Nicolaus Copernicus’ Werk „De revolutionibus
orbium coelestium“ erscheint in Nürnberg
- 1543 Andreas Vesalius’ (1513–1564) Buch „De Humani
Corporis Fabrica“, die erste vollständige Anatomie
des menschlichen Körpers, erscheint
- 1543 24. Mai Nicolaus Copernicus gestorben

Personenverzeichnis

- Agricola (Georg Bauer) (1494–1555) Begründer der Bergbaukunde und Mineralogie; beschreibt in seinem Buch „De Re Metallica“ Verfahren im Bergbau und in der Metallurgie
- Albertus Magnus, Albert der Große (1193–1280) Albert Graf von Bollstädt; bedeutender Gelehrter des Mittelalters; Dominikaner; verband die Erkenntnisse der griechischen Wissenschaft (Aristoteles) mit der christlichen Lehre
- Archimedes (287–212 v. u. Z.) Mathematiker und Physiker; fand die Gesetze des Hebels und des Auftriebs, konstruierte ein Schneckenrad (Archimedische Schraube) und setzte sich für Anwendungen der Physik in der Praxis ein
- Aristarch von Samos (etwa 320–250 v. u. Z.) Griechischer Astronom; lehrte das heliozentrische Weltbild und die Methode, das Verhältnis der Entfernungen der Sonne und des Mondes von der Erde zu bestimmen
- Aristoteles (384–422) Neben Plato der bedeutendste Philosoph der antiken Philosophie; beeinflusste das philosophische Denken bis in die Neuzeit; begründete die Logik; schuf ein umfassendes philosophisches System der Natur und Gesellschaft
- Avicenna (980–1037) (arabisch Ibn Sina), Arzt und Philosoph aus Tadshikistan; schuf eine philosophische Enzyklopädie; lehrte die materielle Grundlage der Welt. Seine medizi-

	nischen Lehren waren im Mittelalter hoch geschätzt
Belon, Pierre (1517–1564)	Arzt und Naturforscher; begleitete eine Expedition in den Nahen Osten
Bessarion, Johannes (1395–1472)	Humanist, Kardinal von Konstantinopel, später Erzbischof von Nizäa; förderte Kunst und Wissenschaft, besonders die Astronomie
Biringuccio, Vanoccio (1480–1539)	Schrieb ein hervorragendes Buch über die Metall-, Glas- und chemische Produktion (Pyrotechnica)
Boccaccio, Giovanni (1313–1375)	Dichter, Humanist; entwickelte die volkssprachliche Novelle und die Rahmenerzählung (Decamerone)
Borgia, Lucretia (1480–1519)	Tochter des späteren Papstes Alexander VI.; Frau des Alfonso d'Este, Herzog von Ferrara; Förderin von Künstlern und Gelehrten
Brudzewo, Albertus (1445–1497)	Bedeutender Astronom und Mathematiker an der Universität Kraków
Buridan, Johannes (um 1300–etwa 1358)	Französischer Logiker und Naturphilosoph; kommentierte aristotelische Schriften und kritisierte einige Ansichten der Scholastik
Callimachus	Humanistischer Beiname für den Italiener Philipp Buonacorsi aus Florenz, einen führenden Vertreter des Humanismus, der um 1450 am Hofe des Königs von Polen, Kasimirs IV., Zuflucht fand, nachdem er den Verfolgungen Papst Pauls II. entkommen war. C. unterrichtete die Söhne des Königs und beein-

	flußte das geistige Leben der Universität Kraków und Polens
Catull, Gaius Valerius (87–54 v. u. Z.)	Lyriker; schrieb Gedichte, Epigramme, Lieder von natürlicher Empfindung und Kraft
Celtes, Conrad (1459–1508)	Dichter; Verbreiter des Humanismus, Lehrer an den Universitäten Ingolstadt und Wien; war von 1488 bis 1491 in Kraków, studierte bei Brudzewo Mathematik; hielt Vorlesungen über Cicero, Vergil, Seneca, Ovid
Cicero, Marcus Tullius (106–43 v. u. Z.)	Berühmter römischer Staatsmann, Redner und Schriftsteller; Verteidiger der Republik
Corvinus, Laurentius (um 1463–1527)	Seit 1489 Magister an der Krakówer Universität, später Stadtschreiber in Thorn und Breslau, Schüler von Celtes; war zeitlebens mit N. Copernicus befreundet
Dantiscus, Johannes (1485–1548)	Dichter, Diplomat, Bischof
Dürer, Albrecht (1471–1528)	Maler und Graphiker aus Nürnberg
Eudoxos von Knidos (um 408 bis etwa 355 v. u. Z.)	Griechischer Mathematiker; bearbeitete die Lehre von den Proportionen (Goldener Schnitt) und begründete das von Ptolemäus ausgeführte Planetensystem
Erasmus von Rotterdam (1466–1536)	Bedeutender Humanist des 16. Jh., Schriftsteller und Kritiker; bekämpfte Scholastik und Papsttum
Euklid (um 300 v. u. Z.)	Griechischer Mathematiker; schrieb das bedeutende Lehrbuch „Elemente“; gab

	der Mathematik einen streng wissenschaftlichen Aufbau
Galen (Galenos) (130–200)	Berühmter Arzt; systematisierte die medizinischen Kenntnisse seiner Zeit; gab genaue Anweisungen für die Dosierung der Arzneien
Fracastoro, Girolamo (1478–1553)	Arzt, Philosoph in Padua; führte die Ansteckung auf lebende Keime zurück; lehnte das Dogma der Unsterblichkeit der Seele ab und vertrat materialistische Ideen wie sein Lehrer Pietro Pomponazzi
Gutenberg, Johann (um 1394–1468)	Erfinder des Typengießinstrumentes und der Buchdruckkunst mittels geometrisch gegossener beweglicher Einzeltypen. Verbesserte die Druckpresse
Hipparch von Nizäa (um 190–120 v. u. Z.)	Astronom, Mathematiker; förderte wissenschaftliche Beobachtung der Sterne, verfaßte einen Katalog von über 1000 Fixsternen; führte die geographischen Koordinaten (Länge und Breite) ein; begründete die Trigonometrie
Hippokrates (460–377 v. u. Z.)	Arzt; begründete die wissenschaftliche Heilkunde und ärztliche Ethik in Griechenland
Homer (um 800 v. u. Z.)	Altgriechischer Dichter; schrieb Ilias und Odyssee
Horaz (65–8 v. u. Z.)	Römischer Lyriker; schrieb Oden, Episteln, Satiren mit scharfer Charakterzeichnung
Hus, Johannes (1369–1415)	Tschechischer Reformator; Rektor der Prager Universität. Agitator der natio-

Koburger, Anton (1445–1513)	nalen und sozialen Freiheitsbewegung der Hussiten. Auf Befehl des Papstes verhaftet und am 6. Juli 1415 zum Tode auf dem Scheiterhaufen verurteilt Buchdrucker und Buchhändler in Nürnberg; druckte die Bibel und Schedels „Weltchronik“
Krafft, Adam (1460–1509)	Bildhauer aus Nürnberg; schuf realistische Gestalten im Stil der Spätgotik und Renaissance
Lactantius, Lucius Cäcilius (zwischen 270 und 340)	Schriftsteller, einer der angesehensten Kirchenväter; Lehrer der Beredsamkeit in Nikomedien
Mantegna, Andrea (1431–1506)	Italienischer Maler und Kupferstecher; bildete sich an antiken Werken, studierte die Natur, die menschlichen Formen und die Gesetze der Perspektive
Melanchthon, Philipp (1497–1560)	Humanist und Mitstreiter Martin Luthers, Professor in Wittenberg; systematisierte Luthers Lehren und den Unterricht an protestantischen Universitäten
Novara, Dominicus Maria di (1454–1504)	Italienischer Astronom an der Universität Bologna und Stadtastrologe
Ockeghem, Johannes (1425–1495)	Komponist und Kapellmeister in den Niederlanden und in Frankreich
Occam (Ockham), Wilhelm von (um 1300–1349)	Englischer Theologe und Philosoph der Spätscholastik; kritischer Denker, berief sich auf die Erfahrung und förderte die naturwissenschaftliche Forschung
Osiander, Andreas (1498–1552)	Lutherischer Hauptprediger von Nürnberg; wirkte später in Königsberg. Überwachte den Druck des Hauptwerkes von

	Copernicus und fügte ihm eigenmächtig ein eigenes Vorwort bei
Ovid, Publius (43 v. u. Z.–17 n. u. Z.)	Römischer Dichter; schrieb formvollendete Liebeslieder, Verwandlungssagen und das Buch „Die Liebeskunst“
Paracelsus, Theophrastus Bombastus von Hohenheim (1493–1541)	Arzt, Philosoph und Naturforscher; begründete eine neue medizinische und chemische Lehre
Peurbach, Georg von (auch Purbach) (1423–1461)	Humanist und Astronom; revidierte mit Regiomontan die auf Befehl von Alfons X. hergestellten astronomischen Tafeln; verbesserte die Beobachtungskunst, studierte den griechischen Originaltext des „Almagest“ und begann einen Auszug in lateinischer Sprache zu schreiben
Philolaos (2. Hälfte des 5. Jh. v. u. Z.)	Griechischer Philosoph, Pythagoreer, Mathematiker und Astronom; lehrte die Bewegung der Erde und einer Gegen-erde um ein Zentralfeuer (Sonne)
Pirckheimer, Willibald (1470–1560)	Humanist; übersetzte griechische Schriften ins Lateinische
Platon (427–374 v. u. Z.)	Griechischer Philosoph und Mathematiker; begründete den philosophischen Idealismus mit der Ideenlehre. Danach sind alle sichtbaren Dinge nur Schattenbilder der ewigen Idee, die nur der Geist begreifen könne
Pleydenwurf, Hans (1420–1472)	Kunstmaler in Nürnberg
Pleydenwurf, Wilhelm (1462–1494)	Kunstmaler in Nürnberg
Plutarch	Griechischer Biologe und Schriftsteller

- (etwa 46–120) populärwissenschaftlicher Bücher; schrieb Biographien über berühmte Griechen und Römer
- Pomponazzi, Pietro (1462–1524) Philosoph der Renaissance; kritisierte scholastische Auffassungen, betonte die Wichtigkeit selbständigen Denkens und genauer Beobachtungen
- Ptolemäus, Claudius (etwa 90–160) Geograph, Astronom, Mathematiker aus Alexandria; systematisierte und erweiterte die astronomischen und geographischen Kenntnisse; systematisierte das geozentrische Weltbild in dem Werk „Großes astronomisches System“, das 827 unter dem Titel „Almagest“ aus dem Griechischen ins Arabische und im 13. Jahrhundert ins Lateinische übersetzt wurde. Andere Werke sind: „Anleitung zur Erdbeschreibung“ und „Harmonielehre“
- Pythagoras von Samos (um 580–501 v. u. Z.) Griechischer Philosoph und Mathematiker; nach seiner Lehre waren die Zahl sowie Maß und Harmonie das Grundlegende aller Dinge
- Rabelais, François (1494–1553) Französischer Schriftsteller, Humanist und Arzt; kritisierte in einem volkstümlichen Roman die Mißstände in Kirche und Staat
- Regiomontan (1436–1476) Eigentlich Johann Müller, aus Königsberg in Franken; Mathematiker und Astronom, Schüler von Peurbach, 1475 Erzbischof von Regensburg; vollendete Peurbachs Auszug aus dem „Almagest“

Rheticus, Joachim (1514–1574)	Professor der Mathematik in Wittenberg und Leipzig; Schüler Copernicus' und Verfasser der „Narratio Prima“
Savonarola, Girolamo (1452–1498)	Mönch und einflußreicher Prediger in Florenz; 1498 wegen seiner antipäpstlichen Reden verbrannt
Schedel, Hartmann (1440–1514)	Humanist und Geschichtsschreiber, Arzt; schrieb eine „Weltchronik“, 1493 in Latein und Deutsch gedruckt
Schönberg, Nicolaus von (um 1470–1535)	Bischof von Capua, Diplomat, Kardinal und Berater der Päpste Julius II. und Leo X.
Seneca, Lucius Annäus (um 4 v. u. Z. bis 65 n. u. Z.)	Römischer Philosoph und Politiker, Schriftsteller; schrieb moralphilosophische Briefe und naturwissenschaftliche Abhandlungen
Stoß, Veit (1440–1533)	Bildhauer, Maler, Kupferstecher aus Nürnberg; schuf den Hochaltar der Marienkirche zu Kraków
Terenz, Publius (um 190–159 v. u. Z.)	Sklave, später römischer Lustspieldichter
Thales von Milet (um 624–548 v. u. Z.)	Philosoph; erklärte das Wasser als Urstoff, aus dem alles entstanden sei; begründete die ionische Naturphilosophie
Thomas von Aquino (1225–1274)	Theologe und Philosoph der Scholastik; Lehrer der katholischen Kirche
Tibull, Albius (um 54–19 v. u. Z.)	Dichter; schrieb Elegien und zarte Lyrik über Liebe und Natur
Tizian, Vecelli (um 1477–1576)	bedeutender venezianischer Maler

Toscanelli, Paolo dal Pozzo (1397–1482)	Geograph; vertrat die Ansicht, daß man China und Indien erreichen könnte, wenn man den Ozean in Richtung Westen überquert; beeinflusste Kolumbus
Vergil, Publius (70–19 v. u. Z.)	Römischer Dichter; schrieb „Hirtenlieder“ und das Heldenepos Äneis; galt im Mittelalter und in der Renaissance als größter Dichter
Vischer, Peter d. Ältere (1460–1529)	Vervollkommnete die Kunstgießerei und machte die Gießhütte seines Vaters zur bedeutendsten in Deutschland
Walther, Bernhardt (1430–1504)	Instrumentenbauer, Astronom, Mäzen
Wapowski, Bernhard (um 1470–1535)	Regiomontans Studienfreund Copernicus' in Kraków, später dort Domherr und Sekretär des polnischen Königs; schrieb eine Geschichte Polens
Watzenrode, Lucas (1447–1512)	Domherr, Magister, seit 1489 Bischof von Warmia; Onkel und Förderer von Nicolaus Copernicus
Wolgemut, Michael (1434–1519)	Maler und Zeichner; fertigte kunstvolle Holzschnitte

Wörterklärungen

Abakus	Rechenbrett
Aldebaran	hellster Stern in den Hyaden
Almagest	astronomisches Hauptwerk des Claudius Ptolemäus
Alphonsinische Tafeln	Tabellen über die Örter der Sonne, des Mondes und der Planeten, die Alphons der Weise (1252–1282) nach dem ptolemäischen System anfertigen ließ
Äquinoktium	Tagundnachtgleiche zur Zeit des Frühlings- und Herbstanfangs
Armillar	(Ringkugel) astronomisches Instrument zur Bestimmung der Sternörter
Arrabiati	(ital.) Verrückte
Artistenfakultät	Hier wurden die Grundfächer (die Sieben Freien Künste) für jedes Fachstudium gelehrt (Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Arithmetik, Geometrie, Musik, Astronomie)
Astrologe	Sterndeuter, Wahrsager, der aus der Stellung der Sterne die Zukunft zu erkennen vorgibt
Astrolabium	altes astronomisches Gerät zur Bestimmung der Länge und Breite der Gestirne
Breve	kurzes päpstliches Schreiben
Burse	Wohn- und Kosthaus für Studenten
Codrus	der Bettler, der Arme
Charybdis	Meeresstrudel, speziell in der Straße von Messina; auch Meerungeheuer
Damoklesschwert	eine ständig drohende Gefahr; bekannt nach Damokles, über dessen Haupt der Tyrann von Syrakus ein von einem Haar gehaltenes Schwert schweben ließ

Doge	Staatsoberhaupt der ehemaligen Republiken Venedig und Genua
Dogmatiker	Lehrer der Dogmatik, auch unkritischer Verfechter starrer Lehrsätze
Dreistab	altes astronomisches Gerät (auch Triquetrum genannt) zur Winkelmessung und Bestimmung der Zenitdistanz der Sterne
Dunajec	rechter Nebenfluß der Wisła
Eminenz	Hoheit; Titel der Kardinäle
Ephemeriden	In der Astronomie die vorausberechneten geozentrischen Örter der Himmelskörper
Epigramm	Sinn- oder Spottgedicht
Epitome	kurzer Auszug aus einem literarischen oder wissenschaftlichen Werk. Name des von Peurbach begonnenen und von Regiomontan fertiggestellten Auszugs aus dem „Almagest“ des Ptolemäus
Epizykel	Kreislinie um einen Mittelpunkt, der auf einer Kreisbahn ständig fortrückt
Euböa	zweitgrößte Insel Griechenlands und des Ägäischen Meeres
exzentrisch	vom Mittelpunkt abweichend
geozentrisch	auf die Erde als Mittelpunkt bezogen
Gnomon	siehe Quadratum
Gottesurteil	Gerichtsverfahren, bei dem bestimmte Zeichen als ein Urteil Gottes ausgelegt wurden
Häretiker	Ketzer
heliocentrisch	auf die Sonne als Mittelpunkt bezogen
Hiobsbotschaft	Unglücksbotschaft; nach Hiob, einer Gestalt der Biblischen Geschichte

Horoskop	Schema der Konstellation der Gestirne zu einem bestimmten Zeitpunkt. Man glaubte, daraus die Zukunft voraussagen zu können
Hyaden	Sterngruppe am Kopf des Stiers
Hypothese	Voraussetzung; noch unbewiesene, aber als Hilfsmittel der wissenschaftlichen Erkenntnis dienende Annahme, der eine gewisse Wahrscheinlichkeit zukommen muß
Ilias	Heldengedicht von Homer vom Untergang der Stadt Ilium (Troja)
Jakobsstab	eines der ältesten astronomischen Instrumente zur Bestimmung der Winkelabstände der Sterne
Janitscharen	(neues Heer) türkische Truppe, 1329 von dem osmanischen Sultan Orchan aus christlichen Gefangenen gebildet, die sich zum Islam bekehren ließen
Kanonikat	Amt und Würde eines Kanonikers
Kanoniker	Mitglied eines Dom- oder eines Stiftskapitels
Kanonisches Recht	Rechtsordnung der katholischen Kirche
Kapitel	Körperschaft und Versammlung von Geistlichen, z. B. an Domkirchen
Kleriker	katholischer Geistlicher; Mitglied des Klerus einschließlich derjenigen, die nur die unteren Weihen empfangen haben
Klerus	der geistliche Stand
Koadjutor	Stellvertreter in einem Amt, Gehilfe
Konfession	Glaubensbekenntnis; Gesamtheit von Menschen gleichen Bekenntnisses
Konstellation	in der Astronomie: Stellung der Planeten zueinander sowie zu Sonne und Erde

konzentrisch	mit gemeinsamem Mittelpunkt
Lateran	päpstlicher Palast in Rom
Libell	Büchlein; Schmä-, Klageschrift
Lepra	Aussatz
Madrigal	mehrstimmiger Chorgesang
Meile	altes Wegemaß
Mitra	Kopfbedeckung eines Bischofs
Morea	seit dem 13. Jh. Name für den Peloponnes, eine griechische Halbinsel
Notabeln	die sogenannten vornehmen Herren aus Adel, Klerus und drittem Stand (hohe Beamte usw.)
Opposition	hier: Stellung eines Planeten zur Sonne
Parallaxe	Abweichung; der Winkel zwischen den von zwei verschiedenen Standorten aus nach dem gleichen Punkt gerichteten Linien
Pektorale	Brustkreuz eines Bischofs
Pfründe	Einkunftsquelle für Geistliche
Piagnonie	(ital.) Heuler
Planet	Wandelstern
Prälat	Bezeichnung für hohen kirchlichen Würden- träger
Präzession	in der Astronomie: das allmähliche Vorrücken der Tagundnachtgleichen
Prior	Vorsteher eines Klosters
promovieren	die Doktorwürde erlangen
Pruszy	Provinz des polnischen Königreiches, die Autonomie und besondere Privilegien besaß
Quadrant	Viertelkreis; älteres Gerät zur Bestimmung von Gestirnhöhen
Quadratum	(Gnomon) Gerät zur Bestimmung der Äquinoktien und Solstitien
Raba	rechter Nebenfluß der Wisła

Scholastik	mittelalterliche, durch die christlichen Dogmen begrenzte philosophisch-theologische Denkweise
Signoria	Rat der Stadt Florenz
Simonie	nach kanonischem Recht unzulässiger Erwerb bzw. Verkauf geistlicher Ämter
Skutarie	Stadt in Albanien
Solstitium	Höchst- und Tiefststand der Sonne.
Soutane	langer Leibrock der katholischen Priester
Tarnobrzeg	Stadt an der Wisła
Tassel	Mantelschließe, im 13. und 14. Jh. gebräuchlich
Tierkreis	Bezeichnung für die zwölf Sternbilder (Tierkreiszeichen)
tolerant	die Meinung anderer achtend
Tonsur	kahlgeschorene Stelle auf dem Kopf (bei katholischen Geistlichen)
Triquetrum	siehe Dreistab
Vaganten	fahrende, umherziehende Studenten, auch Dichter, Spielleute und Sänger, die ihre Dienste anboten, Gesellschaften unterhielten
Vikar	Stellvertreter im geistlichen Amt
Warmia	eine besondere administrative Einheit von Pruszy, die vom Bischof regiert wurde
Wawel	Schloßberg von Kraków
Wisłoka	rechter Nebenfluß der Wisła
zelebrieren	eine Messe lesen; feierlich begehen
Zölibat	Ehelosigkeit; in der katholischen Kirche ist jeder zum Priester Geweihte dazu verpflichtet
Zykel	Kreis

Vom gleichen Autor erschienen bisher im Kinderbuchverlag:

Die Entdeckung des Unsichtbaren

Illustrationen von Karl-Heinz Birkner

192 Seiten · Leinen mit Schutzumschlag · 8,50 M

Best.-Nr.: 628 833 7

Für Leser von 13 Jahren an

Jahrzehntelang waren nur sieben Metalle bekannt. Man sah Feuer und Wasser, Luft und Erde als Elemente an. Und doch wurden in diesen Jahrzehnten die Voraussetzungen für die moderne Chemie geschaffen. Von der Bezwingung des Feuers vor hunderttausend Jahren bis zur Erklärung des Verbrennungsprozesses durch Lavoisier, von der Elementenlehre des Aristoteles bis zur Atomtheorie Daltons erlebt der Leser die wichtigsten Etappen der Chemie-Geschichte.

Knallsilber

Illustrationen von Karl-Heinz Birkner

224 Seiten · Pappband mit Styx · 5,80 M

Best.-Nr.: 628 380 0

Für Leser von 13 Jahren an

Leben und Wirken des großen Wissenschaftlers Justus von Liebig stehen im Mittelpunkt dieses Buches. Es ist das Abenteuer eines Forscherlebens, es ist die Wissenschaft als Abenteuer, es ist eine packende und anregende Lebensgeschichte.

Der Kinderbuchverlag Berlin

Wer einem Stern folgt

Illustrationen von Karl-Heinz Birkner

256 Seiten · Pappband mit Folie · 7,80 M

Best.-Nr.: 628 381 9

Für Leser von 12 Jahren an

Eine Geschichte der Chemie im 18. und 19. Jahrhundert in biographischen Zeitbildern. An der Seite solcher Pfade der Chemie wie Acharn, Davy, Liebig, Wöhler, Mendelejew und Marie Curie nimmt der junge Leser im literarischen Erlebnis am Vorstoß ins Unbekannte teil. Zeittafeln, Namen- und Sachregister vervollständigen das Buch zu einem wissenschafts-historischen Nachschlagewerk.

Das strahlende Metall

Illustrationen von Renate Jessel

200 Seiten · Leinen mit Schutzumschlag · 5,20 M

Best.-Nr.: 629 326 7

Für Leser von 12 Jahren an

Wilhelm Strube zeichnet in diesem Buch das Bild von Marie und Pierre Curie, zweier ungewöhnlicher, liebens- und achtenswerter Charaktere, und einiger anderer Persönlichkeiten, die sich um sie herum gruppieren, und das Bild einer Zeit, die das Wirken dieser Gruppe von Personen beeinflußt und die von dem Wirken dieser Personen, die an der Schwelle des Atomzeitalters standen, schließlich in spürbarem Maße beeinflußt wird.

Der Kinderbuchverlag Berlin

Einband und Schutzumschlag von Bernhard Nast

Alle Rechte vorbehalten

Printed in the German Democratic Republic

Издано в Германской Демократической Республике

Lizenz-Nr. 304-270/71/74-(15)

Gesamtherstellung: Karl-Marx-Werk Pößneck V 15/30 · 1. Auflage

LSV 7502

Für Leser von 13 Jahren an

Best.-Nr. 629 271 5

EVP 0,60

